

TAUSEND TRÄNEN, TAUSEND HOFFNUNGEN

CHRISTIANE BIRD

Reisen durch Kurdistan



 NATIONAL
GEOGRAPHIC

FREDERKING & THALER



Christiane Bird wurde in New York geboren und verbrachte während der Kindheit drei Jahre mit ihrer Familie im Iran, wo ihr Vater als Arzt arbeitete. Die Absolventin der Yale University ist als Kulturredakteurin und Journalistin für amerikanische Magazine und Zeitungen wie die *Washington Post*, das *Wall Street Journal* und die *Chicago Tribune* tätig. Sie hat bereits mehrere Kulturführer und Sachbücher veröffentlicht, darunter den mehrfach ausgezeichneten Bericht einer Reise durch den Iran und einen von der Fachpresse hoch gelobten Jazz- und Bluesführer.

Christiane Bird unternahm ihre Reisen im Jahr 2002.

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

NATIONAL GEOGRAPHIC ADVENTURE PRESS

Reisen · Menschen · Abenteuer

Die Taschenbuch-Reihe von

National Geographic und Frederking & Thaler

1. Auflage Juni 2006, erstmals im Taschenbuch

© 2004 Frederking & Thaler Verlag GmbH, München

© 2004 Christiane Bird

Titel der Originalausgabe: A Thousand Sighs, a Thousand Revolts
erschienen bei Ballantine Books, einem Unternehmen der Random House

Publishing Group, New York

Alle Rechte vorbehalten

Aus dem Amerikanischen von Frank Auerbach
unter Mitarbeit von Tracy J. Evans und Theresia Übelhör

Text und Innenteilfotos: Christiane Bird

Umschlagfotos: v. o.: Michael Yamashita; v. u. und hinten: J. B. Russel

Lektorat: Gerhard Seidl, München

Karte: Jeffrey L. Ward, New York

Umschlaggestaltung: Dorkenwald Grafik-Design, München

Herstellung: Caroline Sieveking, München

Druck und Bindung: Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

ISBN 3-89405-275-9

www.frederking-thaler.de

Das Papier wurde aus chlorfrei gebleichtem Zellstoff hergestellt.

CHRISTIANE BIRD

TAUSEND TRÄNEN, TAUSEND HOFFNUNGEN

Reisen durch Kurdistan

Aus dem Amerikanischen von Frank Auerbach
unter Mitarbeit von Tracy J. Evans und Theresia Übelhör

 NATIONAL
GEOGRAPHIC
FREDERKING & THALER

Tausend Seufzer
tausend Tränen
tausend Rebellionen
tausend Hoffnungen

Aus einem volkstümlichen kurdischen Gedicht

Die Berge und immer nur die Berge
hielten den Blick des alten Mannes fest.
Man muss kein Kurde oder Perser sein,
um die Faszination zu spüren, die sie umgibt.

To Mesopotamia and Kurdistan in Disguise
Ely Bannister Soane

Inhalt

Vorwort	7
Durch die Hintertür	14
Ankunft	35
Eine kleine Lokomotive ...	58
Nach den <i>Al-Anfal</i> -Massakern	81
Irritationen	93
Balanceakte	114
Eine Frage der Ehre	132
Der Engelskult	154
Von Königen zu Parlamentariern	182
Einladungen	206
Die Hamilton Road entlang – mit Abstechern	225
Tag des Gerichts	245
Im »Sicheren Hafen«	266
Von Politik und Poesie	292
Glücklich, wer sich Türke nennen kann	321
Für kein Geld der Welt	358
Die Kurden in der Völkerfamilie	377
Quellen- und Literaturhinweise	394
Danksagung und Hinweis	398

KURDISTAN



Vorwort

Das ganze Jahr 2003 hindurch beherrschten der Irak-Krieg und seine Folgen die Medien. Zu Beginn orakelten unzählige Experten und Klugschwätzer, wann der Krieg beginnen, ob man Massenvernichtungswaffen finden und was der Sturz Saddam Husseins für den Irak und den Nahen Osten bedeuten würde. Vom ersten Angriff auf Bagdad am 20. März bis zu Präsident Bushs Erklärung am 1. Mai, dass die Kriegshandlungen beendet seien, lieferten Reporter gründliche Berichte über alle Details des Konflikts. Sie brachten den Krieg in jedes Wohnzimmer. Auch nachdem der *Shock-and-awe*-Feldzug vorbei und die Statuen Saddam Husseins von ihren Podesten gestürzt waren, hielt der Medienrummel an. Es schien, als sei das Thema Irak zum Dauerbrenner geworden – auch wegen der Anschlagsserien arabischer Terroristen und der Folterungen in Gefängnissen.

Ich hatte oft den Eindruck, dass das Trommelfeuer der Medienberichte mehr ver- als enthüllte. Im Frühjahr 2002 – also ein Jahr vor Kriegsbeginn – war ich drei Monate lang im Nordirak gewesen und im Herbst darauf zwei Monate in den angrenzenden iranischen und türkischen Kurdengebieten, um Kurdistan, das Land der Kurden, zu erkunden: ein Land, das es auf keiner Karte, aber in vielen Herzen gibt. Später erhielt ich die wirklich authentischen Nachrichten von dort nicht durch die Medien, sondern in E-Mails kurdischer Freunde in Irak, Iran und der Türkei. Ihre Botschaften kamen oft knapp und in schlechtem Englisch daher, aber zwischen den Zeilen wurde das eigentliche Drama sichtbar.

BETREFF: Lage ruhig

DATUM: 14. 1. 03

VON: AMIN, DOHUK, IRAK

Liebe Christiane, schön von Dir zu hören! Hier in Kurdistan ist die Lage noch ruhig. Alle Leute freuen sich über die Ankündigung des Krieges und hoffen, er wird das Ende von 13 tragischen Jahren in unserer Geschichte bringen. Irak ohne Saddam wird besser werden.
Herzlich, Amin

BETREFF: Frohes neues Jahr

DATUM: 15. 1. 03

VON: Hiwa, Sanandaj, Iran

Hallo, Christiane! Ein frohes neues Jahr für Dich! Ich verstehe, dass Du gespannt bist wegen des Krieges, aber hier im Iran ist die Armut das Hauptproblem. Inshallah wird der Krieg nicht kommen.
Beste Grüße, Hiwa

BETREFF: Über den Krieg

DATUM: 14. 2. 03

VON: Celil, Diyarbakir, Türkei

Liebe Freundin, Tag für Tag kommt der Krieg näher. Die Menschen hier haben immer mehr Angst. Ich hoffe, es geschieht nichts. Aber die türkische Regierung besteht auf dem Krieg. Ich hoffe, Sie können was tun, um diesen scheußlichen Krieg zu verhindern.
Beste Grüße, Celil

BETREFF: Danke für die E-Mail!

DATUM: 26. 2. 03

VON: Amin, Dohuk, Irak

Liebe Christiane! Die Leute hier haben vor, im Kriegsfall in die Berge zu gehen. Die Anspannung steigerte sich, als man hörte,

dass sich türkische Truppen an den Operationen gegen den Irak beteiligen würden. Die meisten Kurden haben das Gefühl, sie müssten gegen Saddam und die Türken zugleich kämpfen. Was mich betrifft, bereite ich mich auch vor, mit meiner Familie zu flüchten. Es wird eine blutige Auseinandersetzung sein – die Hölle. Ich werde eine Reisetasche packen mit allem, was wir zur Flucht brauchen. Und mitten in dem Durcheinander werde ich die Grenze überqueren und den Irak verlassen. Ich werde nicht das Ende des Krieges abwarten. Es wird kein Ende geben.

Alles Gute, Amin

BETREFF: Wie geht's

DATUM: 27. 2. 03

VON: Zerrin, Dohuk, Irak

Liebe Christiane, es geht mir so weit gut, und ich bin noch heil. Nicht nur ich, auch die meisten anderen Leute sind entschlossen, in die Berge zu gehen, wenn es nötig ist. Wir fürchten den Satan Saddam, wenn er sich an uns rächt, weil wir gute Freunde der USA sind. Ja, für mich geht Gefahr von Bagdad aus, weil man meinen Kopf will. Ich habe noch immer die Leibwächter, die mir vom Gouverneur zugeteilt wurden, und sie folgen mir auf Schritt und Tritt.

Ich bin SEHR BESORGT wegen der türkischen Truppen im Nordirak. Zwei Tage lang war ich in Flüchtlingslagern und versuchte, die Leute dort zu beruhigen. Sie sind sehr VERÄNGSTIGT. Ich kann es gar nicht erwarten, bis Deine Brüder und Schwestern hier ankommen. MEIN TRAUM WIRD WAHR WERDEN! Wir haben hier viel Schnee, und es ist SEHR kalt. Es herrscht großer Mangel an Heizmaterial.

Alles Liebe! Wie immer,

ZERRIN

BETREFF: SALAAM KHOSHGEL!

DATUM: 23. 3. 03

VON: Hiwa, Sanandaj, Iran

Liebe Christiane! Der Krieg hat begonnen und der Irak eine Menge Probleme. Wir Kurden befinden uns seit vielen Jahren im Kriegszustand, deshalb ist das etwas Normales für uns. Im Iran verfolgen die Leute die Nachrichten nur aus Neugier. Fast alle wünschen, dass der Irak Widerstand leisten kann. Sie glauben, die westlichen Streitkräfte seien grausam. Vielleicht werden in den nächsten Tagen Flüchtlinge in den Iran strömen, so wie damals, als Saddam Halabscha mit chemischen Waffen angriff.

Lassen Sie von sich hören, schreiben Sie bald wieder. Ihr Freund
Hiwa

BETREFF: Was für ein Anblick!

DATUM: 12. 4. 03

VON: Zerrin, Dohuk, Irak

Liebste Christiane! Danke für Deine Glückwünsche angesichts der stürzenden Saddam-Statue! Als Erstes möchte ich DIR und allen AMERIKANERN zu der großartigen Leistung und dem SIEG gratulieren. Wir LIEBEN Euer Land und sind stolz auf Eure Soldaten, weil sie uns von dem Satan Saddam BEFREIT haben!

Zweitens – heute bin ich zum ersten Mal ohne meine Leibwächter ins Büro gegangen. Ich kann es kaum glauben. Ist das nicht wundervoll? Ich habe vor, eine GROSSE PARTY im UNO-CLUB zu veranstalten. Du bist HERZLICHST EINGELADEN! Ich bin SO GLÜCKLICH – Du kannst es Dir nicht vorstellen. Lass uns in Verbindung bleiben. Alles Liebe! Deine Schwester im FREIEN IRAK, Zerrin

BETREFF:

DATUM: 13. 4. 03

VON: Nizar, Sulaymaniyah, Irak

Liebe Christiane, Sie können sich die Freude des kurdischen Volkes nicht vorstellen – nie habe ich diese Menschen so glücklich gesehen. Was auch die Zukunft bringen wird, sie kann nicht schlechter werden als die Vergangenheit. Deshalb ist jeder optimistisch. Das beste Geschäft machen die Hersteller von amerikanischen, britischen und kurdischen Fahnen. Fotos von Präsident Bush sieht man an Autos, Läden und Häusern. Tanz und Musik gibt es bis in den späten Abend. Die Leute freuen sich darauf, ohne Beschränkungen, Furcht und Diskriminierung nach Bagdad fahren zu können.

Viele Grüße, Nizar

BETREFF: Brief

DATUM: 28. 4. 03

VON: Soleyman, Teheran, Iran

Liebe Christiane! Nein, wegen des Krieges wird kein besonderer Druck auf die Kurden im Iran ausgeübt. Wir sind sehr glücklich über den Sturz von Saddams Regime. Auch unsere Regierungsleute sind sehr froh, denn Saddam und seine Komplizen waren sehr gefährliche Feinde des iranischen Volkes. Doch jetzt stellt sich eine wichtige Frage: Was ist das nächste strategische Ziel der USA? Was für ein Regime wird dem System Saddams folgen?

Alles Gute, Soleyman

BETREFF: Antwort

DATUM: 2. 5. 03

VON: Amin, Dohuk, Irak

Liebe Christiane, unser Kunstinstitut ist wieder geöffnet, und wir haben schwer zu tun, um alles zu normalisieren – auch die Stim-

mung unter den Studenten. In Dohuk ist alles in Ordnung, auf den Straßen begegnet man vielen amerikanischen Soldaten. Die Amerikaner sind hier willkommen, die Leute mögen und bewundern sie sehr. Kein Soldat kann hier umhergehen, ohne dass die Leute ihm nachlaufen, ihn anhalten, um ihm die Hände zu schütteln, ihn zu begrüßen («Hi!«), ja sogar ihn auf die Wangen zu küssen.

Während des Krieges wollte ich über die Grenze gelangen, hatte aber kein Glück. Nach ein paar Tagen war ich wieder in Dohuk.

Umarmung, Amin

BETREFF: Von Herzen

DATUM: 21. 6. 03

VON: Bayan, Dohuk, Irak

Liebe Frau Christiane, bitte entschuldigen Sie, dass ich so lange nicht geschrieben habe. Wie Sie wissen, habe ich in der Arbeit und auch zu Hause viel zu tun. Egal – wenn Sie mich über den Irak im Allgemeinen befragen, so glaube ich nicht, dass die Lage stabil ist. Wir haben keinen Präsidenten und keine Regierung, also auch keine Stabilität; trotzdem bin ich sehr froh, dass das alte Regime so schnell gestürzt wurde. Tagtäglich entdecken die Iraki neue Massengräber. Unvorstellbar, was für barbarische Schlächter Saddam und seine Anhänger waren! In Kurdistan ist die Lage etwas anders, aber auch hier sind die Leute besorgt. Sie erhalten keine Löhne, alles ist teuer; trotzdem ist es hier besser als in anderen Teilen des Irak. Hoffentlich ist all das bald vorbei.

Beste Wünsche, Bayan

Im Laufe des Jahres 2003 erwog ich wiederholt, ins irakische Nachkriegskurdistan zurückzukehren, um Material für ein Schlusskapitel dieses Buches zu sammeln. Monatelang hegte ich den Plan, die frühere »nördliche Flugverbotszone« erneut zu besuchen, um mir

einen unmittelbaren Eindruck zu verschaffen, welche Änderungen seit dem Sturz des Baath-Regimes eingetreten waren. Nachdem aber die Zukunft des Irak eher weniger als mehr gefestigt zu sein scheint, wurde mir klar, dass ich – von Sicherheitsrücksichten, Reisekosten und dem Termindruck der Buchveröffentlichung abgesehen – eigentlich nicht dorthin zurückkehren wollte. All die Einblicke in eine der ältesten und am wenigsten bekannten Kulturen, die ich während meiner Reisen im Jahr 2002 gewonnen hatte, könnte ich kaum bei einem eiligen Besuch vertiefen, der nur der Besichtigung erster Veränderungen an der politischen Oberfläche gelten würde. Kriege in Kurdistan kommen und enden. Das Leben geht weiter.

Dies ist kein Buch über kurdische Politik oder darüber, wie sich der Irak-Krieg auf die Kurden auswirkt, kein Buch über kurdische Geschichte oder Kultur – obwohl Sie all das hier finden werden. Es ist ein Buch über das kurdische Volk, die Erkundung einer oft übersehenen Gesellschaft, die in den letzten 80 Jahren von Katastrophen, Verbrechen und politischen Fehlleistungen geschüttelt und beinahe vernichtet wurde. Und es ist ein Buch über Reisen und Wanderungen – meine eigenen, aber vor allem die der Kurden.

Durch die Hintertür

Die Familie Maltai lebte in einem geräumigen Haus am Stadtrand von Dohuk im Nordirak. Davor erstreckte sich ein großer Garten, an dessen Rändern purpurrote Blüten im Wind tanzten. Dazwischen standen rote Wildblumen, die Aziz Maltai, der Familienpatriarch, aus den Bergen hierher verpflanzt hatte, und Blumen, deren Samen von Freunden aus Europa geschickt worden waren. In der Mitte des Gartens plätscherte das Wasser eines handgemeißelten Brunnens von Schale zu Schale hinab in einen Blütenteich.

An der Tür standen erwartungsvoll aufgereiht die Frauen. Sie trugen bodenlange Gewänder in Violett, Schwarz, Dunkelgrün und Hellrot, deren lange Spitzenärmel am Rücken zusammengebunden waren, aber genügend Bewegungsfreiheit ließen. Die älteren Frauen hatten den Kopf mit gazeartigen schwarzen oder weißen Schals bedeckt, die jüngeren Frauen trugen das Haar unverhüllt. »*Bikherhati, bikherhati*«, riefen sie (»Willkommen, willkommen!«), küßten mich auf beide Wangen und führten mich in einen großen Raum, der nur mit persischen Teppichen, einem Petroleumofen und abgewetzten Sofas entlang den Wänden eingerichtet war.

Die Frauen standen auf der einen, die Männer auf der anderen Seite; zu Aziz gesellten sich einige seiner neun Söhne und andere männliche Verwandte. Im Gegensatz zu dem Patriarchen, der einen westlichen Anzug und eine rote Krawatte trug, waren viele der anderen Männer mit kurdischen *shal u shapik* bekleidet, was »Hose und Jacke« bedeutet. *Shal u shapik* ähneln bauschigen Fallschirmspringer-Overalls, sie werden traditionell aus Ziegenhaar gefertigt und haben gedämpfte Farben – braun, gelblich, schwarz und weiß.

Um die Taille werden sie mit kunstvoll gewobenen Schärpen zusammengebunden, die bis zu sechs Meter lang sein können. Der Stil von *shal u shapik* wechselt je nach Gegend und Anlass; heute aber trugen alle ihr bestes Stück, denn es war *Newroz* oder Neujahr.

In feinen Tulpengläsern wurde Tee serviert, dazu gab es mit Walnusscreme gefülltes Gebäck, das eigens für diesen Feiertag zubereitet worden war. Und danach brachen wir auf: Aziz und seine Frau, die meisten seiner Söhne und deren Familien, Cousins, die aus Bagdad zu Besuch gekommen waren, und ich. Von aufgeregtem Kindergeschrei begleitet, gingen wir durch den Garten hinaus und bestiegen einen Konvoi von auf Glanz polierten BMWs und Geländewagen. Am vordersten Fahrzeug wehte stolz die farbenfrohe Flagge von Kurdistan mit grünem, rotem und weißem Streifen und einem gelben Sonnenrad in der Mitte.

Aziz setzte mich in einen BMW zu seinem Sohn Siyabend, einem zierlichen, drahtigen Mann mit modisch kleiner Brille und gestärktem *shal u shapik* aus Khaki. Da wir beide eine Zeit lang im Iran gewesen waren, ging man davon aus, dass wir uns auf Persisch unterhalten könnten.

Kurdische Musik dudelte vom Kassettenrekorder, während wir nördlich in Richtung der türkischen Grenze und dann ostwärts in Richtung Iran fuhren. Die schneebedeckten Berggipfel der Türkei wurden sichtbar, dazu eine ausgedehnte Ebene, die in der Sonne wie ein riesiges Silbertablett leuchtete.

»Das ist Silopi, und dieser Berg ist der Cudi.« Siyabend zeigte und erklärte mir einzelne Landschaftsmerkmale entlang der türkischen Grenze. Später erfuhr ich, dass Silopi besonders schwer unter dem türkisch-kurdischen Bürgerkrieg zu leiden gehabt hatte, der 1999 beendet wurde, und dass der Cudi zusammen mit dem bekannteren Berg Ararat von vielen Kurden für den Ort gehalten wird, an dem die Arche Noah gelandet ist.

Wir bogen von der befestigten Straße ab und fuhren einen grasbewachsenen Berghang hinauf. Schon am Vormittag war der Hang zur Hälfte mit Autos voll geparkt und mit stabilen weißen Zelten ausgestattet, die wie winzige Zirkusse aussahen. Kinder spielten Ball, Männer errichteten Holzstöße für Feuer, Frauen plauderten fröhlich miteinander oder kochten, und die Stoffe ihrer Kleider leuchteten in der Sonne.

Nachdem unsere Wagen abgestellt waren, bauten die Männer rasch ein Zelt auf, in das sich sogleich die älteren Frauen zurückzogen, um Feuer zu machen. Einige von uns anderen streiften am Berg umher und suchten nach Wildblumen.

Als wir zurückkehrten, hatte ein Großteil der Familie bereits auf Kissen rund um das jetzt lodernde Feuer Platz genommen. Eine der jüngeren Frauen, eine hübsche mit kastanienbraunem Haar, brachte in einem verbeulten Teekessel Wasser zum Kochen. Eine andere Frau reichte kleine Kuchen herum und eine weitere einen Beutel mit Nüssen. Zwei junge Männer machten ein Spiel, bei dem sie Kieselsteine zwischen sechs Löchern in der Erde bewegten.

Ich schaute über die Ebene, die sich vor uns ausbreitete. Ein Fluss, dessen Farbe ständig zwischen Braun- und Grüntönen wechselte, hatte seinen gewundenen Lauf durch das Land gegraben. Die Gebirgszüge jenseits der Ebene wirkten vorne zunächst niedrig, stiegen dann aber immer mehr an, und eine Bergkette hinter der anderen wuchs höher in den kobaltblauen Himmel, bis sie in den blauweißen Kristallen der türkischen Gebirgskämme gipfelte.

Aziz sprach über seinen Garten. »Ich liebe die Natur, seit ich ein kleiner Junge war«, sagte er. »Und während ich als *peshmerga* in den Bergen kämpfte, rief ich jedes Mal erschreckt ›Oh!‹, wenn ich auf eine Blume trat. Meine Kameraden dachten immer, ich sei auf eine Mine getreten.«

Auf einem großen Plastiktischtuch, das in der Nähe des Feuers auf dem Boden ausgebreitet war, wurde das Mittagessen serviert: *Biryani*-Reis mit Rosinen, Nüssen und Hühnchen; *tershick* oder mit Gemüse und Lammfleisch gefüllte Weizenpastetchen; gegrillte *Ke-babs* mit Tomaten und Zwiebeln; dünnes, knuspriges Brot, das am Morgen in einem Ofen im Freien gebacken worden war; *du*, das orientalische Getränk aus Joghurt und Wasser; ganze Platten mit geheimnisvollem scharfem Gemüse, das auf den Bergen frisch geerntet worden war.



Teezubereitung beim Newroz-Pivknick

Ein Musikantentrio zog an dem Hang unter uns von Zelt zu Zelt, und der Klang der zylindrischen Trommel, der *dohul*, und der kegelförmigen Flöte, der *zirnah*, drang bis weit in die Berge hinauf. Wo auch immer die Musikanten anhielten, ließen die Leute alles stehen und liegen, bildeten eine Reihe und begannen einen kurdischen Tanz. Hände fassten sich, Arme schwangen, Schultern bewegten sich in einem ganz bestimmten, hypnotisierenden Rhythmus: zwei Schritte nach rechts, einer nach links, zurück, nach vorn – und ein Tritt. Der oder die Erste in der Reihe wirbelte ein Taschentuch hoch in der Luft herum, während sich die Leute in die Reihe eingliederten und daraus ausscherten; Männer, Frauen und Kinder tanzten miteinander.

Als die Musikanten unser Zelt erreichten, zogen mich Siyabend und seine Frau vom Boden hoch und zeigten mir, wie ich meine kleinen Finger in die ihren haken müsste, während wir uns dem Reigen anschlossen. Die Tanzschritte waren so einfach, dass auch ein Kind sie vollführen konnte, doch gerade, als ich mich entspannt den Bewegungen hingab, begann ein komplizierterer Tanz. Jetzt sangen alle, wobei die eine Seite des Reigen der anderen mit einem Liebeslied über ein dunkelhaariges Mädchen antwortete. Die Reihe bewegte sich hin und her. Ich stolperte und scherte aus.

Kurz darauf setzten die Musikanten mit einem wilden, kraftvollen Stück ein und jagten alle bis auf fünf Männer von der Tanzfläche. Die – mit *shal u shapik* bekleidet – stampften, sprangen, bogen und drehten sich in einem Tanz, der mir so alt und unverwüstlich, so stolz und frei vorkam wie die Berge selbst. Als ich ihnen zusah, versank die Welt rund um mich – die Männer schienen einsam auf einem öden Berghang zu tanzen, neben ihnen lagen ihre Kalaschnikows aufgestapelt, Wind und Schneegestöber heulten um sie herum, während sie hier eine Pause einlegten in dem erbitterten Guerillakrieg, der seit über 80 Jahren in Kurdistan tobt.

Die Musikanten zogen weiter. Der Tanz endete so jäh, wie er begonnen hatte, und hinterließ eine Leere. Zwei der jüngeren Männer, sie trugen schwarze Pullover, Jeans und Sonnenbrillen, machten sich mit dem neueren, schickeren schwarzen Geländewagen davon, während wir anderen an das heruntergebrannte Feuer zurückkehrten. Die Sonne ging unter. Ein großer, abgemagerter, blinder Bettler, den ein blondes Mädchen führte, wanderte von Zelt zu Zelt.

»Die übelsten Menschen auf der Welt sind die Türken. Und gleich danach kommen die Araber«, sagte Siyabend.

Ich sah ihn an und wusste nicht, was ich darauf sagen sollte. Heikle Themen hatten schon während des ganzen Tages unausgesprochen zwischen uns im Raum gestanden. Bisher wollte keiner von uns sie beim Namen nennen – der Tag war einfach zu schön, und zu viel Hoffnung schwang in der Luft.

»Schauen Sie dorthin.« Siyabend deutete auf einen türkischen Berg in der Ferne, dessen schneebedeckte Spitze jetzt tiefblau bis schwarz in der Dunkelheit versank. »Dort waren wir nach dem Aufstand. Zwei Monate lebten wir in einem Flüchtlingscamp, und dann steckten sie uns in ein Lager bei Mardin. Da waren wir ganze vier Jahre lang.«

»Vier Jahre?«, fragte ich erstaunt. Es war erst mein dritter Tag in Kurdistan, und ich musste noch viel lernen. »Die ganze Familie?«
Er nickte.

»400 starben im ersten Lager«, sagte einer seiner Brüder.

»Im zweiten wollten sie uns mit vergiftetem Brot umbringen«, sagte eine der Frauen.

»Die türkischen Soldaten schlugen die Frauen.«

»Sie traten die Kinder wie Fußbälle.«

»Aber wir konnten nicht zurück. Saddam ...«

»Er vergaste sein eigenes Volk.«

»Er zerstörte 4000 kurdische Dörfer.«

- »Über 180 000 Menschen verschwanden.«
- »Sie fragen sich, wie wir überlebt haben?«
- »Mit Gottes Hilfe.«

Von dem Moment an, als ich in Kurdistan angekommen war, hatte ich das Gefühl, durch die Hintertür der Welt gefallen und in einem tragisch verzauberten Königreich gelandet zu sein, wo Tyrannenburgen sich über nebelverhangene Täler erhoben, schöne Maiden mit verwunschenen Prinzen durchbrannten und Gut und Böse die Schwerter kreuzten. Doch in der Wirklichkeit gab es da kein Königreich – zumindest keines, wie man es im Märchen findet –, aber ich fand das Böse ebenso wie das Gute, Burgen und Täler, Maiden und Prinzen, Zauber und Tragödien.

Die Kurden sind die größte ethnische Gruppe der Welt ohne eigenen Staat. Sie sind ein Volk von etwa 25 bis 30 Millionen Menschen und leben in einem Landstrich, der sich bogenförmig von der Türkei über Syrien, Irak, Iran bis zu Teilen der ehemaligen Sowjetunion erstreckt. Die Mehrzahl bewohnt die Gegend, wo die Türkei, Syrien, Irak und Iran zusammenstoßen. 800 000 Kurden leben in Europa, davon etwa 500 000 in Deutschland. In die USA sind 25 000, nach Kanada 6000 Kurden ausgewandert.

Da Kurdistan kein Staat ist, findet man es normalerweise nicht auf Landkarten. Der geographische Begriff wurde zuerst im 12. Jahrhundert von den seldschukischen Türken gebraucht und war im 16. Jahrhundert allgemein üblich, als große Teile des Kurdengebiets unter die Herrschaft des Osmanischen und des Persischen Reiches fielen. Für die Kurden selbst ist Kurdistan ein tatsächlicher und ein mythischer Ort, eine isolierte, halb verborgene Bergregion, eine Heimat, die in der Vergangenheit Zuflucht vor der tückischen Außenwelt bot – auch vor heimtückischen anderen Kurden.

Mein Interesse an den Kurden wurde 1998 während einer Reise in den Iran geweckt. Als ich dort war, fuhr ich nach Sanandaj, der inoffiziellen kurdischen Hauptstadt im Iran. Mir fiel sofort auf, wie sehr sich diese Gegend vom Rest der Islamischen Republik unterschied – in ihrer herzerreißend einsamen, trotzigten Schönheit. Ungeachtet der großen Zahl von Revolutionsgardisten auf den Straßen traten die Männer stolz auf, und die Frauen schritten mit erhobenem Haupt einher. Diese Menschen ducken sich nicht, dachte ich, kein Wunder, dass sie sich von dem islamischen Regime nicht einschüchtern lassen, sondern es nervös machen.

In Sanandaj wohnte ich bei einer kurdischen Familie, die ich im Bus kennen gelernt hatte; ich war bei einer Hochzeit zu Gast, die auf einem kleinen Stück Weideland stattfand, wo sich etwa 200 Menschen in traditioneller Tracht drängten. Auf der einen Seite standen die hässlichen Betonbauten der Stadt, auf der anderen lagen unbebaute, mit Unrat übersäte Grundstücke. Aber die Menschen und ihre Trachten – vor dem Hintergrund der fernen Zagros-Berge – hoben sich von der trostlosen Umgebung ab. Frauen in leuchtendem Rot, Rosa, Grün, Blau und Gold. Männer in Pluderhosen, mit gewebten Gürteln und gewaltigen Turbanen. Jungen spielten mit Reifen. Mädchen träumten neben einem Feuer. Zur traurigen Flöte und riesigen Trommel zweier Musikanten tanzten und drehten sich Männer im Gänsemarsch, einer schwenkte ein Taschentuch über dem Kopf.

Nachdem ich in die USA heimgekehrt war, las ich mehr über die Kurden. Was sind das für Menschen? Und warum wissen wir so wenig über sie?

Die Kurden sind die viertgrößte ethnische Gruppe im Nahen Osten – nach den Arabern, Türken und Persern – und machen etwa 15 Prozent der dortigen Gesamtbevölkerung aus. Sie bewohnen eines der strategisch wichtigsten und reichsten Gebiete dieser Re-

gion. Im türkischen Kurdistan gibt es beträchtliche Kohlenvorräte, und hier entspringen auch die Flüsse Euphrat und Tigris, die wichtigsten Bewässerungsquellen für Syrien, Irak und die Türkei. Das irakische Kurdistan besitzt bedeutende Ölreserven. Kleinere Erdölvorkommen finden sich im türkischen und syrischen Kurdistan. Große Teile des irakischen und syrischen Kurdistan liegen im oder beim fruchtbaren Tal des nördlichen Mesopotamien – eine der reichsten Kornkammern der Welt und einer der ältesten bewohnten Landstriche überhaupt.

Die irakischen Kurden – es sind etwa 4,5 Millionen – stellen fast ein Viertel der irakischen Bevölkerung. Trotz aller Unterdrückung wurden sie von diesem Staat als eigene ethnische Gruppe anerkannt. Irakische Kurden haben zeitweilig auch wichtige Regierungsämter und militärische Positionen eingenommen. Zwischen 1992 und 2003 gab es sogar eine halbautonome, flügge werdende Demokratie in der so genannten »Flugverbotszone« im Nordirak. Nach Saddam Husseins Sturz spielen die Kurden eine maßgebende Rolle bei der Gestaltung eines neuen Irak.

Mit 13 bis 14 Millionen – oder der Hälfte aller Kurden – bilden die türkischen Kurden mindestens 20 Prozent dieser Nation und rühmen sich einer Geburtenrate, die doppelt so hoch ist wie die der übrigen Türken. In der Zukunft werden sie also deutlicher in Erscheinung treten. Seit Gründung der modernen türkischen Republik im Jahr 1923 aber wurden die Kurden kulturell und politisch brutal unterdrückt. Da die Türkei nunmehr in die Europäische Union drängt, wird ihre Aufnahme entscheidend davon abhängen, ob und wie weit sie die Achtung der Menschenrechte – insbesondere auch der Kurden – verbessert.

Die persischen Kurden stellen mit etwa 6,5 Millionen zehn Prozent der iranischen Bevölkerung. Schon im 14. Jahrhundert hatten sie hier ihren eigenen, halbautonomen Staat. Heute sind sie mit

etwa 20 reformorientierten Abgeordneten im iranischen Parlament vertreten. Diese und viele andere dringen auf mehr Selbstbestimmung und Liberalisierung in der Islamischen Republik. Syrische Kurden stellen mit ihren nur 1,4 Millionen immerhin neun Prozent der Bevölkerung des dünn besiedelten Landes. In der syrischen Hauptstadt Damaskus gibt es seit dem Mittelalter eine einflussreiche kurdische Gemeinde.

Genauere Bevölkerungszahlen über die Kurden stehen nicht zur Verfügung, weil seit Jahrzehnten keine verlässliche Volkszählung vorgenommen wurde. Alle Länder, in denen sie leben, betrachten sie als politische Bedrohung und bagatellisieren ihr Vorhandensein. Und da sie keinen eigenen Nationalstaat haben, vermochten die Kurden nur schleppend der übrigen Welt ihre Existenz zu vermitteln.

Das ändert sich. Dank neuerer politischer Entwicklungen, von denen der Irak-Krieg von 2003 die aktuellste ist, einer wachsenden Diaspora, Satellitenkommunikation und Internet entfalten die Kurden von heute rasch ein Nationalbewusstsein als Volk und überwinden die geographische und menschliche Isolierung, die sie jahrhundertlang behindert hat. Und in diesem Zusammenhang ergeben sich Fragen des Nationalismus, der multikulturellen Belange und einer möglichen Neufestlegung internationaler Grenzen in der Zukunft.

Die Kurden haben eine sehr alte Kultur, die viele von ihnen bis auf die Meder zurückführen, ein bereits in der Bibel erwähntes Volk. Die frühen Bewohner der Kurdengebiete haben möglicherweise schon 12 000 v. Chr. Ackerbau betrieben; und die erste schriftliche Erwähnung der Kurden findet sich in der vor etwa 2400 Jahren niedergeschriebenen *Anabasis* des Griechen Xenophon. In seinem Bericht über eine Schlacht im Jahr 401 v. Chr., in der 10 000 griechische Söldner gegen die persischen Streitkräfte kämpften, schreibt er über die »Karduchoi« – das waren vermutlich Kurden: »Die Grie-

chen erlebten eine fröhliche Nacht und bekamen reichlich zu essen. Sie redeten über die jetzt hinter ihnen liegenden Schlachten. Denn sie waren durch das Land der Karduchoi vorgedrungen, und sie mussten fortwährend kämpfen und von den Karduchoi Schlimmeres als alles erleiden, was ihnen der König von Persien und sein General Tissaphernes hatten antun können.«

Im Jahr 637 n. Chr. fielen die Heere der Araber in Kurdistan ein und brachten eine neue Religion mit: den Islam. Anfangs leisteten die kurdischen Stämme erbitterten Widerstand; doch als sie die enorme Übermacht der Araber erkannten, gingen sie allmählich zum Islam über und unterwarfen sich formell der neuen Zentralgewalt. In Wirklichkeit aber blieben die Kurden an erster Stelle ihren Stammesfürsten untertan, die sich beachtliche regionale Macht erhalten hatten – eine Besonderheit, die bis heute besteht.

Im 10. Jahrhundert begann das »Goldene Zeitalter« der Kurden, wie einige Wissenschaftler es nennen. Kurden dienten als Generäle in der islamischen Armee, waren als Gelehrte und Verwaltungsbeamte am islamischen Hof tätig und herrschten über wohlhabende halbautonome Lehensgebiete, die infolge des Handels gediehen, weil die Seidenstraße damals durch diese Gegend führte. Der berühmteste muslimische Krieger aller Zeiten, Salah al-Din (Saladin), war Kurde und wurde 1137 in Tikrit geboren – der Heimatstadt auch des Exdiktators des Irak, Saddam Hussein. Saladin gehörte zum Stamm der Hadhabani und eroberte während der Kreuzzüge Jerusalem von Richard Löwenherz zurück. Er begründete die Dynastie der Aijubiden, die bis zum Ende des 15. Jahrhunderts herrschte. Es ist jedoch unwahrscheinlich, dass Saladin sich persönlich als Kurde fühlte. Er war vor allem Muslim.

90 Prozent der heutigen Kurden sind ebenfalls Muslime, davon 75 Prozent Sunniten und 15 Prozent Schiiten. Die einen wie die anderen Kurden betrachten sich aber als gemäßigte Muslime. Und

doch hat der politisch ausgerichtete Islam oftmals Spannungen zwischen ihrer muslimischen und ihrer kurdischen Identität erzeugt. Manche nationalbewusste Kurden sagen sogar, der Islam wirke den Interessen ihres Volkes diametral entgegen, weil er diese dem Ziel der weltweiten Herrschaft des Islam unterordne. »Traue keinem frommen Mann, und mag sein Turban auch geradewegs vom Himmel kommen«, lautet ein kurdisches Sprichwort.

Das Kurdengebiet ist in religiöser Hinsicht von großer Vielfalt. Viele Kurden gehören einer von drei kleinen Religionsgemeinschaften – den Jesiden, den Ahl al-haqiqah (Sufis) und Alewiten – an, deren Glaube vorislamische und islamische Vorstellungen verbindet. Nichtkurdische Christen wie die Assyrer und Chaldäer – ein katholischer Zweig der Assyrer – leben ebenfalls in diesem Gebiet, dazu evangelische Christen und einige Armenier, obwohl die meisten von ihnen nach den von den Türken begangenen Massakern an ihren Gemeinden im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts und während des Ersten Weltkriegs die Gegend verließen. Auch eine große Gemeinde jüdischer Kurden lebte einst in Kurdistan; sie zog aber nach der Gründung des Staates Israel dorthin.

Das 13. und 14. Jahrhundert brachte großes Unheil über die Kurdengebiete. Zuerst drangen Mongolenhorden unter der Führung von Hulagu, dem Enkel Dschingis Khans, ein und zerstörten viele Dörfer und größere kurdische Städte. Dann folgten die Invasionen des Kaisers Tamerlan und seines Sohnes, der nach der Einnahme von Bagdad und Damaskus wiederum Hunderte von kurdischen Siedlungen plünderte.

Im 16. Jahrhundert erlebte die Region eine neue Blüte. Innerhalb der Großreiche der Osmanen und Safawiden, die sich bald nach 1500 in der Türkei und in Persien etablierten, herrschten kurdische Fürsten in Emiraten mit so blumigen Namen wie Bahdinan, Bitlis und Jazira bin Umar. Diese Fürsten wurden oft nur lose von ihren

Oberherren kontrolliert und befehligten selbst mächtige Milizen, die aus formell verbündeten Stämmen gebildet waren. An ihren Höfen versammelten sich Musiker, Dichter, Wissenschaftler und religiöse Lehrer. Ein kompliziertes soziales und politisches Gefüge ermöglichte es über drei Jahrhunderte lang, die Macht zwischen Kurdenfürsten, Kurdenstämmen, Osmanen und Safawiden erfolgreich auszubalancieren.

Im Laufe der Zeit bekam dieses System jedoch Risse. Die Seidenstraße verlor an Bedeutung, die Herrscher der Großreiche übten stärkeren Druck aus, und Streitigkeiten zwischen Kurdenfürsten und Kurdenstämmen führten zu Kriegen. Seuchen verwüsteten die Region, und bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts lag die kurdische Hochkultur so gut wie völlig danieder. Ganze Stämme wurden ausgelöscht oder vertrieben, und die sesshaften, Landwirtschaft treibenden Kurden kehrten zu ihrer alten nomadischen Lebensweise zurück, die es schon seit Jahrtausenden gab. Eine chaotische Stammesordnung, deren Wirtschaft mithilfe von Raubüberfällen betrieben wurde, war entstanden. Europäische Reisende, die im 19. Jahrhundert durch Kurdistan kamen, schrieben von Begegnungen mit unbarmherzigen Banditen und sich bekriegenden Stämmen – all dies festigte nur noch den damals bereits bestehenden Ruf der ob ihrer kämpferischen Wildheit berüchtigten Kurden. Nicht umsonst konnte der deutsche Autor Karl May 1892 ein breites Publikum mit dem Buchtitel *Durchs wilde Kurdistan* locken.

Viele Kurden wollen ihre Stammesherkunft herunterspielen, weil sie fürchten, dadurch als primitives Volk angesehen zu werden. Außenstehende können sie aber gerade damit besser einschätzen. Es gibt Dutzende von Stämmen und Hunderte von Unterstämmen, die sich über Jahrhunderte zurückverfolgen lassen. Früher hatten die meisten Stämme unterschiedliche Trachten, eigene Folklore und Musik, besonderes Brauchtum. Manche Stämme erkannte man

an bestimmten Eigenschaften wie rotem Haar und kräftigem Körperbau, Rüpelhaftigkeit oder Mut. Verwandtschaftliche Beziehungen zwischen Stämmen verbanden und trennten die Menschen. Wenn sie heute auch eine viel geringere Rolle spielen, sind sie doch nach wie vor für das Identitätsgefühl vieler Kurden sowie in der kurdischen Politik von Bedeutung. Es gibt auch viele Kurden ohne Stammesbindungen; sie leben vor allem in den Städten und auf den Ebenen. Die nomadische Lebensform ist so gut wie ganz verschwunden. Nur noch ein paar Halbnomaden sind geblieben, die im Winter in Dörfern leben und den Sommer in Zelten aus Ziegenfellen verbringen, wenn sie mit ihren Herden zwischen den Weiden in den Ebenen und in den Bergen hin und her ziehen.

Nach dem Ersten Weltkrieg und dem Zusammenbruch des Osmanischen Reiches waren die Kurden nahe daran, nationale Unabhängigkeit zu erlangen. Der Vertrag von Sèvres erkannte 1920 ihre politischen Rechte an und sah die Möglichkeit der Errichtung eines autonomen Kurdistan vor. Doch dieser Vertrag wurde nie ratifiziert; vielmehr zog drei Jahre später Mustafa Kemal Atatürks Aufstieg zur Macht in der Türkei die Aushandlung eines anderen Vertrages nach sich. Der Vertrag von Lausanne 1923 erkannte die neue türkische Republik an. Er ebnete dem britischen Mandat über den Irak den Weg, die ölreiche kurdische Provinz Mosul zu erwerben. Die Kurden, die sich damals in einem Zustand politischer Unordnung befanden und zwischen Stammesansprüchen zerrissen waren, fanden keinerlei Erwähnung. Kurz darauf legten die Westmächte die internationalen Grenzen der modernen Türkei, Syriens und des Irak fest – neuer Länder, die aus dem alten Osmanischen Reich zurechtgeschnitten wurden – und bestätigten die Grenzen des Iran, der damals Persien hieß. Mit einigen wenigen Federstrichen wurde Kurdistan – nie mehr als ein nur ungefähr umrissenes Land, das viele Stämme sich teilten – buchstäblich von der Landkarte getilgt.

Die Kurden sahen sich portioniert und den vier Nationalstaaten zugewiesen.

Was damals ein von fremden Mächten dem Nahen Osten verordneter Entwurf war – die Idee des Nationalstaats –, ist noch immer etwas, mit dem die gesamte Region Schwierigkeiten hat. Viele Kurden haben die vom Westen auferlegten Grenzen nie wirklich hingenommen, denn mancherorts zerteilen sie Stämme, ja sogar einzelne Familien.

*Tausend Seufzer, tausend Tränen,
tausend Rebellionen, tausend Hoffnungen –*

heißt es in einem alten kurdischen Gedicht über die Entschlossenheit der Kurden, Herren ihres eigenen Landes zu werden. Unterdessen haben die einstigen Nationalstaaten in ihrem Eifer, eine nationale Identität auf der Grundlage einer einheitlichen Kultur zu entwickeln, die Kurden an den Rand gedrängt und verfolgt.

Doch auch die Kurden selbst waren oft ihre eigenen, schlimmsten Feinde. Ihre Geschichte ist voll erschütternder Berichte über Machtkämpfe, Brutalität und Verrat. Ein neueres Beispiel dieser Art ereignete sich 1996, als der irakische Kurdenführer Massoud Barzani den tödlichsten Feind der Kurden, Saddam Hussein, ersuchte, ihm zu helfen, seinen Rivalen Jalal Talabani zu unterwerfen, der sich zuvor an die iranische Regierung mit der Bitte um Hilfe gewandt hatte.

Und während ich von einer Revolte und einer Rebellion nach der anderen las, fragte ich mich, was es wohl sein mag, das den Kurden eigentlich ihren Mut, ihre Entschlossenheit und ihre Sturheit verleiht. Was macht ein Volk zu einem Volk? Und umgekehrt: *Warum* nur waren die Kurden niemals imstande, sich ihren eigenen Staat zu schaffen? Wie entwickelt sich ein Volk zur Nation?

Einige Antworten auf diese Fragen müssen in den Bergen liegen, dachte ich mir. Bergvölker in aller Welt – in Schottland, in den Ap-

palachen, in Afghanistan oder in Tschetschenien – sind eben ein berüchtigt unabhängiger, störrischer, rebellischer und stolzer Menschenschlag. Isoliert in ihren zerklüfteten Felsenfestungen, sind sie es gewöhnt, sich um ihre Belange selbst zu kümmern, und sehen nicht ein, warum sie tun sollten, was ihnen jemand vorschreibt.

Einige weitere Antworten liegen in all der Unterdrückung, die die Kurden zu erdulden hatten – und die sie überlebten. Nach dem abgedroschenen Motto: Was dich nicht umbringt, macht dich stark. Allein in den letzten beiden Jahrzehnten erlitten die Kurden mehrfache Bombardierungen aus der Luft, Angriffe mit tödlichen Chemiewaffen, die gnadenlose Zerstörung Tausender ihrer Dörfer, die Ermordung ihrer Führer, Tötungen und Entführungen, Folterungen und unmenschliche Haftbedingungen, lähmende wirtschaftliche Verhältnisse, das Verbot ihrer Sprache und Kultur und die Verweigerung ihres wichtigsten Grundrechts: des Rechts, sich »Kurden« nennen zu dürfen.

Die letzte dauerhafte Schändung ihrer Rechte erfolgte durch die Türkei, einen der angeblich demokratischeren Staaten des Nahen Ostens, und zwar von 1924 bis 1991. Während dieser Zeitspanne wurden die Kurden zu »Bergtürken, die ihre Sprache verlernt haben« deklassiert. Wer etwas anderes behauptete, riskierte Verhaftung und Folter. Im Gegensatz dazu haben Iran und Irak – trotz ihrer Unterdrückungsregimes – niemals die Identität der Kurden geleugnet. Bis 1975 unternahm Saddam Hussein sogar regelmäßige Besuche in Kurdistan und stellte sich den Kameras in kurdischer Tracht. Die iranische Regierung hat den Kurden stets bescheidene kulturelle – natürlich nicht politische – Grundrechte zugestanden.

Wie kann ein Volk nach einer so schrecklichen Geschichte weiterleben? Wie kann es sich nach dem versuchten Völkermord wieder aufrichten? Wie verändert und formt das Trauma Lebenslinien?

Die Araber haben eine alte Bezeichnung für Orte wie Kurdistan: *bled es-siba'* – und das bedeutet: »unregierbares Land« oder »Land der Unverschämtheit«. Einstmals wurde der Begriff auf die unzugänglichsten Gegenden des Nahen Ostens angewendet, auf Gebirge, Wüsten und Sümpfe, abgelegene Regionen, in denen isoliert lebende Menschen wohnten, die mehr auf ihr Herz und die Traditionen hörten als auf das, was ihnen die »Zivilisation« vorschrieb. Allerdings ist es in unserem Zeitalter der Telekommunikation und des Cyberspace, der Verstädterung und der Globalisierung fraglich, wie lange solche Länder noch bestehen werden – falls es sie überhaupt noch gibt.

Das einst so abgelegene Kurdistan befindet sich mitten in einer rasanten Modernisierung – Internet, Satellitenschüsseln und Supermärkte sind auch in Kurdistan angekommen. Und wie werden die Menschen damit fertig, dass sie innerhalb eines Jahrzehnts einen ganzen Jahrhundertsprung gemacht haben, wie können sie sich ihr Selbstgefühl erhalten, während rund um sie ihre traditionelle Welt wankt, bebt und durcheinander gewirbelt wird?

Ich wollte mehr herausfinden über diese geheimnisvollen, widerspenstigen, nicht unterzukriegenden Leute, die Kurden genannt werden. Und auch die Welt muss mehr über sie erfahren. Das sagte ich meinen Freunden und Verlegern – die Kurden sind wichtig, sie sind ein entscheidender Faktor für die Zukunft des Irak, der Türkei, des Iran und Syriens und damit des gesamten Nahen Ostens.

Aber ich hatte auch persönlichere Gründe für meinen Wunsch, Kurdistan zu bereisen – ich wollte in den Nahen Osten zurückkehren. Ich hatte den Iran kennen und lieben gelernt – gewiss nicht seiner Politik wegen, aber um seiner unterschiedlichen Menschen willen, seiner widersprüchlichen Kultur, seiner alten Geschichte ... und weil hier meine westlichen Maßstäbe auf eine Probe gestellt wurden.

Weite Teile der westlichen Welt nahmen die Kurden erstmals am Ende des Golfkriegs von 1991 wahr, als Präsident Bush sen. die irakischen Kurden ermutigte, sich gegen Saddam Hussein zu erheben, weil er hoffte, dadurch dessen Sturz herbeizuführen. Guten Glaubens taten sie dies und eroberten viele Gebiete zurück, die ihnen in den achtziger Jahren des 20. Jahrhunderts verloren gegangen waren, als Saddam Hussein sein eigenes Volk angegriffen und in seiner schändlichen Al-Anfal-Militäroperation 4000 kurdische Dörfer zerstört hatte. Nach dem Ende des Golfkriegs leisteten die USA jedoch nicht mehr die zugesagte militärische Hilfe. Aus Furcht vor weiteren Angriffen Saddam Husseins flohen Kurden in Panik zu Hunderttausenden in die Nachbarländer Türkei und Iran. Journalisten, die über diese Völkerwanderung berichteten – sie soll mindestens eine Million Menschen erfasst haben –, lenkten erstmals in der neueren Geschichte die Aufmerksamkeit der Welt auf das Leiden der Kurden. Angesichts einer drohenden Flüchtlingskatastrophe schufen die USA schuldbewusst und gemeinsam mit anderen Westmächten und den Vereinten Nationen einen so genannten »sicheren Hafen« im Nordirak, wohin die Kurden ohne Furcht zurückkehren konnten.

Der »Sichere Hafen« sollte eine vorübergehende Einrichtung sein – bis zur endgültigen Klärung der Irak-Frage. Aber zum Zeitpunkt meines dreimonatigen Besuchs in dieser Gegend im Frühjahr 2002 hatte sich der »Sichere Hafen« – inzwischen auch als »nördliche Flugverbotszone« bekannt – zu einem außergewöhnlichen, gleichsam dauerhaften Experiment demokratischer Selbstverwaltung entwickelt. Unter dem Schutz der US-amerikanischen und britischen Luftstreitkräfte und verhältnismäßig gut versorgt durch das *Oil-for-Food*-Programm (»Öl für Lebensmittel«) der Vereinten Nationen, gedieh der Nordirak: Das Gebiet von der Größe der Schweiz hatte drei Universitäten, etwa 50 Zeitungen und Zeitschriften, zwei

Fernsehsender, Satellitenschüsseln, Internetzugang, »kurdisierte« Lehrpläne an den Schulen, kleine Fabriken, ein Sozialsystem und politische Führungspersonlichkeiten, die regelmäßig von ausländischen Staaten empfangen wurden. Nicht dass der Wohlstand im irakischen Kurdistan ausgebrochen wäre – doch die nördlichen Provinzen, die bis 1991 die rückständigsten Gegenden des Irak gewesen waren, standen jetzt viel besser da als die anderen Landesteile.

Obwohl im Irak weniger Kurden leben als in der Türkei oder im Iran, konzentrierte ich meine Reisen auf den Irak, weil dieses Land ein besonderes Kapitel in der Geschichte der Kurden darstellt – hier gab es erstmals seit der Kurdenrepublik Mahabad im Iran (1946) eine kurdische Selbstverwaltung –, und weil ich in diesem Land am leichtesten forschen und recherchieren konnte. Wie ich noch von zu Hause aus in Erfahrung bringen konnte, waren weder im Iran noch insbesondere in der Türkei Ausländer gern gesehen, die ihre Nase in die heikle Kurdenfrage steckten. Obwohl ich auch diese beiden Länder besuchen wollte, war ich mir nicht sicher, wie weit ich in ihre jeweilige kurdische Kultur eindringen könnte. Allerdings stellte es sich heraus, dass sowohl das iranische als auch das türkische Kurdistan, die ich während einer zweiten Reise in diese Region im folgenden Herbst besuchte, leichter zu erkunden waren, als ich ursprünglich gedacht hatte. Dennoch erwies sich keines der Länder als annähernd so entgegenkommend wie der Nordirak – ein Land, dessen offizielle Vertreter ebenso wie seine einfachen Leute mit Stolz ihr demokratisches Experiment vorführten.

Da das Baath-Regime des Saddam Hussein Ausländern für den Besuch des Nordirak keine Visa ausstellte, musste ich durch eines der angrenzenden Nachbarländer einreisen: Türkei, Iran oder Syrien. Dazu benötigte ich eine Durchreiseerlaubnis des betreffenden Landes in Verbindung mit einer der beiden politischen Parteien, die damals im irakischen Kurdistan regierten, der Demokratischen Par-

tei Kurdistans (KDP) oder der Patriotischen Union Kurdistans (PUK). Syrien, so erfuhr ich, wäre das umgänglichsste der drei Länder, während die einst vergleichsweise offene Türkei seit Mitte der neunziger Jahre am schwierigsten geworden war. Ich stellte deshalb den Antrag über Damaskus. An einem wolkigen Abend Ende März 2002 flog ich hier ein und nahm anschließend einen Nachtbus nach Al Kamishli, einer syrischen Grenzstadt. Dort kam ich an, als sich die rosige Morgendämmerung durch breite, schlammige Straßen vortastete, die von groben Zementbauten gesäumt waren. Ich fand ein paar Stunden Schlaf im Haus eines arabischen Englischlehrers, den ich kennen gelernt hatte; rund um mich schnarchten leise seine sechs Kinder. Dann folgte eine Jeepfahrt zwischen neu angelegten üppigen Weizen- und Gerstenfeldern; vereinzelt Ölbohrtürme sprangen am Horizont empor wie hungrige Krähen, die in der Saat picken. Die Fahrt endete auf einer unbefestigten Straße, die zu einem einsamen Militär-Vorposten führte, wo ein Beamter mit gelangweiltem Blick wortlos meine Papiere prüfte und mich bergabwärts zum Fluss wies.

Am Ufer warteten eine Hand voll stämmiger Männer mit rotweißen Turbanen sowie zwei knarrende Holzboote mit Außenbordmotoren. Einer der Männer schleuderte meinen Koffer – der mir hier plötzlich viel zu neu vorkam, obwohl er schon fünf Jahre alt war – in ein Boot, ein anderer zog mich an Bord, ein dritter warf den Motor an. Wir tuckerten vom Ufer weg. Geradeaus lag der Irak, nach Osten die Türkei, dann der Iran. Unmittelbar westlich lauerten die Soldaten Saddam Husseins, nordöstlich war die Stelle, an der 401 v. Chr. die griechischen Söldner die »Karduchoi« besiegt hatten. Flussabwärts gelangten wir zum Tigris, dem mythischen Fluss, der jetzt im Frühjahr viel Wasser führte und doch nicht genug, um die großen Kiesbänke zu bedecken, die sich aus seiner Strömung wie gestrandete Wale erhoben.

Bald darauf schob sich unser Boot knirschend auf das irakische Ufer bei Peshkhabur. »Willkommen in Kurdistan«, sagte ein schlanker junger Mann in perfektem Englisch. »Willkommen in Kurdistan«, verkündete auch auf Englisch ein Schild hinter ihm. Und »Willkommen in Kurdistan«, nickte mir später ein mit einer Kalaschnikow bewaffneter Wachposten wortlos und ohne ein Lächeln zu, als ich mich zu meinem ersten Glas kurdischen Tees in einen Empfangsraum zurückzog.

Ankunft

Von Peshkhabur aus nahm ich ein Taxi, das mich Richtung Süden nach Dohuk brachte, der nördlichsten der drei großen Städte im irakischen Kurdistan. Unter einem grauen Himmel zog sich die Straße durch eine verträumte Landschaft hin: im Vordergrund jadegrüne Anhöhen, in der Ferne kahle Berggipfel. Kilometerweit rollten auf der Straße Öl-Tanklaster in Richtung Türkei. Neben der Straße lagen vereinzelt stilllebenartig wirkende Dörfer mit Häusern aus Lehm und Zement. Wenige Menschen waren an diesem Morgen zu sehen. Die Welt schien wachsam abzuwarten.

Dohuk liegt eingezwängt zwischen zwei steilen, mit Felsblöcken übersäten Bergen, die sich wie zerbeulte Hüte über die Hochebene des Landes erheben. Am Stadtrand thronte eine drei Meter hohe goldene Statue von Mullah Mustafa Barzani, dem Vater der kurdischen Freiheitsbewegung, neben einer Reihe von stattlichen Villen, die früher Beamten des Baath-Regimes gehört hatten und jetzt von den entsprechenden kurdischen Funktionären bewohnt wurden. Wir kamen an einem modernen Supermarkt von seltsam veilchenblauer Farbe und verschiedenen Fakultäten der Universität von Dohuk vorbei. Überall waren Zeichen von regierungsunabhängigen Hilfsorganisationen zu sehen: *UNHCR* (Hoher Flüchtlingskommissar der Vereinten Nationen), *WHO* (Weltgesundheitsorganisation), *WFP* (Welternährungsprogramm), *KRO* (Kurdistan-Wiederaufbauorganisation), *Peace Winds* aus Japan, *Diakonie* aus Schweden und *Help Age International* aus Großbritannien.

Wir bogen ab, fuhren einen kleinen Hügel hinauf und landeten vor dem Hotel *Jihan* (oder »Leben«), das für die nächsten paar

Nächte mein Zuhause sein würde. Ursprünglich sollte ein Sheraton-Hotel daraus werden, denn das *Jihan* war die bevorzugte Unterkunft ausländischer Mitarbeiter von Hilfsorganisationen, Journalisten, Politikern und Geschäftsleuten, die durch die Stadt kamen. Aber jetzt, da es in Strömen zu regnen begonnen hatte, vermittelte das Hotel einen eher verlassenen Eindruck. Das höfliche »Guten Tag« der beiden in schmucke Uniformen gekleideten jungen Männer, die mich beim Eintreten auf Englisch begrüßten, wurde von der Stille der düsteren Hotelhalle hinter ihnen verschluckt. Es herrschte Stromausfall.

Vom Fenster meines Hotelzimmers im achten Stock konnte ich über die Stadt auf eine Bergkette schauen, die mit kegelförmigen Pinien gespickt war. Im Tal darunter umgaben leere Straßen Betonbauten, die zumeist zwei oder drei Stockwerke hoch waren. Am Himmel waberten dunkle Wolken, aus denen strichweise Regenschauer fielen, während an verschiedenen Stellen dicker schwarzer Rauch von brennenden Autoreifen aufstieg. Heute war der Tag vor *Newroz* – Neujahr –, und deshalb waren die Straßen wie leer gefegt, und die Reifen waren zur Feier des neuen Jahres angezündet worden.

Alles in allem war das eine düstere Szenerie, und ich fragte mich – und das nicht zum ersten Mal –, was ich hier eigentlich zu suchen hätte. Ich war an der Kultur interessiert, weniger an der Politik; mir ging es um die Gesellschaft, aber kaum um das Tauziehen, das zu einem neuen Krieg führen würde, der bedrohlich nahe zu sein schien. Doch nun war ich in diesem Land angekommen, das kein Staat war, vereint und zugleich geteilt und voller Feindseligkeiten im Inneren wie nach außen.

Die Konflikte zwischen der irakischen Zentralregierung und den Kurden waren sogleich zutage getreten, als 1920 nach dem Zusammenbruch des Osmanischen Reiches Großbritannien das Völker-

bundsmandat über den Irak (Mesopotamien) erhielt. Obwohl die Briten den Kurden anfangs eine Selbstverwaltung zugesagt hatten, ließen sie das Versprechen stillschweigend unter den Tisch fallen, weil sie alle Mühe hatten, diese künstlich aus drei unterschiedlichen und bislang in keiner Verbindung miteinander stehenden Gruppen zusammengebastelte »Nation« einigermaßen zu beherrschen: eine Mehrheit arabischer Schiiten, eine Minderheit arabischer Sunniten und eine Minderheit von Kurden, ebenfalls Sunniten. Die Briten setzten den arabischen Emir Feisal aus der Dynastie der Haschimiten als König ein, als ihr Mandat 1932 endete. Feisal I. bestand auf seiner direkten Abstammung von dem Propheten Mohammed, war aber Sunnit. Das verärgerte die Mehrheit der Schiiten. Außerdem war er nie zuvor im Irak gewesen, und das wiederum verärgerte viele andere, darunter die meisten Kurden.

Wie sich die Geschichte doch wiederholt, dachte ich später angesichts der Mühen, die die USA haben, im Nachkriegs-Irak Sicherheit und Ordnung herzustellen – bis hin zu der anfänglichen Unterstützung Ahmed Chalabis durch das Pentagon: eines ehemaligen Bankers, der die meiste Zeit seines Lebens außerhalb des Irak verbracht hatte, in Jordanien wegen Veruntreuung gesucht wurde und nun eine Übergangsregierung im Irak führen sollte.

Als seinerzeit die britischen Vorstellungen von der Zukunft des Irak erkennbar wurden, reagierten die Kurden mit bewaffnetem Widerstand. Den Anfang machten 1919 und 1922/1923 die Aufstände von Scheich Mahmoud, dann folgten die Provokationen und Anschläge durch Scheich Ahmad während der späten zwanziger Jahre, die zur Folge hatten, dass die Briten 80 kurdische Dörfer bombardierten – ein Vorgeschmack auf spätere Ereignisse! Nachdem die Briten 1932 Feisal I. inthronisiert hatten, setzte sich der legendäre Mullah Mustafa Barzani an die Spitze der Aufständischen.

Der 1904 geborene Mullah Mustafa ist der bekannteste Held der kurdischen Nationalbewegung: ein überlebensgroßer Krieger und Führer, dessen Bild in praktisch jedem Haus im kurdischen Nordirak zu finden ist. Ihm gelang es – allen Widerständen zum Trotz –, ungebildete Analphabeten rivalisierender Stämme und gut ausgebildete Stadtbewohner im Kampf für eine damals aussichtslos erscheinende Sache zu vereinen. Seine erste Rebellion 1943–1945 war zu schwach und wurde schließlich niedergeschlagen. Er floh ins Exil in den Iran und die Sowjetunion. Als er dann 13 Jahre später im Alter von 54 in den Irak zurückkehrte, begann er einen Krieg gegen die irakische Regierung, der sich über das Jahr 2000 hinaus fortsetzte.

Mullah Mustafa kam in den Irak, nachdem König Feisals Haschimiten-Monarchie 1958 in einem Staatsstreich von dem Brigadegeneral Abd al-Karim Kassem – der den Kurden zunächst eine rosige Zukunft versprochen hatte – gestürzt worden war. Mit dem Segen von Kassem richtete Mullah Mustafa seinen Wohnsitz in Bagdad ein, übernahm die Führung der irakischen Demokratischen Partei Kurdistans (KDP), die während seines Exils entstanden war, und erstellte eine Liste mit kurdischen Forderungen. Drei Jahre später jedoch, 1961, wurde Barzanis Beziehung zu Kassem unwiderruflich getrübt, als sich herausstellte, dass sie sich niemals über das Ausmaß der Autonomie Kurdistans würden einigen können. Die KDP wurde verboten, und ein regelrechter kurdisch-irakischer Krieg brach aus, der mit kurzen Unterbrechungen bis 1970 währte.

1963 wurde Kassem selbst durch einen Staatsstreich der Baath-Partei gestürzt. Ein weiterer Exilant eilte nach Hause: Saddam Hussein, der sich wegen seines Versuchs, Kassem zu ermorden, in Ägypten versteckt gehalten hatte. Neun Monate später verlor die Baath-Partei durch einen dritten Staatsstreich die Macht. 1968 gewann sie sie zurück und hatte sie – mit stetig wachsender Brutalität – bis zum Irak-Krieg von 2003 inne.

Anfangs zeigte das Baath-Regime Interesse an Verhandlungen mit den Kurden. Der damalige Vizepräsident Saddam Hussein reiste sogar nach Kurdistan und traf dort mit Mullah Mustafa zusammen. Gemeinsam setzten sie 1970 das März-Manifest auf, das die stufenweise Schaffung eines halbautonomen kurdischen Staates innerhalb von vier Jahren vorsah. Die vier Jahre vergingen, etliche Artikel des Manifests wurden nicht in die Tat umgesetzt und die Grenzen des kurdischen Staates nie festgelegt. Auf beiden Seiten wuchs das Misstrauen, und im März 1974 brachen offene Feindseligkeiten aus.

Die Kurden nahmen die Kriegshandlungen mit militärischer Hilfe des persischen Schahs wieder auf, der seinerseits von den USA unterstützt wurde, die den Kurden große Hoffnungen auf einen Sieg machten. Doch nur ein Jahr später, am 6. März 1975, unterzeichneten der Schah und Saddam Hussein plötzlich das Abkommen von Algier – eine verheerende Wende in der kurdischen Geschichte, deren Folgen noch heute im irakischen Kurdistan zu spüren sind. Das Abkommen beendete – als Gegenleistung für Gebietsrechte – jäh die Unterstützung, die der Schah den irakischen Kurden gewährt hatte. Von heute auf morgen fiel die kurdische Widerstandsbewegung auseinander. Mullah Mustafa, abermals geschlagen, musste erneut ins Exil gehen und erklärte den Krieg der Kurden für beendet.

Damals begann das moderne Kapitel der irakischen Kurdenpolitik – ein Kapitel, das zur Zeit meines Besuchs noch nicht abgeschlossen war und viel von dem kennzeichnete, was ich ringsum beobachtete. Ich reiste durch ein Kurdistan, das ein geteiltes Land in einem geteilten Land war. Seine beiden nördlichsten Gouvernements Dohuk und Erbil wurden von einer wiedererstarkten Form der alten Partei Mullah Mustafas beherrscht, der Demokratischen Partei Kurdistans (KDP). Das dritte, südlichste Gouvernement,

Sulaymaniyah, kontrollierte eine neue Partei, die Patriotische Union Kurdistans (PUK).

Diese Spaltung war bereits seit der Anfangszeit der KDP angelegt, als sich die Partei in die von Mullah Mustafa geführten Stammesgruppen einerseits und in einen städtischen, intellektuellen Zweig unter der Führung von Ahmad und Jalal Talabani andererseits teilte. Diese hatten ein sozialistisches Programm und tolerierten Mullah Mustafa nur wegen seiner starken Anhängerschaft und seiner militärischen Fähigkeiten. Aber Barzanis einseitige Entscheidung, den Krieg der Kurden für beendet zu erklären, war den Linksorientierten zu viel. 1976 prangerte Jalal Talabani offen die »Unfähigkeit der feudalistischen, tribalistischen, bourgeoisen, rechtsorientierten, kapitulierenden kurdischen Führung« – also die Unfähigkeit Barzanis –, eine wirksame Revolution in Gang zu bringen, an und erklärte die Gründung seiner neuen Partei. Die PUK nahm den kurdischen Krieg gegen die irakische Regierung erneut auf, und bald darauf schloss sich ihr die neu formierte KDP im Kampf an. Doch die Beziehungen zwischen den beiden Parteien blieben äußerst feindselig und führten häufig zu Blutvergießen.

Nach dem Golfkrieg und der Einrichtung des kurdischen »Sicheren Hafens« erhob sich die Frage, wer in dieser Zone regieren sollte. Viele Außenstehende bezweifelten, dass die zerstrittenen Kurden zu einer friedlichen Selbstverwaltung imstande wären, aber im Mai 1992 zeigten sie sich der Herausforderung durchaus gewachsen, als sie demokratische Wahlen abhielten – die ersten in Kurdistan oder im Irak überhaupt. Das war ein bemerkenswerter Fortschritt für den Nahen Osten, wo es – von Israel abgesehen – keinen demokratischen Staat gibt. Internationale Beobachter beurteilten den Ablauf der Wahlen als frei und gerecht. Die KDP und die PUK erhielten annähernd gleiche Stimmenanteile. Ein entsprechend zusammen-

gesetztes kurdisches Parlament konstituierte sich mit 50 Vertretern jeder der beiden Parteien und fünf Abgeordneten von Minderheitsparteien. Die neue Regierung ging rasch daran, die Ordnung herzustellen, und sie änderte irakische Gesetze, um sie dem neuen staatsähnlichen Gebilde besser anzupassen. Die Unterdrückungsmethoden des Baath-Regimes wurden verboten, und – höchst beachtenswert – die Bildung eines kurdischen Bundesstaates wurde angekündigt. Damit war die Hoffnung verbunden, dass dieser Staat Teil einer irakischen Föderation in der Zeit nach Saddam Hussein werden könnte. Selbst einfache Kurden jubelten über den Beginn eines neuen Zeitalters.

Bald jedoch schlug ein altes Verhaltensmuster durch. KDP und PUK beschuldigten sich gegenseitig, Geldmittel zu unterschlagen und nur darauf aus zu sein, mehr Macht an sich zu reißen, anstatt etwas für die Entwicklung der Region zu tun. Trostlose Wirtschaftsbedingungen, terroristische Bombenanschläge und Mordversuche steigerten die Spannungen bis zum Bruch. Im Frühjahr 1994 brachen Kämpfe aus. Tausende starben in einem tragischen und überflüssigen Bürgerkrieg, der zur Teilung Kurdistans in zwei getrennt verwaltete Zonen führte – ein Zustand, der noch sechs Monate über meinen Besuch hinaus anhalten sollte, bis schließlich am 15. Oktober 2002 zum ersten Mal nach sechs Jahren eine gemeinsame Parlamentssitzung von KDP und PUK stattfand.

Später am Tag meiner Ankunft traf ich Dr. Shawkat Bamarni in der Hotelhalle. Er war der Leiter des Amtes für Öffentlichkeitsarbeit von Dohuk und einflussreiches Mitglied der KDP. Zu seinen Aufgaben gehörte es, mit Ausländern wie mir zu sprechen und ihnen behilflich zu sein, sich in Kurdistan zurechtzufinden. Als Autorin brauchte ich insbesondere Dr. Shawkats Hilfe, um Interviews zu arrangieren und Hintergrundinformationen einholen zu können.

Dr. Shawkat war ein großer, breitschultriger Mann in korrektem dunklem Anzug mit silbergrauer Krawatte. Er hatte etwas Schwerfälliges und Bekümmertes an sich.

»Willkommen«, sagte er in gutem Englisch und geleitete mich zu einer Sesselgruppe. Vom anderen Ende des Raumes her hörte ich die vertraute Stimme von AOL: »Sie haben Post«. Das Internet hatte Ende der neunziger Jahre auch Kurdistan erreicht.

Dr. Shawkats Miene hellte sich auf, als er hörte, dass ich einige Zeit im Iran verbracht hatte – er hatte viele Jahre dort gelebt. Er fragte mich nach meinen Lebensumständen und erzählte von den anderen ausländischen Besuchern, die er in letzter Zeit betreut hatte. Dann kam er auf seine Aufgaben zu sprechen.

»Gehen Sie niemals allein aus dem Haus – gehen Sie immer mit einem Begleiter. Und wenn Sie außerhalb von Dohuk unterwegs sind, müssen Sie einen Leibwächter mitnehmen«, sagte er.

»Ist das denn wirklich nötig?«, fragte ich.

»Sie kennen die Lage hier«, sagte Dr. Shawkat.

»Ja«, antwortete ich, obwohl ich eigentlich keine Ahnung hatte. Natürlich wusste ich über Saddam Hussein Bescheid und darüber, dass ganz gewiss seine Spitzel in Kurdistan zugegen waren – wie auch die Spitzel und Agenten aus dem Iran, der Türkei, Syrien und all den Ländern, die daran interessiert waren, den Nordirak zu destabilisieren. Als halbautonomer, vom Westen unterstützter Staat stellte Kurdistan eine Bedrohung dar – in einer Umgebung, die der Demokratie grundsätzlich feindselig gegenübersteht. Die hiesige kurdische Unabhängigkeit könnte die Kurden anderswo zum Aufbruch gegen ihre Regierungen ermutigen.

Mitte der neunziger Jahre hatte Saddam Hussein Amerikaner im Nordirak als Zielpersonen für Mordanschläge ausgewählt, weshalb Präsident Clinton alle amerikanischen Mitarbeiter von Hilfsorganisationen zurückzog. Seither hatte sich zwar die irakische Regie-

rungspolitik geändert, und ich hatte keinen Grund zu der Befürchtung, dass mir etwas passieren könnte. Und doch befand ich mich in einem explosiven Teil der Welt, wo sich alles jederzeit ändern konnte. Niemand kannte die Lage hier *wirklich*.

»Ich werde Ihnen eine meiner Wachen mitgeben.« Dr. Shawkats großmütiges Lächeln bereitete mir Unbehagen. »Sie können den Mann aber immer draußen lassen.«

Jedes der drei Gouvernements von Kurdistan – die jeweils nach ihrer Hauptstadt benannt sind – hatte einen ganz bestimmten Charakter, in dem auch die Eigenschaften der regierenden Partei zum Ausdruck kamen. Das von der KDP beherrschte Dohuk war das kleinste der drei. Es war am konservativsten und am stärksten stammesgeprägt – so sehr, dass die anderen irakischen Kurden manchmal ihre Witze darüber machten. Aber Dohuk war zugleich am typischsten kurdisch, weil es am wenigsten städtischen Einflüssen ausgesetzt gewesen war. Das von der PUK regierte Sulaymaniyah war vergleichsweise modern und liberal, zumindest in seinen größeren Städten. Die Stadt Sulaymaniyah selbst besaß die einzige kurdische Universität, die es vor dem Aufstand von 1991 gab, und war seit 1920 das kurdische Verlagszentrum. Erbil mit dem Hauptsitz der KDP und dem kurdischen Parlament lag irgendwo zwischen Dohuk und Sulaymaniyah – geographisch und seinem Charakter nach. Mit Ausnahme der Religion. Die Stadt Erbil galt als eiferndste muslimische Stadt der drei. Die Städte Sulaymaniyah und Erbil haben 700 000 bis 900 000 Einwohner, Dohuk nur 400 000.

Die Grenzen der Gouvernements entsprachen ungefähr denen der alten Emirate im Osmanischen Reich. Der größte Teil von Dohuk gehörte einst zum Emirat Bahdinan; Erbil wurde zeitweise von den Fürsten von Soran regiert; und Sulaymaniyah war ehemals die Hauptstadt der Babanen. Unter den Osmanen hatten die Kurden in

16 großen Emiraten und etwa 50 kleineren kurdischen Lebensgebieten gelebt, die alle im Bereich des Irak und der Türkei von heute lagen. Die Safawiden herrschten über eine kleinere Zahl von Kurden auf dem Gebiet des heutigen Iran. Die meisten kurdischen Fürsten hatten sich während oder nach der Entscheidungsschlacht zwischen den beiden Reichen 1514 bei Chaldiran (Türkei) auf die Seite der Osmanen geschlagen. Die Safawiden erlitten eine vernichtende Niederlage. Die kurdischen Fürsten unterstützten hauptsächlich deshalb die Osmanen, weil der türkische Sultan ihnen als Gegenleistung für Steuern und militärische Unterstützung eine halbautonome Selbstverwaltung angeboten hatte. Das hatten die Safawiden nicht.

Die vereinbarte Teilautonomie erwies sich natürlich bald als zweischneidiges Schwert. Wenn sich ein kurdischer Fürst einmal gegen die Osmanenherrschaft auflehnte, fand sich unweigerlich immer ein Bruder, Sohn oder Neffe, der nur zu gern dem Sultan zu Gefallen war und den betreffenden Fürsten erdolchte. Die Bedrohung durch missgünstige Verwandte ist ein durchgehendes Hauptthema in der osmanischen Geschichte, und es findet bis heute seinen Widerhall in Kurdistan, wenn in Familien, Stämmen oder in der Regierung um Führungspositionen gerangelt wird.

In Dr. Shawkats Büro besprachen wir meine Reiseroute. Er hatte mich von einem seiner Fahrer abholen lassen, der mich zu einem niedrigen Gebäude brachte, das von einer Mauer und einem eingewachsenen Garten umgeben war. Außerhalb der Mauer saßen auf Plastikstühlen mehrere Wachen in militärischem *shal u shapik*, auch *khak* (wie Khaki) genannt, und mit rot-weißem Turban, dem Zeichen der Sippe Barzanis und ihrer Anhänger. Zwischen den Knien hielten sie AK-47-Maschinengewehre.

Einer der Wächter brachte mich in das vom Frühjahrsregen feuchte und kalte KDP-Gebäude. Hinter einem großen Schreibtisch

und vor einer Fotografie von Massoud Barzani saß Dr. Shawkat, der heute einen schicken braunen Anzug und eine goldene Krawatte trug. Er erhob sich mit breitem Lächeln, küsste mich auf beide Wangen und entschuldigte sich. Er habe noch etwas anderes zu erledigen – ob es mir etwas ausmachen würde zu warten? Er führte mich zu einer Couch – unter einem Foto von Mullah Mustafa. Ein Helfer kam mit Tee herein und balancierte mit seinen großen Händen das feine Teeglas auf einer Untertasse.

Ein Mann in westlichem Anzug und mit doppeltem Turban, der so hoch war wie eine Hochzeitstorte, kam herein; ihm folgten ein schmaler armenischer Priester in schwarzer Kutte mit Kragen sowie ein älterer Mann in feinem *shal u shapik* in schimmerndem Beige mit schmalen braunen Streifen. Jeder der Männer saß mit Dr. Shawkat etwa eine Viertelstunde bei einem Glas Tee zusammen und besprach sein Anliegen. Die Vielfalt und gelegentliche Pracht der männlichen Bekleidung der Kurden und deren eindrucksvoll wettergegerbte Gesichter faszinierten mich immer wieder.

Ich betrachtete die Wände. An einer hing eine sehr detaillierte Karte von Nordirak, an der anderen ein verstaubter, vertrockneter Kranz in den Farben Rot, Gelb und Grün, den Farben Kurdistans. An der dritten hing eine gewebte Gedenktafel zur Erinnerung an die ruhmreiche Gründung der KDP. In einer Ecke flimmerte tonlos ein Fernseher vor sich hin, auf dem ein kurdisches Satellitenprogramm eingestellt war.

Nirgends war eine Karte von Groß-Kurdistan zu sehen – ein glühend heißes Eisen der Politik im Nahen Osten! Die Groß-Kurdistan-Karte zeigt alle Länder, die von Kurden bewohnt werden, und ist viermal so groß wie die Karte des irakischen Kurdistan: ein Drittel der Türkei, ein Fünftel des Iran, Streifen von Syrien und Armenien und ein irakisches Kurdistan, das die reichen Ölvorkommen bei den Städten Mosul und Kirkuk mit umfasst. Viele Nichtkurden mut-

maßen, dass die meisten Kurden es auf ein unabhängiges Groß-Kurdistan abgesehen hätten und dass es sich bei dem ganzen Ärger mit den Kurden um ebendiese Unabhängigkeit drehe. In Wirklichkeit, fand ich heraus, ist die Situation jedoch erheblich vielschichtiger und differenzierter. Obwohl die Schaffung eines unabhängigen Groß-Kurdistan der Traum zahlreicher Kurden ist, begreifen ebenso viele, dass es bei einem Traum bleiben wird, und sie richten ihr Hauptinteresse darauf, innerhalb der Staaten, in denen sie leben, gleiche Rechte zu erhalten. Weder die KDP noch die PUK, wurde mir wiederholt gesagt, dränge auf ein unabhängiges Groß-Kurdistan. Sie wollten einen halbautonomen Staat innerhalb eines Bundesstaates Irak. Sie seien Iraki ebenso wie Kurden, bekam ich oft zu hören.

»Da sehen Sie mal, wie viel ich zu tun habe«, sagte Dr. Shawkat, als er zu mir kam. »Es sind zu viele Besucher. Mir bleibt keine Zeit.«

Ich nickte. »Haben Sie mit dem Gouverneur gesprochen?«, fragte ich. Dr. Shawkat hatte mir nämlich erklärt, dass ich den Provinzgouverneur aufsuchen müsste, bevor ich irgendetwas unternehmen oder mit irgendjemandem sprechen dürfte. Das sei eine Frage des Protokolls und der Höflichkeit.

»Nein, er hat gerade viel zu tun. Eine Delegation der Vereinten Nationen ist hier.«

»Oh«, sagte ich überrascht. Dr. Shawkat hatte mir gesagt, er würde den Gouverneur an diesem Vormittag treffen – deshalb war ich schon Punkt neun Uhr in seinem Büro aufgetaucht.

Dr. Shawkat starrte mich aufmerksam an, während ich wiederholt auf die Uhr sah. Es war schon halb elf.

»Was glauben Sie, wann hat er Zeit?«

»Um zwölf. Möchten Sie noch eine Tasse Tee?«

Ich nickte wieder. Anderthalb Stunden – das war nicht so schlimm. Ich hatte mich schon mit der Langsamkeit im Nahen Osten abgefunden.

Dr. Shawkat starrte mich weiter an. Ich rutschte unbehaglich hin und her.

»Würde es Ihnen etwas ausmachen, wenn ich Sie fotografiere?«, fragte er. »Für meine Unterlagen.«

Noch bevor ich antworten konnte, rief er einen Mitarbeiter, der gleich darauf mit einer Kamera zurückkam. Offensichtlich war er mit dieser Prozedur vertraut. Wir setzten uns für die Aufnahme auf die Couch, und dann kam Dr. Shawkat auf sein Lieblingsthema zurück.

»Ich musste etliche meiner Unterlagen vernichten, als ich den Iran verließ«, sagte er. »Es war ein Aufbruch in großer Eile – es blieben mir nur ein paar Tage, und ich konnte nicht alles mitnehmen. Ich teilte meine Briefe in zwei Kategorien: nur private – und solche, die Informationen enthielten. Ich fotografierte die persönlichen Briefe, und dann musste ich sie verbrennen; mir blieb nichts anderes übrig.« Tränen stiegen in seinen Augen auf. »Einige davon enthielten keine besondere Mitteilung, nur ein ›Hallo‹ oder ›Danke‹, und doch finde ich, der betreffende Mensch hatte sich die Zeit dafür genommen, eine Briefmarke gekauft, war zur Post gegangen ...«

Er verlor langsam den Faden und trommelte mit den Fingern auf seine Sessellehne.

»Was haben Sie im Iran gemacht?«, fragte ich, weil mich seine Gefühlswallung überraschte. Ich dachte an die vielen belanglosen Briefe, die ich im Laufe meines Lebens weggeworfen hatte.

An diesem Vormittag und bei folgenden Besuchen kam langsam die Geschichte des Dr. Shawkat zum Vorschein, so wie überall Lebensläufe ans Tageslicht gelangten, während ich in Kurdistan unterwegs war. Sie begannen zumeist mit einer kleinen Andeutung, einer Art Faden, an dem ich ziehen musste, um düstere, labyrinthische Geschichten hervorzuholen.

Dr. Shawkat war der Sohn eines Militärwachpostens und hatte 1961, im Alter von 14 Jahren, für die kurdische Widerstandsbewegung zu arbeiten begonnen. Zwei Jahre später wurde er verhaftet. Einer seiner Kameraden, der von der irakischen Polizei gefoltert worden war, hatte seinen Namen preisgegeben. Am Morgen seiner Verhaftung war er zu Hause gewesen und hatte mit seiner Mutter gefrühstückt, die an Epilepsie litt. Das Letzte, was er sehen konnte, war seine Mutter, die hinter dem Auto, mit dem er fortgebracht wurde, herrannte und in einem Anfall auf der Straße zusammenbrach.

Die Polizei brachte ihn zuerst ins Gefängnis von Dohuk und dann in ein Militärlager, das sich auf dem Platz des veilchenblauen Supermarkts befand, der mir bei meiner Ankunft aufgefallen war. Obwohl sein Vater als Wache in diesem Militärlager eingesetzt war, konnte ihm dieser weder helfen noch Mitgefühl zeigen, wenn der Junge gefoltert wurde. Hätte er das getan, wäre er selbst verhaftet worden. Nach einer Woche wurde der Sohn zusammen mit den anderen in ein Gefängnis nach Mosul, der drittgrößten irakischen Stadt, unmittelbar westlich des halbautonomen Gebiets, verlegt.

Anderthalb Jahre später wurde der junge Shawkat freigelassen. Er beendete die Schule, studierte Tiermedizin an den Universitäten von Mosul und Bagdad und heiratete. Er leistete gerade seinen Militärdienst bei der irakischen Armee ab, als er erfuhr, dass er wegen seiner fortwährenden Untergrundaktivitäten abermals verhaftet werden sollte. Er entkam mit dem Auto nach Dohuk und floh dann bei Nacht zu Fuß nach Choman, einem Dorf hoch oben in den Bergen nahe der iranischen Grenze, wo die KDP ihren Hauptsitz eingerichtet hatte. Hier gründete er ein tierärztliches Zentrum, für das schließlich bis zu 14 Tierärzte und 150 Helfer tätig waren und das zehn Praxen überall in den befreiten Kurdengebieten unterhielt. Seine Frau folgte ihm bald nach und brachte dort ihre dritte Tochter zur Welt, die sie Choman nannten.

1975 waren Dr. Shawkat und der größte Teil der KDP-Führung gezwungen, aus dem Irak in den Iran zu fliehen, weil ihre Widerstandsbewegung als Folge des Abkommens von Algier zusammengebrochen war. Dr. Shawkat wohnte zuerst in einer Stadt nahe dem Urumieh-See, aber 1979 schickte ihn die KDP nach Karadsch in der Nähe von Teheran, wo der neue Hauptsitz der Partei war. Hier arbeitete er bis 1995 für irakische Flüchtlinge und die Partei. Dann verschlechterten sich die Beziehungen zwischen dem Iran und der KDP, weil der Iran während der inneren Kämpfe zwischen KDP und PUK Letztere unterstützte. Dr. Shawkat floh abermals – jetzt wieder zurück in den Irak. Bei dieser Gelegenheit hatte er seine persönlichen Briefe vernichtet.

Kurz darauf gab es einen medizinischen Notfall in seiner Familie. Eine seiner Töchter musste zur Behandlung nach Schweden gebracht werden, und die ganze Familie reiste mit. Nach der Genesung des Mädchens blieben Frau und Kinder in Stockholm, während Dr. Shawkat in den Irak zurückkehrte.

»Meine Kinder haben in Schweden bessere Schulbedingungen«, sagte Dr. Shawkat. »Und meine Frau muss bei ihnen sein. Aber ich kann hier nicht weg. Das ist mein Leben – ich kämpfe seit mehr als 40 Jahren für Kurdistan. Was soll ich in Schweden? Essen? Herumsitzen? Oder was?«

Später erfuhr ich, dass dies keine ungewöhnliche Lebensgeschichte war. Viele führende KDP-Leute hatten ähnliche Schicksale.

Dr. Shawkat sah seine Frau und seine Kinder nur ein paar Monate im Jahr. Ansonsten lebte er allein mit seiner alten Mutter in einem großen, feuchtkalten Haus, das ihm die KDP zur Verfügung gestellt hatte. Das Haus hatte eine Marmorfassade, dünne Marmorsäulen und zwei hübsche Gärten – von denen einer ursprünglich für Männer, der andere für Frauen angelegt war. Als ich Dr. Shawkat eines Tages zum Mittagessen besuchte, zeigte er mir das dunkle Wohn-

zimmer, das mit Erinnerungsstücken an die kurdische Widerstandsbewegung – Fotos, Gemälden, gerahmten Gedichten und der kurdischen Fahne – sowie ausgestopften Vögeln und Füchsen vollgepackt war. Wir beide aßen allein an einem Tisch, der so groß war, dass ein Dutzend Leute daran Platz gefunden hätte. Es war vollkommen still in dem Raum, nur das Klappern unserer Silberbestecke auf den Tellern und der vom Dachgesims tropfende Regen waren zu hören.

»Das Leben ist ein Eisenbahnzug, manche Leute fallen herunter, andere klettern drauf«, sagte Dr. Shawkat düster. Das war ein Sprichwort, das er oft benutzte.

Ich war gerade rechtzeitig zum *Newroz*-Fest im »Sicheren Hafen« angekommen. *Newroz* soll zoroastrischen Ursprungs und somit über 2700 Jahre alt sein. Es wird in verschiedenen Gegenden des Nahen Ostens zur Frühjahrs-Tagundnachtgleiche gefeiert. Kleine Freudenfeuer werden auf Straßen oder Hügeln angezündet, und Jung und Alt springen über die Flammen, um in diesem symbolischen Akt das Alte hinter sich zu lassen und das Neue zu umarmen. Wer es sich leisten kann, kleidet sich neu ein, man tauscht Geschenke aus, macht Picknicks und besucht Freunde und Verwandte.

Im Iran ist *Newroz* ein nationaler Feiertag, den alle Iraner, gleich welcher Volks- oder Religionszugehörigkeit, feiern. In Kurdistan jedoch ist *Newroz* der Nationalfeiertag. Hier geht es nicht nur um das neue Jahr, sondern auch um kurdische Identität, Kultur und Geschichte. Manchmal steigerte es sich zum politischen Siedepunkt, besonders in der Türkei, wo *Newroz*-Feiern in gewalttätige Zusammenrottungen ausarteten, bei denen die Kurden die türkischen Behörden angriffen. 1992 wurden bei *Newroz*-Feiern mindestens 80 Zivilisten in drei türkischen Städten getötet. Daraufhin war der Feiertag bis 2000 offiziell verboten.

Niemand weiß Genaueres über die Ursprünge des Newroz-Festes. Eine kurdische Legende weist auf eine Verbindung zu einem alten persischen Schöpfungsmythos hin. Die kurdische Kultur ist eng mit der persischen verbunden. Wie die Perser sind die Kurden Nachkommen indoeuropäischer Stämme aus Zentralasien, die sich vor 4000 Jahren im Bereich des Zagros- und Taurusgebirges niederließen und mit der Urbevölkerung vermischten. Die kurdische Sprache gehört zum iranischen Zweig der indoeuropäischen oder indogermanischen Sprachenfamilie und ist dadurch entfernt mit dem Deutschen oder Englischen verwandt. Weder das Arabische noch das Türkische gehört dazu.

Die große Zahl blonder, hellhaariger Kurden trägt wahrscheinlich ein Erbe der Indoeuropäer in sich. Es gibt einen weiteren kurdischen Schöpfungsmythos: Einem Gelehrten des 19. Jahrhunderts zufolge wird darin erzählt, dass vor vielen Jahrhunderten König Salomo 500 Wüstengeister, so genannte *Dschinn*, beauftragte, nach Europa zu fliegen und 500 Jungfrauen für seinen königlichen Harem zu holen. Auf dem Rückweg jedoch machten die *Dschinn* im Zagros-Gebirge Halt und entjungferten die Mädchen. Der darob erzürnte König Salomo verbannte nun die *Dschinn* und die Mädchen für immer in ebendieses Gebirge – und da blieben sie und wurden: Kurden.

Ich sollte Majed Saleh, dem Bürgermeister von Sumel, einem Bezirk von Dohuk, vorgestellt werden. Majed wohnte mit seiner Familie in einer ruhigen Straße nicht weit entfernt vom Hotel *Jihan*. Wie Dr. Shawkat war er ein Mann der KDP. Sein Vater war Guerillakämpfer oder *peshmerga* – wörtlich übersetzt: »die dem Tod ins Auge sehen« – gewesen und für ihre Sache gestorben. Im Teenageralter war Majed mit seiner Mutter und den jüngeren Geschwistern ebenfalls im iranischen Exil gewesen. Später studierte er Ingenieur-

wissenschaften in der Tschechoslowakei. Er selbst sprach ein wenig Englisch und – wie seine Geschwister – Persisch.

Ich besuchte Majed und seine Familie an einem Regentag gegen Ende der Newroz-Zeit. Etwa ein Dutzend anderer Leute war auch anwesend, darunter Majeds Schwestern und Brüder, zwei Cousins aus Erbil sowie zwei weitere, die aus San Diego in Kalifornien zu Besuch gekommen waren. Wir saßen steif auf den dunklen, samtbezogenen Sofas – unter Fotografien von Mullah Mustafa und Majeds Vater, der den Märtyrertod gestorben war – und tauschten Höflichkeiten aus, während draußen der Regen prasselte und eine Runde Köstlichkeiten nach der anderen herumgereicht wurde. Orangensaft wurde in Kelchen mit Goldrand serviert. Zum süßen Milchkaffee gab es bunt eingewickelte Bonbons. Eine große Platte mit Äpfeln, Weintrauben und Gurken wurde zusammen mit duftendem, bernsteinfarbenem Tee in den traditionellen tulpenförmigen Gläsern der Kurden gereicht.

Zwei Tage später erhielt ich einen Telefonanruf. Majed und seine Familie kamen auf meinen Wunsch zurück, in einer kurdischen Familie leben zu können, und fragten an, ob ich bei ihnen wohnen möchte. Und so ergab es sich, dass ich monatelang bei ihnen blieb. Mehr als einmal fragte ich mich, ob ich ihre Gastfreundschaft nicht überstrapazierte. Aber als ich die ersten Versuche unternahm, auf das Thema zu sprechen zu kommen, winkten alle sogleich ab: »Wenn Sie sich wohl fühlen, fühlen wir uns auch wohl«, rief die ganze Familie. Von einem gewissen Zeitpunkt an wagte ich gar nicht mehr zu fragen.

In dem großen, zweistöckigen Haus der Familie wohnte Majed mit seinen nächsten Angehörigen – mit seiner Frau Huda und ihren beiden kleinen Töchtern, mit seinen vier eigenen jüngeren Geschwistern: seiner Schwester Zobayda, die in der Verlagsbranche arbeitete, seiner Schwester Amal, die Buchhalterin war, seinem Bruder Om-

ran, der im Finanzministerium der KDP-Regierung saß, und seinem Bruder Omeed, der noch studierte. Außerdem lebte seine 75-jährige Mutter in der Familie; sie hatte im Jahr zuvor einen Schlaganfall erlitten und war seitdem rund um die Uhr pflegebedürftig. Fakharya, eine Cousine aus dem Heimatdorf der Familie nahe der türkischen Grenze, kümmerte sich tagsüber um sie.

Das Haus der Familie, das von einer hohen Mauer geschützt wurde, hatte einen schmalen Garten, einen Balkon, eine Marmorfassade und ein kleines Vordach, unter dem wir beim Eintreten die Schuhe stehen ließen, wie es im Orient Brauch ist. Gleich hinter der Haustür befand sich eine winzige Halle, von der aus eine Tür zum offiziellen Empfangsraum führte, die andere zum Gemeinschaftsraum der Familie. Der Empfangsraum, in dem ich beim ersten Besuch begrüßt und bewirtet worden war und in dem zumeist die Männer saßen, war mit Sofas, Kaffeetischen, einem bis zur Decke reichenden Schrank, Fernseher und Telefon ausgestattet (beide funktionierten über eine Satellitenschüssel). Der Familienraum, wo üblicherweise die Frauen saßen, war schlichter, aber gemütlicher und nur mit Teppichen und einem zweiten Fernseher ausgestattet. Aber die Regeln, wonach wer in welchem Raum empfangen wurde, schienen nicht sehr starr zu sein: Gemischte Gesellschaften, ältere Personen und Fremde beiderlei Geschlechts wurden in den förmlicheren Raum geleitet, jüngere Leute – männlich wie weiblich – bewirtete man öfter im Familienbereich. Und wenn beide Räume besetzt waren, herrschte dazwischen ein lebhaftes Hin und Her, während die engsten Familienmitglieder aus dem vorderen Bereich des Hauses in einen anderen Raum hinter der Küche gescheucht wurden.

Vorn im Haus war auch ein Zimmer, in dem Majeds Leibwächter, die ihm die KDP stellte, aßen und schliefen. Er sagte mir, sie hätten sie eigentlich nicht gern im Haus und hatten sie bisher auch nicht

gebraucht; aber in Anbetracht seiner politischen Stellung und der allgemeinen Unsicherheit in dieser Gegend, der Angst vor Saddam Hussein und den Islamisten waren sie eben doch notwendig. Die Leibwächter waren große, wuchtige Männer im militärischen *khak* und mit rot-weißen Turbanen. Sie trugen mächtige Schnauzbärte, wie sie als eine Art Ehrenzeichen bei kurdischen Männern immer noch üblich sind. Die Anwesenheit der Wächter war zugleich beruhigend und beunruhigend.

Im Gegensatz zu diesen Männern trugen Majed und seine Brüder westliche Kleidung: Anzüge oder Jeans und Pullover. Die Frauen kleideten sich auf unterschiedlichste Weise. Majeds zwei Schwestern neigten zu knielangen Röcken oder dunklen Hosen, dazu trugen sie oft enge Blusen oder Pullover. Amal hatte eine Schwäche für Make-up und Schmuck, Zobayda gar nicht. Huda, Majeds Frau, eine Schönheit mit hellerer Haut und klaren dunkelbraunen Augen, trug meist weite *dishdasha* – Kaftane – wie viele Kurdinnen zu Hause. Die Cousine aus dem Heimatdorf, Fakharya, kleidete sich traditionell im Dohuk-Stil: langes Überkleid mit hinten gebundenen Ärmeln und Pluderhosen. Außer ihr bedeckte keine der Frauen das Haar, weder im Haus noch draußen.

Mein Zimmer lag im Obergeschoss und hatte, wie die meisten anderen Schlafräume, ein westliches Bett. Aber das Bad am Ende des Flurs wies ein orientalisches Klo auf: ein Loch im Boden. Wenn die Familie unter sich war, aß man normalerweise auf dem Boden rund um ein Tischtuch sitzend.

Ich fügte mich rasch in den Tagesablauf ein. Morgens verließ ich das Haus zusammen mit Majed, seinen Wächtern und der fünfjährigen Tochter Mina auf dem Weg zur Arbeit und zur Schule, und ich wurde an einem der Orte abgesetzt, die ich aufsuchen wollte. Wenn möglich, kehrte ich um zwei Uhr nachmittags ins Haus zurück – rechtzeitig zur Hauptmahlzeit des Tages und zum typisch orienta-

lischen Mittagsschläfchen. Am späten Nachmittag ging ich meist wieder aus.

Wie die meisten Beamten in Kurdistan arbeiteten Majed und seine Geschwister am Vormittag lange und verbrachten die Nachmittage mit der Familie und mit Freunden. Dieser gemächliche Tagesplan war ein Überbleibsel aus der Regierungszeit der Baath-Partei, die in den siebziger Jahren des 20. Jahrhunderts umfassende soziale Veränderungen im Irak herbeigeführt und sich gleichzeitig eng mit der ehemaligen Sowjetunion verbündet hatte.

Die Baath-Partei – deren Name wörtlich übersetzt »Wiedergeburt der Toten« bedeutet – war nach 1940 in Damaskus in Syrien von einem christlichen Intellektuellen, einem Araber namens Michel Aflaq, gegründet worden. Die sozialistische und weltlich orientierte Partei mit panarabischem Programm gelangte 1968 nach ihrem zweiten Staatsstreich an die Macht. Das Regime wurde anfangs von einer kleinen Gruppe von Militärs und Beamten geführt und entwickelte sich später zu einem gnadenlos totalitären Machtapparat, der von einem einzigen Mann beherrscht wurde: Saddam Hussein.

1972 verstaatlichte die Baath-Partei die irakische Ölindustrie und setzte die Gewinne für die Modernisierung des Landes ein, den Aufbau einer Infrastruktur, die Bekämpfung des Analphabetentums, die Anhebung der Mindestlöhne und eine Verbesserung der Rechte der Frauen durch die Änderung überholter islamischer Gesetze. Frauen konnten Universitätsabschlüsse machen und fanden Zugang zu einer Vielfalt von Berufen. Der *hejab*, der Schleier, wurde weitgehend abgeschafft. Das Baath-Regime sorgte für sichere Arbeitsplätze für große Teile der Bevölkerung – darunter auch fugsame Kurden –, schuf freie Bildungsmöglichkeiten und eine kostenlose Gesundheitsfürsorge. Doch gegen Andersdenkende ging es rigoros vor. Menschenrechte wurden mit Füßen getreten. Einige ältere Kurden, die ich traf, bedauerten es sogar, dass die angenehme

Anfangszeit des Baath-Regimes vorüber war, und manche schoben die Schuld am späteren Unglück Kurdistans eher den Kurdenführern als Saddam Hussein zu.

Abends bewirteten Majed und seine Familie häufig Gäste, die fast immer unangemeldet hereinschnitten, wie es kurdischer Brauch ist. Auch tagsüber kamen oft Gäste vorbei, denn sie gingen davon aus, dass eine der Frauen des Hauses anwesend wäre, sie empfangen und sogleich mit Tee, Obst und Süßigkeiten bewirten würde.

An den Abenden traf ich mich häufig mit der Familie im förmlichen Wohnzimmer, um Gespräche zu führen und fernzusehen: die britische BBC, al-Dschasira aus Katar und verschiedene türkische, europäische und kurdische Programme. Die kurdischen Sender brachten viel Musik und Tanz – stundenlang sah ich Wogen von Kurden in ihren Trachten, wie sie vor und zurück fluteten und in Tanzreihen sich bogen, sich wiegten und sprangen.

Jeden Abend fiel der Strom mindestens zweimal aus, wenn sich Saddam Husseins langer Arm nach uns ausstreckte. Dohuks Energieversorgung konnte den steigenden Bedarf nicht decken, und das Baath-Regime hatte eingewilligt, zusätzlich 30 Megawatt Strom pro Tag zu liefern – natürlich zu einem Wucherpreis. Aber Saddam Hussein liebte es, Spielchen zu machen, und lieferte den benötigten Strom in der Regel am frühen Morgen, wenn die meisten Leute noch fest schliefen, so dass Dohuk am Abend nach wie vor um Licht kämpfen musste.

Wenn der Strom ausfiel, gingen Zobayda und Huda hinaus und holten eine lange Neonröhre, die von einer Batterie gespeist wurde. Das kalte blaue Licht der Leuchtröhre warf einen fahlen Schein auf diejenigen, die in ihrer Nähe saßen; die anderen von uns blieben im Dunkeln. Ein Petroleumofen – in einem als ölfreich bekannten Land! – wärmte die, die in seiner unmittelbaren Nähe saßen, während die anderen fröstelten.

An jenen Abenden unterhielten wir uns über die Ereignisse des Tages, persönliche Erlebnisse, das Wetter, die Politik. Alles schien ganz normal zu sein – und war es dann plötzlich doch nicht mehr. Eine Stille breitete sich aus, die Ängste, Niedergeschlagenheit und Furcht in sich trug. Doch nichts davon wurde je beim Namen genannt. Und bald darauf, wenn der Strom wiederkam, setzten sich die Gespräche fort – so normal und so tröstlich wie immer.

Eine kleine Lokomotive ...

Dohuk ist entlang einer großen Hauptstraße gebaut, die bergauf und bergab durch den wohlhabenderen Teil der Stadt, das Geschäftsviertel und die ärmeren Gegenden verläuft. Einen Großteil dieser Strecke säumten kleine, graue Läden, und einige von ihnen zierten mehr oder weniger korrekte englischsprachige Schilder: *Havrest Hair Salon, Jzery Book Shop, Dohuk Center for Money Exchange, Titanec Hotel*. Glitzernde Fruchtsaft-Läden mit in bunten Mustern herumquirlenden Mixgeräten winkten hier und da von einer Straßenecke; und dann gab es einen großen Bazar, ein paar schummerige Internetcafés und vereinzelte Spirituosenläden, in denen Christen und aufgeklärtere Muslime einkauften. Und über allem hingen wirre Knäuel von Stromkabeln wie schwere, schwarze Spinnennetze in der Luft.

In der Mitte der Verkehrskreisel erinnerten wuchtige weiße Kolossalstatuen an die kurdische Revolution oder ein Ereignis der kurdischen Geschichte. Viele dieser Skulpturen waren nach dem Aufstand von 1991 von Kunststudenten unter Anleitung ihrer Lehrer geschaffen worden und wirkten so amateurhaft wie liebenswert. Unbeholfen, doch hoffnungsvoll verkörperten sie die zuversichtliche Haltung und den Mangel an Kultiviertheit vieler Kurden, die ja seit Generationen vom Rest der Welt abgeschnitten gewesen waren.

Die Universität von Dohuk beherrscht einen Teil des Stadtzentrums und ist in einer Reihe verstreuter Zweckbauten untergebracht, die ursprünglich vom Baath-Regime errichtet worden waren. Das Ge-

bäude der Naturwissenschaftlichen Fakultät war einst ein Gefängnis; das Verwaltungsgebäude war das Hauptquartier der Baath-Partei; und der medizinische Fachbereich war in einem Vorposten der Baath-Armee untergebracht. Die Universität war erst nach dem Aufstand von 1991 gegründet worden, vor allem dank der Bemühungen von Asmat Muhammad Khalid, allgemein Dr. Asmat genannt, den ich eines Morgens zu Beginn meines Aufenthalts aufsuchte. Ich wollte mehr darüber erfahren, wie das halbautonome Kurdistan funktionierte. Die neue Universität schien mir ein geeigneter Ort zu sein, um damit zu beginnen.

In der Universität traf ich auf ein stämmiges, weißhaariges Energiebündel, das in einem sonnigen Raum voller Bücher auf mich wartete, aus dem offensichtlich alle bösen Baath-Geister vertrieben worden waren. Dr. Asmat sprach leidlich gutes Englisch und drehte sich begeistert auf seinem hochlehnigen Bürosessel hinter einem abgeschabten Schreibtisch hin und her, während er mir die Geschichte der Universität erzählte. Über ihm hing ein Foto von Masoud Barzani, an einer anderen Wand eines von Mullah Mustafa.

Dr. Asmat hatte Ingenieurwissenschaften studiert und erstmals 1970 während einer Konferenz die Idee gehabt, eine Universität zu gründen, erzählte er. Doch als er seine Hand hob und diesen Vorschlag machte, lachten ihm alle in dem Saal – hauptsächlich Araber – einfach ins Gesicht. »Dohuk ist doch viel zu rückständig für eine Universität!«, riefen sie. Damals gab es im Kurdengebiet eine einzige Universität, und die befand sich in Sulaymaniyah, der kultiviertesten kurdischen Stadt. Dr. Asmat fühlte sich gedemütigt – aber seinen Plan vergaß er nie.

Der Aufstand und seine Folgen boten Dr. Asmat die Gelegenheit, auf die er gewartet hatte. Er unterbreitete seine Idee Massoud Barzani, und am 14. September 1992 verabschiedete das kurdische Parlament einen Beschluss zur Einrichtung einer Universität in Dohuk.

Sie sollte anfangs nur zwei Fakultäten haben: Landwirtschaft und Medizin.

»Unsere Gründungsmannschaft bestand aus sechs Leuten«, sagte Dr. Asmat. »Aber wie soll man eine ganze Universität aus dem Nichts aufbauen? Wir hatten kein Geld, keine Dozenten, keine Hörsäle – nichts. Alles war zerstört. Und unser Campus – all diese Gebäude hier – war mit Flüchtlingen belegt. Hörsäle voller Flüchtlinge. Ich betrat einmal einen Unterrichtsraum, in dem auf der einen Seite Frauen Brot backten und auf der anderen Wäsche wuschen. Wir mussten die Bewohner von Dohuk um Hilfe bitten. Wir wandten uns an Maurer und Zimmerer mit der Bitte, die Gebäude instand zu setzen, an Fachleute, mit dem Ansinnen zu unterrichten: Ärzte als Medizin-Dozenten, auch Landwirte, die Landwirtschaft lehren sollten. Andere Leute halfen putzen, wieder andere gaben uns Möbel und Bücher – alles ehrenamtlich.«

Mittlerweile, zur Zeit meines Besuchs, gehörte die Universität bereits der International Association of Universities an, besaß neun Fachbereiche, bot verschiedene Aufbaustudiengänge an, hatte etwa 200 Professoren und mehr als 2000 Studenten. Das Studium war gebührenfrei; die Geldmittel kamen hauptsächlich von der kurdischen Regierung.

»Doch halt«, sagte ich, als Dr. Asmat geendet hatte und mich wieder zur Tür geleiten wollte. »Ich verstehe nicht ganz ...« Die kurdische Regierung war bekanntlich alles andere als gut bei Kasse, und ich fragte mich, wie denn die Universität in so kurzer Zeit so gewaltig hatte wachsen können.

Aber Dr. Asmat hatte keine Zeit mehr für das Gespräch. Die Abschlussexamina sollten in zwei Wochen stattfinden, und er musste sich noch um vieles kümmern. Deshalb schickte er mich zum Dekan der Medizinischen Fakultät, Dr. Farhad Sulayvani. Dieser, ein drahtiger Mann mit Brille und aufrechter militärischer Haltung,

wirkte beim Sitzen groß, war aber nur von mittlerer Statur, wenn er aufstand. Er sah mich nicht direkt an, obwohl unser Gespräch schon eine Weile gedauert hatte – eine Eigenart, die mir öfter im Irak auffiel, wo die Leute die irritierende Gewohnheit hatten, mit ausdruckslosem, unbewegtem Gesicht wortlos zu warten, bis ich in aller Ausführlichkeit erklärt hatte, wer ich war und was ich wollte. Hier herrscht großes Misstrauen, dachte ich und schrieb diese Eigenheit der neueren Geschichte und dem Argwohn gegenüber Fremden zu. Erst später fiel mir auf, dass die Kurden auch untereinander misstrauisch sind, wenn sie sich begegnen.

Dr. Sulayvani, auch einer der Gründer der Universität, erzählte mir mehr über die Anfangszeit, als der medizinische Fachbereich keine ordentlichen Einrichtungen, Ausstattungen, Bücher und qualifizierten Mitarbeiter hatte. Das angeschlossene Ausbildungskrankenhaus verfügte ebenso wenig über qualifiziertes Personal, auch wenn es schon jahrelang unter dem Bath-Regime in Betrieb gewesen war. Nach dem Aufstand befahl Saddam Hussein allen arabischen Fachleuten, die Region zu verlassen. Er dachte wohl, dass Kurdistan ohne die Intelligenz aus Bagdad zusammenbrechen würde.

»Aber die Kurden bewiesen ihm das Gegenteil«, sagte Dr. Sulayvani stolz und setzte sich noch aufrechter hin. Auch wenn die Dinge nur langsam besser wurden – alles wurde besser. Im Fall seiner Fakultät dank der Hilfe anderer Universitäten, von Hilfsorganisationen, durch die Vereinten Nationen und den Schmuggel mit allem und jedem – von Büchern bis zu gebrauchten Mikroskopen.

Also hatte die Universität doch noch andere Quellen neben der Regierung, dachte ich, wobei ich mich daran erinnerte, dass die Kurden als gute Schmuggler bekannt waren. Sie hatten diese Fertigkeit seit ihrer Teilung durch die Reiche der Osmanen und der Safawiden entwickelt. Und wer wäre besser geeignet, Schmuggelgüter über Grenzen zu bringen, als ein durch Grenzen getrenntes Volk?

»In den letzten Jahren hat auch das Internet großen Einfluss ausgeübt«, fuhr Dr. Sulayvani fort. Bevor sie in der späten neunziger Jahren auch den »Sicheren Hafen« erreichte, war die Universität wie die gesamte Region praktisch ohne jeden Kontakt zur Außenwelt gewesen. Es gab keine Post – denn Bagdad ließ sie nicht herein –, und bis vor wenigen Jahren waren Telefongespräche unerschwinglich teuer gewesen. Jetzt aber kosteten dank der Satellitenverbindungen Auslandsgespräche etwa 50 Cent pro Minute und das Internet etwa einen Dollar oder Euro pro Stunde. Für viele Kurden waren diese Gebühren immer noch zu hoch, aber die Mittelschicht konnte sie sich leisten.

Mein nächster Besuch galt den Geisteswissenschaften, die sich in einem neuen Gebäude befanden, in dem sprach- und literaturwissenschaftliche Abteilungen sowie die Bibliothek untergebracht waren, deren Bestände Buch für Buch von Reisenden mit nach Kurdistan gebracht worden waren. Hier traf ich zwei junge Sprachlehrerinnen – eine Britisch-Marokkanerin aus Yorkshire in England und eine Französisch-Kurdin aus Paris. Beide waren erst vor einem Jahr nach Kurdistan gekommen. Die Britisch-Marokkanerin, eine gläubige Muslima mit feiner, porzellanartiger Hautfarbe, in Regenmantel und Kopftuch gehüllt, war mit einem Kurden verheiratet und hatte vier Kinder. Die Französisch-Kurdin war unverheiratet, sie trug ein eng anliegendes schwarzes Kleid, hatte hohe Absätze und lockiges Haar. Sie war ursprünglich nach Dohuk gekommen, um Verwandte zu besuchen; doch es gefiel ihr so gut, dass sie blieb, und jetzt war sie die einzige Französisch-Dozentin der Universität.

Die beiden Frauen teilten sich ein Büro, und hier sangen sie mir das Loblied auf die irakischen Kurden. Vielseitig begabte Leute seien sie und freundlich – trotz aller Grausamkeiten, die ihnen widerfahren sind, sagte die Britisch-Marokkanerin in breitem Yorkshire-Dialekt. Sie verlassen sich auf sich selbst und warten

nicht auf Hilfe von außen, fügte die Französisch-Kurdin in singendem Pariser Tonfall hinzu. Sie gehen gut mit ihrem Land um, halten es sauber und arbeiten sehr planvoll, stimmten sie einander zu. Während ich stillschweigend die ersten Punkte bejahen konnte, fand ich, dass – zumindest so weit die Geschichte es zeigt – planvolles Vorgehen nicht gerade die Stärke der Kurden sei.

»Die Arbeitsumstände waren anfangs hier schrecklich«, sagte die Französisch-Dozentin. »Die Studenten brachten ihre schriftlichen Hausarbeiten auf einem dreckigen Fetzen Papier. Sie kannten es nicht anders. Aber jetzt werden sie immer besser.«

»Einmal bat ich meine Studenten, eine Arbeit über den denkwürdigsten Augenblick ihres Lebens zu schreiben«, fügte die Englisch-Dozentin hinzu. »Eine Studentin schrieb, dass sie – als sie zehn Jahre alt war – eines Tages nach Hause kam und feststellte, dass ihre gesamte Familie fort war. Niemanden davon hat sie je wieder gesehen.« Sie seufzte. »Ich kann diese Geschichte nicht vergessen. Fast jeder hier hat solche Geschichten erlebt. Als mein Mann sechs Jahre alt war, spielte er im Garten. Eine Bombe fiel herab und tötete seinen Bruder.«

Während sie sprach, kam ein großer Mann um die vierzig herein. Er trug einen braunen Anzug mit Krawatte und sprach leise. Als Absolvent der Abteilung für Englische Philologie schrieb er seine Dissertation über General Sherif Pascha, einen kurdischen Diplomaten, der eine wichtige Rolle bei den Verhandlungen für den Vertrag von Sèvres 1920 gespielt hatte, den nicht ratifizierten Vertrag nach dem Ersten Weltkrieg, durch den ein unabhängiges Kurdistan hätte möglich werden können.

Die Arbeit war mühselig und frustrierend, denn es gab kaum Literatur über dieses Thema in Dohuk, und die wenigen Bücher waren auf Englisch oder Französisch geschrieben. Sein Englisch war brauchbar, aber im Französischen musste er sich ganz und gar auf

die franko-kurdische Dozentin verlassen. Sie half ihm gern, sprach aber nur wenig Kurdisch und auch kein fließendes Englisch. So kam sein Projekt nur schrittweise voran. Ähnlich wie die Universität, dachte ich.

Der leise sprechende Mann hatte viele Jahre als *peshmerga* und Flüchtling zugebracht. Obwohl es immer sein Traum gewesen war, einmal an einer Universität zu studieren, war ihm nie zuvor die Gelegenheit dazu geboten worden. Viele Studenten an der Universität von Dohuk waren schon älter. Und auch er empfand es nicht als besonders schwierig, in seinem Alter noch zu studieren. Es fiel ihm allerdings schwer, »mit kleinen Jungs die Schulbank zu drücken«. Trotz alledem hoffte er, seinen Dr. phil. zu bekommen.

»Alles ist jetzt möglich in Kurdistan«, sagte er. Und seufzte.

Eine Glocke läutete, und das Trio packte die Bücher zusammen, um in die Unterrichtsräume zu gehen. Bevor die drei verschwanden, stellten sie mich einer Gruppe von Studenten vor, die gerade aus dem Iran in den Irak gekommen waren. Wie Dr. Shawkat oder Maged und seine Familie hatten sie infolge des Abkommens von Algier 1975 den Irak verlassen müssen. Dieses Abkommen zerstörte die Lebensläufe Zehntausender von irakischen Kurden. Und jedes Mal, wenn ich davon hörte, krampfte sich mir der Magen zusammen, denn dieses Abkommen steht auch für den ersten Verrat der USA an den Kurden.

Nachdem das Manifest vom März 1970, das den Kurden eine Teilautonomie gewähren sollte, gescheitert war, brachen 1974 erneut Kämpfe zwischen den Truppen Mullah Mustafa Barzanis und der irakischen Armee aus. Doch in diesem Krieg waren die Kurden in einer günstigeren Position, weil sie vom Schah von Persien beträchtliche Militärhilfe erhalten hatten, dem seinerseits wiederum von den USA ein Teil der Mittel erstattet wurde. Der springende Punkt war, dass Barzani dem Schah nicht über den Weg traute – wohl aber

den USA. Die Welt befand sich auf dem Höhepunkt des Kalten Krieges, und das Baath-Regime hatte sich mit der Sowjetunion verbündet, während der Iran unter dem Schah ein wichtiger Partner der USA war.

Der Schah hoffte, den Irak zu destabilisieren, indem er den Kurden jegliche militärische Unterstützung gewährte – von amerikanischen Hawk-Flugabwehrraketen bis zu Kampftruppen. Doch es war nicht die Absicht des Schahs, die Kurden ihren Krieg gewinnen zu lassen. In dem Abkommen von Algier vom 6. März 1975 ließ er sie plötzlich fallen. Das Grenzabkommen sicherte dem Iran mit stillschweigender Billigung der USA zu, was er tatsächlich schon immer gewollt hatte: die Kontrolle über die Hälfte des strategisch wichtigen Schatt el-Arab, einer Wasserstraße, die Iran und Irak trennt und zum Persischen Golf führt. Als Gegenleistung entzog der Schah den Kurden die iranische Hilfe.

Amerikas Außenminister Henry Kissinger hatte die Kurden ermutigt, ihren Aufstand voranzutreiben, obwohl er wusste, dass ein kurdischer Sieg nicht Teil des Gesamtplans sein würde. Im Pike-Report von 1975, der vom Geheimdienst-Auswahlkomitee des Kongresses in Auftrag gegeben worden war, hieß es: »Es war ein zynisches Unternehmen, selbst unter dem Aspekt einer Geheimoperation.« Henry Kissinger drückte es so aus: »Geheimaktionen sollten nicht mit missionarischen Aufgaben verwechselt werden.«

Innerhalb weniger Stunden nach Unterzeichnung des Abkommens zog der Iran seine Streitkräfte und seine anderweitige Unterstützung der Kurden ab. Mullah Mustafa Barzani war am Boden zerstört. Er hatte den USA leidenschaftlich vertraut und sogar einmal vorgeschlagen (vermutlich, ohne es richtig bedacht zu haben), dass sich alle Kurden in Amerika niederlassen sollten. »Ich vertraue Amerika«, sagte er 1973 in einem Interview. »Amerika ist eine zu große Macht, um ein kleines Volk wie die Kurden zu verraten.« In

seiner tiefen Enttäuschung entschloss sich Barzani, den Kampf der Kurden zu beenden. Er sagte, seine Fortführung würde nur in einem Massaker an seinem Volk enden. Viele einfache Mitstreiter wollten den Kampf fortsetzen, aber Barzani blieb bei seinem Entschluss – für den er später scharf kritisiert wurde. Mehr als 100 000 Kurden, darunter KDP-Führer und -Kämpfer sowie ihre Familien flohen in den Iran und trafen dort auf über 100 000 kurdische Flüchtlinge, die bereits hier waren. Tausende anderer Kämpfer kapitulierten, und weitere Tausende wurden von den irakischen Truppen niedergemetzelt.

Bei ihrer Ankunft im Iran wurden die irakischen Kurden zuerst in Flüchtlingslagern untergebracht und dann auf Städte und Dörfer verteilt, die weit entfernt von der irakisch-iranischen Grenze lagen. Der Schah wollte sie nicht in iranischen Kurdengebieten haben, wo eine gemischte irakisch-iranische Kurdenbevölkerung hätte Unruhen auslösen können. Man achtete darauf, jeweils nur einige wenige irakische Familien den einzelnen Städten zuzuweisen, damit sie dort nur geringen Einfluss ausüben konnten. Erst nach der islamischen Revolution von 1978/79 im Iran begannen sich die Lebensbedingungen für die irakischen Exilkurden zu verbessern, und 1979 durfte die KDP sogar ihre erste Konferenz nach dem Abkommen von Algier in Karadsch in der Nähe von Teheran abhalten, wo die KDP ihren neuen Hauptsitz hatte.

Die Kinder der irakischen Flüchtlinge wuchsen im Iran auf, lernten die persische Sprache und die iranische Lebensweise. Ihre Eltern jedoch vergaßen ihre Heimat nie, und nach der Einrichtung des »Sicheren Hafens« kehrten viele von ihnen zurück. Zur Zeit meines Besuchs gab es etwa 40 000 kürzlich aus dem Iran zurückgekehrte Flüchtlinge im Zuständigkeitsgebiet der KDP – alle mussten untergebracht und ernährt werden, ebenso wie die vielen Tausende, die ihr Zuhause während der *Al-Anfal*-Militäroperation verloren hatten.

Die meisten irakischen Kurden, mit denen ich sprach, fanden, dass der Kontakt ihres Volkes mit dem Iran von großem Nutzen gewesen sei. Die zurückkehrenden Flüchtlinge hätten die Freude am Lernen, den Unternehmungsgeist, das Organisationsvermögen und die Kultiviertheit der Iraner mitgebracht. Iran ist vergleichsweise viel weiter entwickelt als der Irak.

Am Geisteswissenschaftlichen Institut waren die Studenten begeistert, als sie hörten, dass ich auch im Iran gewesen war und ein wenig Persisch sprach. Sie scharten sich um mich und führten mich in eine sonnige Cafeteria, wo sie mich immer wieder mit Mineralwasser, Süßigkeiten und Tee versorgten. Die uns gegenüberliegende Wand bedeckte ein riesiges Poster von New York City – ein Foto, auf dem das World Trade Center noch zu sehen war ...

»Wir freuen uns wirklich so sehr, Sie kennen zu lernen«, sagten die Studenten immer wieder. »Verstehen Sie – es ist für uns hier äußerst schwierig. Wir sind im Iran geboren, wir sprechen Persisch und nur wenig Kurdisch. Und hier ist alles ganz anders – die Leute, die Kleidung, das Essen. Es gibt keine Läden. Es gibt kein Kino und keinen Park. Nirgendwohin kann man zum Vergnügen gehen. Uns fehlt der Iran!«

»Wollt ihr zurückgehen?«, fragte ich.

Nach einem kurzen Moment des Schweigens kam die Antwort: »O nein! Ja, wir vermissen den Iran, aber wir hatten auch dort Probleme. Wir waren nicht frei. Die Leute waren uns gegenüber voreingenommen. Nur hier können wir unbekümmert sagen, dass wir Kurden sind.«

Als ich an diesem Tag in der Universität herumging, kam es mir vor, als wäre ich mitten in einem riesigen Puzzle gelandet. Die Kurden versuchten, viele unterschiedlich beschaffene Teilchen zusammenzufügen – manche halb kaputt, andere besonders wertvoll –, um aus dem Alten etwas Neues zu schaffen. Manche Teile passten

nicht so recht zusammen. Die aus dem Iran gekommenen Studenten hatten hier noch nicht ihren Platz gefunden, und das Lehrniveau an der Universität bedurfte noch erheblicher Verbesserung – ein Eindruck, der sich später wiederholt bestätigen sollte. Aber die gewaltige Leistung, die innerhalb von nur zehn Jahren vollbracht worden war, erschien mir ebenso eindrucksvoll wie der Mut der Kurden, mit der Bewältigung einer eigentlich unlösbaren Aufgabe unverdrossen weiterzumachen. Niemand hatte den Kurden gesagt, dass man eine Universität nicht ohne nennenswerte Geldmittel gründen kann. Und so hatten sie einfach bei null begonnen.

In einer Seitenstraße im Stadtzentrum von Dohuk war der Sitz des Schriftstellerverbandes. Zwei überdimensionale Statuen flankierten das Haus: Anwar Mai, ein kurdischer Historiker, und Saduq Bahaadin Amedi, ein klassischer kurdischer Dichter. Dr. Shawkat hatte mir vorgeschlagen, den Schriftstellerverband aufzusuchen, um dort andere Leute meiner Zunft kennen zu lernen. Das wollte ich gerne tun – obwohl ich keine Ahnung hatte, was mich da erwartete, als ich eines späten Nachmittags in das Gebäude huschte und Regentropfen rund um mich verteilte.

In der düsteren Eingangshalle stieß ich auf eine Vorhut von fünf Männern – Dr. Shawkat hatte mein Kommen telefonisch angekündigt –, die mich höflich in einen rechteckigen Empfangsraum führten. Entlang den Wänden reihten sich abgewetzte Stühle von barockartigem Aussehen. Als wir uns setzten, kam mindestens ein weiteres Dutzend Männer herein und nahm Platz. Die meisten waren mittleren Alters und trugen gepflegte dunkle Anzüge. Sie sahen mich erwartungsvoll an, während ein Bediensteter mit klirrenden Teegläsern hereineilte und ich ratlos dasaß. Diese Leute hatten nichts gemein mit der vergammelten Autorenbande, wie ich sie von zu Hause in New York kannte.

Einer der Männer rettete mich aus meiner Verlegenheit und gab eine Einführung in gebrochenem Englisch. Das Haus des Schriftstellerverbandes war 1971 als Arbeits- und Versammlungsstätte für Schriftsteller gegründet worden und hatte es irgendwie geschafft, die schwierigen Jahre des Baath-Regimes zu überstehen. Aber erst nach dem Aufstand war die Schriftstellervereinigung richtig zum Leben erwacht. Vorher hatten die Autoren sich selbst zensiert oder überhaupt nicht geschrieben – aus lauter Angst. Jetzt gab es überall Veröffentlichungen, und selbst das kleine Dohuk hatte sein Khani-Medienzentrum, wo eine Wochenzeitung und eine Monatszeitschrift erschienen. Die Mitgliederzahl des Verbandes hatte sich auf mehr als 130 Autoren verdoppelt; es waren zumeist berufstätige Fachleute wie Ärzte, Buchhalter, Anwälte oder Lehrer. Als Autor vom Schreiben zu leben – das war unmöglich in Kurdistan. An den Veröffentlichungen verdiente man wenig, wenn überhaupt etwas, und die meisten Bücher erschienen im Selbstverlag.

»Und wie steht es um die Schriftstellerinnen?«, fragte ich und sah mich in der Männerrunde um. »Gibt es überhaupt welche?«

»Natürlich«, sagten die Männer und nickten stolz. Der Verband habe viele hervorragende Autorinnen – genau gesagt: neun.

»Und warum sind sie nicht hier?«, fragte ich.

Sie sind zu Hause, erfuhr ich. Wie ich erst langsam zu lernen begann, gehen kurdische Frauen nicht nach fünf Uhr nachmittags aus dem Haus, es sei denn in Begleitung ihrer Familie. Vor allem in konservativen Städten wie Dohuk war das so.

Nachdem die Einführung vorüber war, sahen sich die Männer an, dann betrachteten sie mich abschätzend. Wie wär's mit einem Drink?, fragten sie mit einem Leuchten in den Augen. Wie viele Kurden – aber nur wenige Kurdinnen –, denen ich begegnete, nahmen sie die muslimische Verteufelung des Alkohols nicht sonderlich ernst.

So zogen wir uns – ein Dutzend von allen vielleicht – in die hinteren Räume des Gebäudes zurück. Die Männer sprachen miteinander Kurdisch, und mir wurde schlagartig bewusst, dass ich mich als Frau nach Einbruch der Dunkelheit außer Haus befand – in einer Kultur, wo man dies nicht tat. Verunsichert fragte ich mich, was die Männer sagen würden. Sie hatten einen lockeren, vertrauten Umgang untereinander, und ich vermutete, dass sie sich oft hier trafen. Unser Rückzug in die hinteren Räume hatte etwas von einem üblichen Ritual an sich.

Wir blieben vor einem trist aussehenden Raum stehen, der mit fleckigen, durchgesessenen Sofas ausgestattet war, die rund um einen verschrammten Kaffeetisch standen. Trotz des Neonlichts, das von oben kam, wirkte alles in dem Raum – sogar die Luft – grau. »Damen zuerst«, sagte einer der Männer, geleitete mich nach vorn und kicherte – eine Reaktion, die mir im Irak oft auffiel, wo Männer die westliche Höflichkeit in höchstem Grade komisch zu finden schienen. Ich sprach sie das eine oder andere Mal darauf an und ertete nur noch lauterer Gelächter. »Ja, wir finden das komisch«, räumte ein Mann einmal ein, »weil bei uns die Frauen an letzter Stelle kommen. Aber vielleicht ist das unsere Zukunftschance.«

Als Bier, Wodka und Pistazien gereicht wurden, konnte ich meine Gastgeber näher betrachten. Einer war ein großer Mann mit dickem Bauch, struppigem Schnurrbart und schütterem weißem Haar. Ein anderer wirkte zierlicher, eleganter – ein Herr mit feinen Gesichtszügen und gestutztem Schnurrbart. Ein Dritter war klein und gut aussehend, hatte glänzende schwarze Augen und schwarze Locken. So machte jeder der Männer um mich herum einen individuell unterschiedlichen Eindruck, und doch schienen sie alle – in ihren dunklen Anzügen und in dem düsteren Raum – gleich zu sein. Es lag, dachte ich, teilweise an dem kastenförmigen Schnitt ihrer Sakos und teilweise an etwas weniger Fassbarem: an ihrer Haltung

vielleicht, ihrer Selbstgewissheit, in Verbindung mit ihrer ausgeprägten Höflichkeit und Zurückhaltung.

Eine Weile sprachen wir über Literatur und das Schreiben. Dostojewski, Hemingway und Jack London gehörten zu den Lieblingsautoren meiner Kollegen hier. Einer von ihnen arbeitete an einer Geschichte Kurdistans, die er um den Lebenslauf seines Vaters herum aufbaute. Ein anderer schrieb an einem Roman über einen jungen *peshmerga*, der »seine Menschlichkeit vergessen hat«. Ein Dritter dichtete Romanzen im Stil traditioneller Lyrik, und ein Vierter schrieb Gedichte über *Al-Anfal*, Saddams Husseins (und seines Veters »Chemie-Ali«) schändliche Militäroperation gegen die Kurden.

Die Männer erzählten einander Witze auf Kurdisch. Einen übersetzten sie für mich: Eines Tages fing ein *peshmerga* einige von Saddams Leuten. Er hielt sie monatelang gefangen und gab ihnen nichts als Suppe zu essen. Verhandlungen fanden statt, und die Gefangenen wurden freigelassen. Darauf gingen sie in eine kurdische Stadt, betraten ein Restaurant und bestellten – Suppe.

Darüber lachten die Männer. Ich schaute verständnislos drein.

»Der Witz ist, dass sie glaubten, die Kurden würden nichts anderes als Suppe essen«, erklärte jemand.

Ich nickte, als hätte ich verstanden. Aber die Männer hatten mich durchschaut und machten freundlicherweise einen zweiten Versuch, dieses Mal mit einem Witz, von dem sie sagten, er sei sehr beliebt: Ein Mann klettert während des Fluges aus einem Flugzeug, um das Fahrwerk in Ordnung zu bringen, das sich verklemmt hat. Dabei lässt er seinen Schraubenschlüssel fallen. Eine Woche später kehrt er in sein Dorf zurück und erfährt, dass sein Vater gestorben sei. »Was ist denn geschehen?«, fragt er. »Oh, er saß nur so vor seinem Haus. Und auf einmal fiel ein Schraubenschlüssel vom Himmel. Da war er tot.«

Darüber brachen die Männer in brüllendes Gelächter aus und schlugen sich mit den Händen auf die Schenkel, während ich abermals das Gehörte zu deuten versuchte. Warum lässt sich Humor so schlecht von einer Kultur in die andere übertragen? Diese Witze ließen mir die kurdische Welt um mich herum plötzlich dicht und undurchdringbar erscheinen. Und die kurdischen Männer hier kamen mir fremd und fern vor.

Als sich das Gespräch der Politik zuwandte, war die Welt wieder vertrauter – viele Männer, die gleichzeitig redeten! Es gab erhitzte Gesichter – meines nicht ausgenommen. Der Alkohol tat bei uns allen seine Wirkung.

»Wir wollen, dass Amerika Saddam angreift! Auch wenn er uns wieder bombardiert – es macht uns nichts mehr aus!«

»Unsere Lage ist unsicher. Er muss einfach weg!«

Diese Art von grundsätzlichen Äußerungen bekam ich überall zu hören, wohin ich auch im irakischen Kurdistan reiste. Die Erinnerungen der Menschen an die erlittenen Grausamkeiten in der jüngsten Vergangenheit waren noch frisch, und man kannte Saddam Husseins sadistische Maßnahmen nur zu gut. Deshalb hatten die meisten irakischen Kurden keine Zweifel, auf welcher Seite sie in einem möglichen neuen Krieg stehen würden.

Trotzdem überraschte mich ihre Haltung den Amerikanern gegenüber. Weil die Vereinigten Staaten die irakischen Kurden in mehreren entscheidenden Situationen im Stich gelassen hatten – und das mit verheerenden Folgen –, war ich darauf vorbereitet, in Kurdistan antiamerikanischen Vorbehalten zu begegnen. Aber die meisten irakischen Kurden schienen diese Fehler der Vergangenheit als Schnee von gestern zu betrachten. Mehr als jede andere Nation schützten die Amerikaner ihre Flugverbotszone und konnten ihre möglichen Retter in der Zukunft sein. Ich bekam fortwährend Lobeshymnen auf die USA zu hören – wenn auch eingeschränkt

durch ein wenig Skepsis gegenüber dem *American Way of Life* –, und ich sah sogar kurdische Babys in Strampelanzügen mit dem Muster der amerikanischen Flagge darauf. »Kurdistan ist ein kleines Land, deshalb brauchen wir Hilfe und Schutz eines größeren Landes«, erklärte mir Majed eines Tages. »Und wer wird uns helfen? Nicht die muslimische Welt, auch nicht Europa. Nur die USA.«

Solch idealisierender Glaube an die Vereinigten Staaten kann auf lange Sicht nur zu Schwierigkeiten führen, dachte ich. Doch ich verstand auch, dass die irakischen Kurden in ihrer gefährdeten Lage keine Geduld für differenziertes Abwägen hatten. Sie brauchten den »Weißen Ritter« in glänzender Rüstung.

Als Amerikanerin war ich ein willkommenener Gast in Kurdistan. Der Krieg von 2003 lag noch ein Jahr weit in der Zukunft, und es gab nur wenige Amerikaner nichtirakischer Herkunft im Nordirak. Viele Kurden betrachteten meinen Besuch als Anzeichen dafür, dass sie bald Hilfe bekommen würden. Wohin ich auch kam, fragten mich die Leute nicht *ob*, sondern *wann* meines Erachtens die USA den Irak bombardieren würden.

Die Männer beim Schriftstellerverband redeten wieder Kurdisch miteinander, und ich wandte mich an einen tadellos gekleideten Herrn, der neben mir saß: einen Arzt, der eine sanfte Traurigkeit ausstrahlte. Er sprach gutes Englisch.

»Niemand weiß, was die Zukunft bringen wird«, sagte er ruhig. »Und niemand kennt die Auswirkungen unserer jetzigen Situation. Die Leute sagen, sie habe keine Auswirkung, aber ich bin Arzt, und ich weiß, dass – wenn man elf Jahre lang so gelebt hat, ohne die Zukunft zu sehen ... Es ist schwer zu leben, ohne eine Zukunft zu haben. Die psychische Belastung ist sehr hoch ...«

Seine Rede verebbte langsam. Obwohl ich ziemlich sicher war, dass sonst niemand in diesem Raum sein Englisch hören oder verstehen konnte, hatte ich das Gefühl, die mutigen Sprüche um mich

herum schwanden allmählich dahin. Alle, auch ich, schienen immer tiefer in den fleckigen Sofas zu versinken, während die Luft ein noch dunkleres Grau annahm.

Hasan Slevani, der kleine, gut aussehende Mann mit den glänzenden Augen und schwarzen Locken, fuhr mich zurück zu Majeds Haus. Er war auch bei der Finanzbehörde des Gouverneurs beschäftigt und schaute jeden Tag nach der Arbeit beim Schriftstellerverband herein, wo er bis gegen neun Uhr abends blieb. Er hatte sechs Kinder.

»Ihre Frau muss ja ziemlich viel zu tun haben«, sagte ich, wobei ich mir ausmalte, dass die arme Frau jeden Abend mit ihren sechs Kindern allein zu Hause war, während ihr Mann ausging.

»Ja, das hat sie«, antwortete er sachlich nüchtern, »aber wir haben wundervolle Kinder. Sie müssen zu uns kommen. Meine Kinder lernen Englisch und wären glücklich, mit Ihnen ein wenig üben zu können.«

Ich nickte, sagte aber nicht zu. Es war ein langer Tag gewesen.

»Wie finden Sie das Leben hier?«, fragte Hasan, als wir in eine leere Straße einbogen. Der Himmel über uns war wie ein schwarzer Kristall, die Sterne schienen zum Berühren nah zu sein.

Ich rang um eine Antwort, aber bevor ich etwas sagen konnte, beantwortete er die Frage selbst: »Es ist schwer, aber es ist schön.«

»Und was halten Sie vom Schriftstellerverband?«, fragte er nach einer Weile.

Wieder versuchte ich, eine Antwort zu finden; wieder kam er mir zuvor: »Die Gespräche haben literarisch nur geringe Bedeutung, aber sie sind schön.«

An einem frühen Abend suchten Dr. Shawkat und ich schließlich den Gouverneur von Dohuk, Nechirvan Ahmad, auf. Wir kamen gerade bei seinem Gästehaus an, als die Sonne mit orange- und rosafarbenen Lichtfragmenten über den schwarzen Bergen unterging,

und wurden in einen großen Empfangsraum geführt. Der Gouverneur gab uns sogleich einen detaillierten, aber bemerkenswert prägnanten Überblick über die Geschichte des modernen irakischen Kurdistan, der von einem guten Dolmetscher übersetzt wurde. Er schloss mit der Umsetzung der Resolution Nr. 986 des UNO-Sicherheitsrates, dem so genannten *Oil-for-Food*-Programm.

Die im Dezember 1996 verabschiedete Resolution verfolgte den Zweck, die durch die internationalen Wirtschaftssanktionen verursachte Not der Menschen zu lindern. Das Embargo war verhängt worden, weil der Irak sich weigerte, nach dem Golfkrieg seinen Bestand an nichtkonventionellen Waffen abzurüsten. Das Programm *Oil for Food* erlaubte es dem Irak, begrenzte Mengen Erdöl auszuführen, um ausschließlich Nahrungsmittel und andere humanitäre Bedarfsgüter einzukaufen. Die UNO-Resolution bestimmte weiterhin, dass 13 Prozent der Mittel aus dem Programm direkt an die nördliche Flugverbotszone abgeführt werden sollten. Bagdad entschied, wie die Waren dort verteilt wurden, aber die Vereinten Nationen (ein kompliziertes Verfahren!) verwalteten das Programm für den Norden, das einen Etat hatte, der größer war als das gesamte Budget der UNO für den Rest der Welt.

Es war dieses Programm, das mehr als alles andere das tägliche Leben im »Sicheren Hafen« verändert hatte. Wo zuvor Hunger geherrscht hatte, erhielt jetzt jeder Bewohner des Nordens automatisch eine aus zehn Produkten zusammengestellte Lebensmittelzuteilung, die sonst das gesamte Monatseinkommen einer durchschnittlichen Familie verschlungen hätte. Es gab keine Hungersnot mehr, und die Kindersterblichkeit ging, einem UNICEF-Bericht von 2000 zufolge, im Norden deutlich zurück, während sie im vom Baath-Regime beherrschten Irak erheblich anstieg.

»Sie würden den Unterschied zwischen 1992 und heute kaum für möglich halten«, sagte unser Gastgeber. »Wir haben viele tausend

neue Wohneinheiten und viele hundert neue Straßenkilometer. Ein Beispiel: Vor zehn Jahren gab es in Dohuk nur eine höhere Schule. Heute haben wir zwölf höhere Schulen, ein Technikum, die Universität, ein Kunstinstitut.«

Später erhielt ich die offiziellen Statistiken für das gesamte irakische Kurdistan vom Ministerium für Wiederaufbau und Entwicklung. Zwischen 1992 und 2002 hatte die Regionalregierung von Kurdistan mit Unterstützung der Vereinten Nationen und anderen Hilfsorganisationen beeindruckende 65 Prozent dessen, was das Baath-Regime zerstört hatte, wieder aufgebaut.

Die Verständigung mit Majed und seiner Familie war schwierig. Nur er sprach Englisch – und dies alles andere als fließend. Mein Persisch reichte gerade für die einfachste Unterhaltung aus. Die Frauen im Haus und ich verständigten uns meist allein durch Gesten, was für alle oft frustrierend war und mir Unbehagen bereitete, denn ich machte mir Sorgen, ob die Familie es nicht längst bereute, mich für so lange Zeit aufgenommen zu haben. Ich wusste nicht immer, wie ich mich während der langen Abende richtig verhalten sollte, wenn sie alle gesellig beisammen waren. Sollte ich mich lieber zu ihnen setzen – dann fühlten sie sich vielleicht gezwungen, mich zu unterhalten. Oder bliebe ich besser in meinem Zimmer – wodurch ich sie aber möglicherweise beleidigen würde? Wenn ich der Familie lästig wäre, würde man es mir nicht zeigen, denn alle nahmen mich unter ihre Fittiche, beantworteten meine Fragen, führten mich in Dohuk umher, brachten mich zu Verabredungen oder holten mich dort ab.

Wegen der Sprachbarriere redete ich natürlich weitaus mehr mit Majed als mit allen anderen in der Familie. Er war ein großer, zurückhaltender Mann in den Vierzigern, mit hellbraunem, kurz geschnittenem, struppigem Haar und kurdischem Schnurrbart, der zweitälteste Sohn des als Märtyrer im Kampf gestorbenen Vaters

Sayyed Saleh. Dieser, ein bekannter *peshmerga*, war 1955 mit 15 in die KDP eingetreten und wurde schon ein paar Jahre später verhaftet und ohne Gerichtsverfahren zum Tode verurteilt. Doch der Staatsstreich des Brigadegenerals Karim Kassem von 1958 rettete ihn, und 1961 schloss er sich dem Barzani-Aufstand an. Er lebte und kämpfte mit kurzen Unterbrechungen mehr als 30 Jahre lang in den Bergen und starb 1992 im Kampf.

Während der Kindheit vom Majed kam Sayyed Saleh nach Hause, wann immer er konnte, manchmal blieb er ein paar Tage, manchmal wenige Stunden, gelegentlich ein paar Monate. Aber es konnten auch Jahre zwischen seinen Besuchen vergehen, und nicht immer erkannte Majed seinen Vater wieder, wenn er nach Hause kam. Ich fragte mich, wie Majeds Mutter das ertragen konnte.

Nicht einmal nach dem Abkommen von Algier konnte Sayyed Saleh nach Hause kommen, um seiner Familie bei der Flucht in den Iran zu helfen. Majed, der damals 13 war, seine Mutter und vier Geschwister mussten sich allein auf den Weg machen, und sie bewältigten den Elf-Tage-Marsch über die Berge mit der Hilfe anderer *peshmerga*. Nach ihrer Ankunft im Iran wurden sie in ein Flüchtlingslager gesteckt und kurze Zeit später in einem kleinen Dorf untergebracht, wo sie und eine andere Familie die einzigen Kurden waren. Später stieß Sayyed Saleh zu ihnen, und sie blieben hier unter ständiger Überwachung bis 1978. Um das Dorf verlassen zu dürfen, benötigten sie einen polizeilichen Passierschein. »Es war eine schwere Zeit«, sagte Majed. »Wir lebten unter Fremden – und das waren Schiiten. In der Schule wurden wir gefragt: ›Seid ihr Muslime, oder seid ihr Sunniten?‹ Sie wussten nicht, dass Sunniten auch Muslime sind.«

Nach der islamischen Revolution wurde der Familie gestattet, ins iranische Kurdistan zu ziehen, und Sayyed Saleh kehrte in die Berge zurück. Majed und sein älterer Bruder erhielten durch Vermittlung

der KDP Stipendien, um in Europa studieren zu können. Am 4. Januar 1985 sah Majed seinen Vater zum letzten Mal. Sayyed Saleh lebte noch sieben Jahre, aber seine *peshmerga*-Aktivitäten und Majeds Studium ließen es nicht zu, dass sie sich noch einmal begegneten.

»Wenn ich mich daran erinnere, bin ich sehr traurig. Aber das spielt keine Rolle«, sagte mir Majed an einem regnerischen Nachmittag, während er hingebungsvoll mit seiner ältesten Tochter spielte – und ihr jene Zuwendung schenkte, die ihm sein Vater nie geben konnte. »Ich bin glücklich, für meine Nation und für meine Familie arbeiten zu können.«

In der Gegend von Amadia, nicht weit entfernt von Dohuk, verfallen die Reste von drei Palästen, die einst Saddam Hussein gehörten. Amadia ist eine Bergregion von großer Schönheit und seit den dreißiger Jahren des letzten Jahrhunderts, als König Faisal sich im Dorf Sarsing einen Palast im mediterranen Stil bauen ließ, ein Ferienziel, wo Hotels aus dem Boden schossen.

Eines Tages brachen Majed, seine Familie, sein Cousin Yousif, seine Cousine Fatma und ich in drei Autos auf, um Picknick zu machen und Saddam Husseins ehemalige Schlösser zu besichtigen. Obwohl *Newroz* vorbei war, machten Tausende anderer Familien Picknickausflüge und Grillpartys, spielten Federball, erkundeten die Berge und tanzten in bunt gemischten Reihen von bis zu 40 oder 50 Leuten. Oft waren es Hochzeitsgesellschaften mit Musikgruppen. Wenn man die vielen feiernden Menschen sah, konnte man kaum glauben, dass all dies noch vor elf Jahren streng verboten war.

Während wir fuhren, erklärte mir Yousif einiges zu den Schlössern. Bevor sie gebaut wurden, hatte Saddam Hussein alle dort lebenden Menschen aus ihrer Heimat vertrieben. Aber da der irakische Präsident vor Ort Arbeitskräfte benötigte, wurden Arbeiter mit verbundenen Augen herangekarrt, da sie weder die Zufahrtswege

noch die Anlage als Ganzes sehen sollten. Die Straßen rund um die Schlösser oder Paläste waren strikte Sperrzone, und wer sich unerlaubt Zutritt verschaffte, wurde sofort erschossen.

»Einer unserer Onkel war ein berühmter Baumeister, und er musste einmal bei den Arbeiten an einem der Flughäfen Saddams helfen«, erzählte Yousif. »Es war nämlich so, dass eines Tages Saddam zu dem Flughafen kam und sagte: ›Dieser Abschnitt muss bis morgen fertig sein.‹ Es war ein gewaltig großer Bauabschnitt, und die dort tätigen Arbeiter konnten es unmöglich allein schaffen. Deshalb holten sie meinen Onkel und Hunderte anderer Leute dazu und arbeiteten die ganze lange Nacht. Sogar die Sicherheitsleute packten mit an. Denn sie wussten – wäre der Abschnitt nicht fertig, würden sie alle getötet werden.«

Wie die meisten Kurden, mit denen ich sprach, redete Yousif über Saddam Hussein in einer vertrauten Art – so als wäre er ein böser Onkel oder ein anderer unangenehmer Verwandter. Sie sagten immer ›Saddam‹ und nicht ›Saddam Hussein‹, und stets war Saddam für all die Gräueltaten verantwortlich, nicht die Baath-Sondermilizen. Es war die Faszination des Bösen, die sich auf viele Kurden auswirkte – ebenso wie auf mich. Es war, als blickten wir in einen dunklen Spiegel, in die menschlichen Abgründe, und sähen, wozu wir Menschen am falschen Ort und zur falschen Zeit fähig sein könnten.

Unser kleiner Konvoi erreichte das erste der ehemaligen Schlösser in der Nähe des Dorfes Enishky. Nach dem Aufstand hatten die Kurden das Bauwerk zerstört, hatten es teilweise in Schutt und Asche gelegt und teilweise abgetragen, um es als Baumaterial zu nutzen. Nichts als eine hohe Ziegelmauer war übrig geblieben. Das Gelände wurde jetzt von der Miliz der KDP genutzt.

Interessanter war eine Start- und Landebahn in der Nähe, auf der in ordentlicher Reihe etwa ein Dutzend türkischer Panzer stand, deren Geschützrohre vom Regenwasser eines kurzen Schauers glänzten.

»Was machen die denn hier?«, fragte ich, erschrocken von dem Anblick. Aber Majed und Yousif übergangen meine Frage wortlos. Ich sollte die Antwort später erfahren.

Wir fuhren weiter zum zweiten und dritten Schlossgelände, die nahe beieinander lagen: das eine vom Dorf Ashawa her zugänglich, das andere unerreichbar oben auf dem Berg Gara, einem zerklüfteten Felsengipfel, auf dem stellenweise Schnee lag. Eine Straße verband beide Schlösser, aber sie war um diese Jahreszeit unpassierbar. Saddam Hussein ließ sich normalerweise mit dem Hubschrauber ins Gara-Schloss einfliegen.

Das Schloss Ashawa war auch zerstört, aber es war neben einer Reihe schöner künstlicher Wasserfälle erbaut worden, und diese waren erhalten geblieben. Auf der einen Seite waren die Wasserfälle flach und breit angelegt, so dass das Wasser gemächlich über Stufen aus rosafarbenem Marmor hinabströmte. Auf der anderen Seite waren sie wild und natürlich und stürzten spritzend auf schwarze, moosumwachsene Felsblöcke herab. Hier und da gab es Brücken, und das Wasser sammelte sich in einem kleinen See, wo es auch einen Tierpark gegeben hatte.

Wir stellten die Autos ab und spazierten zu der wilden Seite der Wasserfälle. Dutzende anderer Familien taten das Gleiche. Beim Fuß des Wasserfalls war eine Steinveranda mit einer Feuerstelle, die in eine geschwärzte Felswand gebaut war. Dies war einmal einer von Saddams Lieblingsplätzen, sagte Yousif. Er kam gern hierher zum Abendessen und saß am Wasserfall, während seine Diener für ihn kochten. Ich konnte mir diese Szene lebhaft vorstellen, ja sogar Saddams schnauzbärtigen Geist hier herumschweben fühlen, wie er versuchte, an seinem unsichtbaren Tisch Platz zu nehmen. Aber Saddams Geist wurde von den Gruppen lachender Kurden verschreckt, die sich gegenseitig fotografierten. Für ihn gab es hier keinen Platz mehr.

Nach den Al-Anfal-Massakern

Al-Anfal ist der Name des im Februar 1988 begonnenen letzten Angriffs des Baath-Regimes auf die Kurden, eines planmäßigen Völkermords. Der Begriff *al-anfal* stammt aus der achten Sure des Korans und bedeutet »Kriegsbeute«. Die Sure berichtet von 319 gerade erst zum Islam bekehrten Muslimen, die im Jahr 624 in der Schlacht von Badr die dreifache Überzahl Andersgläubiger schlugen, und rechtfertigt die Plünderung des Eigentums der »Ungläubigen« durch die Sieger.

Während der *Al-Anfal*-Militäroperation wurden etwa 4000 kurdische Dörfer vom irakischen Militär systematisch vernichtet, sie wurden bombardiert und niedergebrannt, es gab Massenvertreibungen und -hinrichtungen der Bewohner. Im Verlauf der Militäroperation wurden Zehntausende von Kurden – insgesamt mindestens 100 000 – ermordet, oder sie verschwanden spurlos ... Die zerstörten Dörfer wurden eingeebnet, die Brunnen mit Beton zugeschüttet, die Felder vergiftet. Weiterhin wurden Zehntausende von Zivilisten in so genannte Flüchtlingslager gesteckt, die nichts anderes als Konzentrationslager waren. Es ist nicht verwunderlich, welche Figur in der Geschichte sich Saddam Hussein als eines seiner politischen Vorbilder ausgewählt hatte: Adolf Hitler.

Obwohl *Al-Anfal* beispiellos in den Absichten wie im Ausmaß war, stellte es doch »nur« den Höhe- und Endpunkt jahrzehntelanger Angriffe der irakischen Regierung auf die Kurden dar. Viele irakische Kurden mussten es mehrfach erleben, wie ihre Dörfer zerstört wurden. In Kurdistan war es eher die Regel als die Ausnahme, dass man sein Haus im Laufe des Lebens fünfmal wieder aufbauen

musste. »*Al-Anfal* war die von der irakischen Regierung, der Baath-Partei und dem irakischen Militär systematisch betriebene ›Endlösung‹. Die Kurden im irakischen Kurdistan mitsamt ihrer ländlichen Lebensweise sollten für immer verschwinden«, heißt es 1992 in einem Bericht von *Human Rights Watch*.

Gegen Ende des iranisch-irakischen Krieges fürchtete Saddam Hussein zunehmend die Kooperation zwischen irakischen *peshmerga* und dem Iran. Iranische Truppen hatten in den letzten Monaten strategisch wichtige Gebiete entlang der iranisch-irakischen Grenze eingenommen und waren weit nach Kurdistan vorgedrungen. Doch anstelle gezielter Gegenangriffe auf die Iraner und die *peshmerga* begann Saddam Hussein mit der systematischen Zerstörung Kurdistans. Am 23. Februar 1988 startete er die erste *Al-Anfal*-Operation: gewaltige Luft- und Bodenangriffe mit konventionellen und chemischen Waffen auf eine von *peshmerga* besetzte Gegend östlich von Sulaymaniyah. Sieben weitere, ebenso heftige und gegen unterschiedliche Gebiete gerichtete Militäroperationen folgten. Die Region Dohuk, die am weitesten entfernt von Iran liegt, wurde bei der achten und letzten Operation zwischen dem 25. August und 6. September 1988 angegriffen.

Die meisten *Al-Anfal*-Operationen verliefen nach dem gleichen Muster: Nachdem das irakische Militär eine Region in seine Gewalt gebracht hatte, richtete es die gefangenen *peshmerga* hin, trieb die Zivilisten in Lager und planierte die Dörfer. Alle überlebenden Männer und Burschen sowie manchmal auch Frauen und Kinder wurden mit Handschellen gefesselt, auf Lastwagen verladen und in Konvois weit in die südirakische Wüste gefahren. Dort wurden sie oft bei Dunkelheit abgesetzt und von den Handschellen befreit (damit man sie wieder verwenden konnte). Sie mussten sich am Rand von flachen Gräben aufstellen, um dort erschossen und von Baggern in diesen anonymen Massengräbern verscharrt zu werden.

Verbliebene Zivilisten – Zehntausende von Frauen, Kindern und alten Männern – wurden in »Lagern« ohne Unterkünfte, Nahrung, Wasser, sanitäre Einrichtungen oder ärztliche Betreuung abgeladen. Es gab nur Wachtürme und die Gebäude der Sicherheitskräfte. Viele dieser KZs gab es in den Dürregebieten rund um Erbil, und die Gefangenen überlebten nur dank der großzügigen Hilfe der Bürger aus der Stadt, die gewaltige Anstrengungen unternahmen, um Nahrung, Wasser, Decken und Zelte in die Lager zu schaffen.

Obwohl er eigentlich nicht Teil von *Al-Anfal* war, dessen Operationen sich vor allem gegen ländliche Siedlungen richteten, traf der berüchtigtste und absolut entsetzlichste Angriff von 1988 Halabscha, eine 50 000-Einwohner-Stadt nahe der iranischen Grenze. Am 15. März halfen die *peshmerga* – gegen den Willen der meisten Bürger – den iranischen Truppen, Halabscha einzunehmen. Am folgenden Tag griffen Baath-Streitkräfte die Stadt mit Napalmbomben und chemischen Waffen an. 5 000 Menschen starben auf der Stelle, weitere Tausende flohen über die Berge in den Iran – viele von ihnen gingen unterwegs zugrunde.

Der führende Kopf hinter diesen Massakern war Saddam Husseins Vetter Ali Hassan al-Majid (»Chemie-Ali«), der etwa fünf Monate nach dem Ende des Irak-Krieges von 2003 gefasst werden konnte. Er hatte im Nordirak ungehindert schalten und walten dürfen, und er brüstete sich 1988: »Ich werde sie alle mit chemischen Waffen vernichten. Hat jemand was dagegen? Die internationale Gemeinschaft? Die sollen mich am Arsch lecken – die internationale Gemeinschaft und alle, die ihr Beachtung schenken!«

Doch erst nach dem Golfkrieg, als die Kurden durch ihre Rebellion auf ihr Leiden aufmerksam machten, fanden sie bei den Menschenrechtsorganisationen Gehör. Saddam Hussein zerstörte 4 000 von insgesamt 4 650 Dörfern und vernichtete damit sowohl die gesellschaftlichen Strukturen der Kurden als auch ihre landwirt-

schaftlichen Lebensgrundlagen. Sie wurden einer chaotischen modernen Welt und der Abhängigkeit von fremder Hilfe ausgeliefert. Mittlerweile leiteten die Kurden von *Al-Anfal* das Verb *anfâl* ab – es bedeutet: in großem Stil massakrieren ...

Nizarkeh ist eine hässliche steinerne Festung am Stadtrand von Dohuk. Obwohl Englisch sprechende Kurden sie oft als *castle* (Schloss oder Burg) bezeichnen, würde »Kaserne« oder »Gefängnis« besser passen. Wie Dutzende anderer Gebäude, die die Baath-Partei Anfang der achtziger Jahre im Nordirak errichtete, wurde Nizarkeh ursprünglich gebaut, um das Militär unterzubringen. Jahre später wandelte man sie in Unterkünfte für vertriebene Familien um.

In der Zwischenzeit hatte man den Umkreis von Nizarkeh vermint; Hubschrauber kreisten darüber. Unbefugte wurden sofort erschossen. Nach dem Aufstand von 1991 waren viele Kurden in den Zellen eingesperrt worden – ausgezehrt, geschundene Körper mit gebrochenen Gliedern. Manche waren verrückt geworden, andere konnten sich nicht einmal mehr an ihren Namen erinnern. Man fand Frauen vor – nackt und voller Wunden.

An einem kalten Regentag im April begleitete ich eine Abordnung der Frauenunion der KDP nach Nizarkeh, wo jetzt obdachlose Familien untergebracht waren. Diese Union und andere Frauengruppen in ganz Kurdistan bemühten sich, die Lebensumstände der Frauen mithilfe von Lese- und Schreibunterricht und anderen Ausbildungsprogrammen, Rechtsberatung, sozialer Unterstützung, politischer Vertretung und kleinen Arbeitsprojekten wie Näherinnen-Genossenschaften zu verbessern.

Durch das mächtige Tor von Nizarkeh gelangten wir in einen Hof, den zweistöckige Gebäude mit einzelnen Türen umstanden. Ein rostiger Wassertank und verbeulte Pick-ups standen auf einer Seite. Gruppen von Männern, denen man ihre Niedergeschlagen-

heit schon von ferne ansah, drückten sich bei den Lastern herum. Frauen kauerten auf betonierten Gehwegen und wuschen Wäsche.

Wir parkten unseren Kleinbus und stiegen aus. Dann suchten wir uns einen Weg durch den Schlamm, traten durch eine offene Eingangstür in einen dunklen Hausgang, in dem sich Blechtonnen, Kartons und volle Plastiktüten stapelten. Auf einer Seite stand eine Behelfsdusche aus flach gehämmertem Blech von Ölbehältern. Ein Mann mit nacktem Oberkörper rasierte sich und ließ einen erschrockenen Ausruf vernehmen, als er unserer ansichtig wurde.

Unsere Tritte hallten, als wir weiter durch einen düsteren, bogenförmigen Hausflur gingen. Wir betraten einen Raum – eine ehemalige Zelle –, wo eine Frau namens Bayan und zwei ihrer sechs Kinder auf uns warteten. Bayan war mit einer grün bedruckten *dish-dasha* bekleidet und trug ein schwarzes Kopftuch. Sie war Mitte dreißig und hatte ein abgespanntes, verhärmtes Gesicht.

Der Raum war sauber und in Ordnung, flache Kissen lagen an drei Wänden, an der vierten standen Schränkchen und ein Kühlschrank. In einer Ecke war ein Fernseher, daneben sahen wir Familienfotos und ein Bild von Mullah Mustafa.

Wir setzten uns auf den Boden, und Bayan schenkte Tee aus. Und dann erzählte sie ihre Geschichte: »Als mein Mann und ich heirateten, waren wir noch keine zwanzig. Keine drei Wochen nach unserer Hochzeit ging er in die Berge und wurde *peshmerga*. Manchmal sah ich ihn zwei Monate nicht, einmal zwei Jahre lang. Ich zog unsere Kinder allein auf – es hat mir nichts ausgemacht. Wir Leute aus den Dörfern sind stärker als die aus den Städten.

Im August 1988 griffen eines Tages Flugzeuge unser Dorf an, und am nächsten Tag kamen auch die Soldaten. Wir flohen in die Berge und versteckten uns 14 Tage lang. Aber vor lauter Hunger mussten wir aufgeben. Wir hatten furchtbare Angst und keine Hoffnung und dachten, wir würden hingerichtet werden.

Die Soldaten brachten uns in die Sammelstadt Beharkeh bei Erbil. Dort war es heiß, wie in der Wüste, und es gab kein Wasser. Nichts gaben sie uns. Wir haben nur überlebt, weil die Leute aus Erbil heimlich in der Nacht kamen und uns halfen. Einige der Wächter halfen uns auch. Aber wir konnten Beharkeh nur mit Erlaubnis verlassen – etwa wenn mein Sohn krank war – und durften höchstens drei Stunden am Tag wegbleiben. Zwei Jahre lang lebten wir wie Gefangene.

Während des Aufstands gingen wir in die Türkei, und als wir zurückkamen wussten wir nicht, wo wir bleiben sollten. Unser Dorf in der Gegend von Sarsing war zerstört. Deshalb kamen wir hierher – hier in der Festung kostete es nichts. An die 140 Familien wohnen jetzt hier ...«

Eine füllige Dame von der Frauenunion beugte sich vor. Sie war in den Fünfzigern und elegant und schwarz gekleidet, trug Goldschmuck und ein goldgestreiftes Kopftuch. Mit den Bewohnern von Nizarkeh schien sie wenig gemein zu haben. Doch der Schein trog wie so oft. Alle haben ihre eigene Geschichte in Kurdistan – und doch ist sie die Geschichte aller.

»Ich bin auch aus einem Dorf bei Sarsing«, sagte sie, »und was Bayan widerfuhr, habe ich auch erlebt. Mein Mann war *peshmerga*, und 1985 ging ich mit ihm und unseren drei Kindern in die Berge, um dort zu leben. Doch eines Tages kamen die Soldaten und entdeckten uns. Sie griffen uns an – in meinem Bein stecken noch immer zwei Kugeln von damals.

Nach dem Angriff ging ich mit den Kindern zurück in unser Dorf. Aber dann fielen die chemischen Bomben. Ich war schwanger – und als mein kleiner Junge zur Welt kam, war er nicht richtig im Kopf. Er ist jetzt 14 – aber immer noch wie ein Zweijähriger. Am 27. August 1988 kreisten die Flugzeuge wieder über uns. Also flohen wir in die Berge. Aber wir fanden kein Versteck und dachten, jetzt wür-

den wir getötet. Die Soldaten brachten uns bei Nacht nach Beharkeh und warfen uns in der Wüste hinaus. Am nächsten Morgen erwachten wir – und hatten nichts mehr. Nichts.«

Zerkah ist ein wieder aufgebautes Dorf und typisch für viele Hunderte von Dörfern, die in der kurdischen Landschaft versprengt liegen. Es war während *Al-Anfal* zerstört worden und wurde von der UN-Organisation *Habitat* und der Kurdistan-Wiederaufbauorganisation *KRO* neu errichtet. Entlang von zwei Straßen reihten sich 150 Häuser fein säuberlich auf. Sie waren weiß gestrichen und wirkten wie Puppenhäuser. Das ganze Dorf vermittelte den Eindruck eines Kreuzfahrtschiffes, das in einem fremden Land gestrandet ist.

Unsere Delegation ging den kurzen Weg zu einem der Häuser und wurde herzlich von Maryam, einer kleinen Frau mit nettem, rundlichem, wie zum Lächeln geschaffenem Gesicht begrüßt. Sie trug ein langes schwarzes Kleid und Kopftuch, war etwa 35 Jahre alt und hatte fünf Kinder. Strahlend führte sie uns in ihr blitzblankes Heim, dessen Hauptraum mit Teppichen, Kissen, einem hohen Wandschrank und einem großen Fernseher ausgestattet war. Maryam war eine geborene Erzählerin – sie brachte Tee und begann sogleich zu reden, während zwei andere, ebenfalls schwarz gekleidete Frauen hereinschlüpfen und sich schweigend zu beiden Seiten ihrer Freundin setzten wie verhüllte Buchstützen.

»Es war Winter, als wir unser Haus verließen«, sagte Maryam. »Saddams Militär marschierte in unsere Gegend ein, und wir wussten, dass etwas passieren würde. Deshalb gingen wir zum Berg Gara und lebten dort vier Monate lang in Höhlen. Aber im August begann *Al-Anfal*, und wir wurden gefangen genommen.

Sie brachten uns zur Festung Aqra und nach drei Tagen mit dem Laster in das Gefängnis von Mosul. 16 Tage lang bekamen wir praktisch nichts zu essen. Manche wurden ohnmächtig, manche starben.

Die Wächter kamen mit Musik und sagten, wir sollten für Saddam tanzen. Aber wir waren zu schwach vor lauter Hunger, und da schlugen sie uns – Kinder, Frauen, Männer. Besonders schlimm schlugen sie meinen Mann – ich will gar nicht mehr daran denken. Eines Tages steckten sie uns in Busse und brachten uns fort – Männer und Frauen getrennt. Ich habe meinen Mann nie wieder gesehen.«

Tränen flossen ihre Wangen hinab, aber sie wischte sie ab und übergab das mitfühlende Murmeln um sie herum.

»Ich behalte diese Geschichte im Gedächtnis, denn sie darf niemals vergessen werden«, sagte sie wild entschlossen. »Sie brachten uns in ein Lager außerhalb von Erbil. Zwei Wochen später kamen Saddams Schergen daher und sagten: ›Ach, ihr wisst noch gar nicht, was mit euren Männern passiert ist? Sie sind tot. Lebendig begraben.‹ Ich hatte damals vier Kinder und war mit dem fünften schwanger. Als der kleine Junge geboren wurde, nannte ich ihn ›Be Kas‹, das bedeutet: ›Ohne jemanden‹. Denn ich hatte damals niemanden, war ganz allein und hatte auch schon eine kleine Tochter bei den früheren Angriffen verloren.

Während des Aufstands kletterten meine Kinder und ich über die Berge in den Iran. Elf Tage lang gingen wir zu Fuß. Ein Mann half uns ein paar Kilometer weiter, aber meistens waren wir allein mit anderen Frauen und Kindern.

Nach dem Aufstand kehrten wir zurück und wohnten viele Jahre in der Festung Nizarkah. Die Umstände dort waren miserabel, sehr dreckig, und am Anfang war überall Blut. Vor zwei Jahren kam ich hierher. Ich bin sehr dankbar dafür. Wir haben zwei Zimmer, eine Küche mit Ofen und Kühlschrank, ein Bad mit Dusche. Nie zuvor in meinem Leben hatte ich ein Badezimmer. Ich arbeite auf den Feldern und erhalte von der Regierung eine Witwenrente, weil mein Mann als Märtyrer gestorben ist. Und wir bekommen einen Lebensmittelkorb. Wir haben Frieden. Wir haben ein gutes Leben.«



Al-Anfal-Witwen: Maryam (links) und ihre Freundinnen

Peace Winds Japan (PWJ) ist eine kleine regierungsunabhängige Hilfsorganisation und kümmert sich um die bedürftigsten Gruppen in Kurdistan, die von den großen Organisationen nicht erreicht werden. PWJ bringt vor allem medizinische Hilfe in entlegene Dörfer, meist in einem Zwei-Wochen-Turnus. Außer einem japanischen Koordinator, der zwischen Dohuk und Sulaymaniyah pendelt, sind alle PWJ-Mitarbeiter Kurden.

Chef einer mobilen Einheit in Dohuk war Dr. Saadi Namaste Bamerni, ein stämmiger Mann mit wachen schwarzen Augen und kurz geschnittenem dunklem Haar. Leidenschaftlich und mitfühlend widmet er sich Kurdistan und seinen Menschen. Viele seiner Geschwister leben in Europa, aber er hat nie daran gedacht, sein Land zu verlassen. »Es ist am besten, wenn man in seiner Heimat bleibt«, sagte er.

Ich begleitete Dr. Saadi nach Koreme, ein Dorf im Unterbezirk Doski, das während der *Al-Anfal*-Operationen zerstört wurde: Mas-

saker, Deportation, Planierung. *Human Rights Watch* hat 1992 hier vor Ort eine gründliche Studie durchgeführt, die zu weiteren Untersuchungen und zu dem Ergebnis führte, dass *Al-Anfal* ein Völkermord-Unternehmen war. Der HRW-Bericht lenkte sofort die Aufmerksamkeit auf Koreme. Aber inzwischen war das kleine, neu aufgebaute Dorf wieder isoliert, abgelegen und vergessen – seine historische Stunde war vorbei. Man kam nur über eine armselige unbefestigte Straße dorthin, die bei schlechtem Wetter fast unbefahrbar war. Es gab weder Strom noch fließendes Wasser.

Dr. Saadi und ich gelangten bei strömendem Regen nach Koreme, der Himmel wurde von Blitz und Donner zerrissen, und wir strebten dem Haus des *mukhtar*, des Dorfobersten, Hadschi Mustafa Othman zu. Er begrüßte uns trotz des tobenden Wetters unter dem Vordach seines Hauses. Er trug Pluderhosen und einen Turban und war einer der wenigen Männer mittleren Alters aus dem Dorf, die überlebt hatten, da er im Gefängnis war, als das Massaker stattfand.

Wir betraten einen mit Teppichen, Petroleumofen und einem Bildnis von Barzani ausgestatteten Raum. Nachdem wir Platz genommen hatten, begann die Haustür sich quietschend zu öffnen und zu schließen, auf und zu, auf und zu. Der Raum füllte sich mit alten Männern und jungen Burschen – alle in traditioneller Tracht, die Männer mit rot-weißem Turban. Es schien so, als ob das ganze Dorf hier versammelt wäre – allerdings *ohne* die Frauen! Die Gesichter der alten Männer waren gebräunt, wettergegerbt, runzlig, erschöpft, die der Jungen gerötet vor lauter Aufregung – denn es kamen nur selten Besucher nach Koreme. Einer der Jungen schenkte Tee aus, die übrigen stießen einander an und glotzten. Gebetsperlen hörte man klickern: *klick, klick, klick*.

»Seit Beginn der kurdischen Revolution 1961«, sagte der *mukhtar*, »wurde Koreme viermal zerstört und wieder aufgebaut. Am schlimmsten war der *Al-Anfal*-Angriff am 28. August 1988.

Schon vor seinem Beginn wussten die Dorfbewohner, dass etwas passieren würde. Es waren so viele Soldaten in der Gegend, und einige der Dörfer in der Nähe wurden bombardiert. Deshalb versuchten die meisten Familien aus Koreme, am Morgen des 27. August mit ihren Tieren und den wichtigsten Habseligkeiten in die Türkei zu fliehen. Aber sie konnten nicht dorthin gelangen, weil die türkischen Soldaten die Grenze dicht gemacht hatten.

Die Leute kehrten um nach Koreme und erreichten am nächsten Morgen ihr Dorf. Aber es war von Soldaten umstellt. Männer und Burschen erhoben die Hände, und alle wurden gefangen genommen. Die Soldaten nahmen ihnen das Vieh weg und teilten die Dorfbewohner in drei Gruppen auf: Frauen und Kinder sowie Jungen und Männer. Die ersten beiden Gruppen wurden in so genannte Flüchtlingslager gebracht. Die dritte Gruppe wurde nochmals geteilt, und 33 Jungen und Männer wurden auf ein Feld hinter dem Dorf gebracht und erschossen.«

Ein paar Tage später konnte ich mit zwei zufällig Überlebenden der Hinrichtung sprechen: Qehar Khalil Muhammad und Abdul Kerim Naifhassen. Sie beschrieben, wie sie sich in einer Reihe aufstellen und im Gänsemarsch aus dem Dorf gehen mussten. Draußen auf dem Feld wurde ihnen befohlen, stehen zu bleiben, sich umzudrehen und Schulter an Schulter nebeneinander niederzuknien. Die irakischen Soldaten feuerten dreimal. Keinem der Opfer wurden die Augen verbunden.

»Als wir 1993 in unser Dorf zurückkehrten, gab es nichts mehr«, fuhr der *mukhtar* fort. »Alles war zerstört – die Soldaten hatten sogar Zement in unsere Brunnen geschüttet. Zuerst lebten wir in Zelten, aber dann brachte uns die KRO Baumaterial, und wir konnten unsere Häuser wieder errichten.

Vor *Al-Anfal* gab es in Koreme mehr als hundert Familien – 700 Menschen. Unser Boden ist fruchtbar, und wir hatten viele Obstgär-

ten und Tiere. Jetzt sind es nur noch zwölf Familien, 75 Leute. Nicht alle anderen wurden getötet. Manche wollten einfach nicht mehr zurückkehren.«

Als die Teegläser geleert waren, erbot sich der *mikhar*, uns den Ort des Massakers zu zeigen. Draußen bemerkten wir, dass der Regen aufgehört hatte. Die dunklen Wolken verzogen sich und ließen einen herrlichen Frühlingstag hervortreten. Ein halbes Dutzend Dorfbewohner begleitete uns, als wir über das matschige Feld am Rand eines sanften Abhangs tappten, der jetzt einen samtigen Schimmer trug. Stumm zeigten die Dörtler auf die Stellen, wo die Opfer des Massakers gekniet, wo die Soldaten gestanden hatten, wo die Leichen begraben worden waren, bevor man sie in einen Friedhof umbettete. Alles war jetzt mit frischem Gras überwachsen. Vögel flatterten umher, und Regentropfen glitzerten. Nichts deutete darauf hin, dass hier jemals etwas Außergewöhnliches geschehen war ...

Irritationen

Das Institut der Schönen Künste befand sich in der Stadtmitte von Dohuk. Von außen gesehen war es ein abweisendes Gebäude mit finster gähnendem, von Wachposten gesichertem Eingang. Vorhalle und Korridore waren feucht und dunkel, aber dann gelangte man in einen wunderschönen sonnigen Innenhof mit blühenden Sträuchern, einer Weinlaube, Dutzenden von Studenten und viel Musik. Bunte Fresken – einen Studebaker oder Kämpfer mit Fahnen darstellend – zierten die Wände, vereinzelt weiße Skulpturen standen herum. Drei junge Frauen in langen, engen Röcken spielten Geige, ihre Notenblätter hatten sie auf dünnen, wackeligen Ständern vor sich. Zwei junge Männer in Lederjacken schauten gelassen drein. Aus einem Übungsraum hörte man einen anderen jungen Mann eifrig Bach spielen – die Töne schwangen sich empor und breiteten sich wie ein Schutzschirm über dieser Szene aus.

Der Maler Sirwan Shakir, der Maler und Bildhauer Dilovan Muhammad Amin und ich machten einen Rundgang. Die beiden waren Dozenten am Institut, und beide sprachen Englisch. Amin, ein lebhafter, dunkelhaariger Mann Mitte zwanzig, sprach es fließend. Sirwan, ein freundlicher Mensch mit wehendem, schon leicht grauem Haar, konnte sich immerhin verständlich machen. Beide begrüßten mich überschwänglich. »Sie können Kurdistan nicht verstehen, ohne mit seinen Künstlern gesprochen zu haben«, sagten sie.

Wie die Universität von Dohuk war auch das Institut der Schönen Künste nach dem Aufstand von 1991 gegründet worden und verlangte keine Studiengebühren, sondern hielt sich Monat für Monat mit den geringen Etatmitteln von der KDP-Regierung über Wasser.

Gelehrt wurden Musik, bildende und darstellende Künste, wobei der Studienplan weitgehend an westlichen Traditionen ausgerichtet war. Bei unserem Rundgang kamen wir in eine mit Reproduktionen alter Meister ausgestattete Malklasse, in der Stillleben gezeichnet wurden, und zu einem Studienorchester, das Beethoven probte. Den Studenten stand die Ausbildung an den Instrumenten Geige, Cello, Flügel, Akkordeon und Flöte offen; außerdem bot das Institut ein wenig orientalischen Musikunterricht für Jugendliche und Erwachsene an.

Die geringe Beachtung östlicher Musik im Allgemeinen und kurdischer Musik im Besonderen erschien mir als bedauerlicher Mangel. Die Kurden haben eine überaus reiche musikalische Tradition, die sich auch noch regional unterscheidet. Es gibt Hunderte von kurdischen Schlachtgesängen, Liebesliedern, Arbeitsliedern, Tänzen, Hochzeitsliedern, religiösen Gesängen, Schlafliedern und Heldenepen. Vielerlei Instrumente werden gespielt: Langhalslauten (*saz, tambur*), Kurzhalslauten (*aud*), Rahmentrommeln (*daf*), Fasstrommeln (*dehol*), Bechertrommeln (*dimbek*), Oboen (*zirna, nerme ney, balaban*), Flöten (*shimshal, shebbabe, dudik*), Zithern (*qanun*), Pfeifen (*pik, dudik*) und Fiedeln (*kemanche, richék*).

War die Betonung westlicher Kunst am Institut ein Versuch, sein Angebot auch für die Außenwelt interessant zu machen? Die schenkte ihm jedoch bedauerlicherweise gar keine Beachtung. Oder hatte es mehr mit der herkömmlichen Einstellung der Kurden Musikern gegenüber zu tun? Jahrhundertlang betrachteten die Kurden Musikanten als *chawash* oder Unterschicht, und in manchen Gegenden galten sie sogar als eigene, zigeunerartige Kaste, mit der man keine Ehen schloss, obwohl sie oft über ein anständiges Einkommen verfügte.

Doch mit orientalischen Musikstudiengängen oder ohne erschien mir allein das Vorhandensein eines Instituts der Schönen Künste im

immer noch unter den Kriegsfolgen leidenden Kurdistan bemerkenswert – ein Zeichen, dass die Menschen mehr zum Überleben brauchen als Essen und Trinken, als Obdach und Arbeit, als Kleidung und sogar Freiheit.

Während unseres Rundgangs kamen viele Studenten zu mir und fragten, wer ich sei und was ich über Kurdistan dachte. Zwei besonders mutige junge Künstler zogen mich beiseite.

»Glauben Sie bloß nicht alles, was Ihnen die Leute hier erzählen«, flüsterten sie. »Es stimmt nicht, dass wir frei sind. Die KDP überwacht alles, und wir dürfen nie protestieren und vor allem nichts gegen zwei Dinge sagen: Religion und Regierung. Aber als Künstler müssen wir doch widersprechen können. Das ist unsere Aufgabe. Tun wir es aber, wird uns gedroht, das werde schlimme Folgen für unsere Familien haben. Es heißt – ihr seid Kurden, und es ist eure nationale Pflicht, dafür zu sorgen, dass die Kunst nur Gutes über die Kurden zum Ausdruck bringt.«

Das war für mich die erste greifbare Bestätigung, dass in Kurdistan nicht alles ganz so war, wie es zu sein schien – oder wie man vorgab. Wie in jeder Gesellschaft gab es unter der glänzenden Oberfläche der tüchtigen »kleinen Lokomotive« dunklere Unterströmungen. Die ununterbrochene Anwesenheit der KDP hatte mich bereits nervös gemacht. Ebenso Dr. Shawkats häufige Anrufe und seine Fragen, wo ich denn sei und mit wem ich spräche. »Alles nur zu Ihrer Sicherheit – Sie sind natürlich frei zu tun, was immer Sie möchten«, sagte er stets. Das mochte ja stimmen. Aber mir wurde immer deutlicher bewusst, dass ich fortwährend überwacht wurde.

Der Tag meines Besuchs im Institut war zufällig auch der Tag einer Theateraufführung anlässlich der Abschlussexamina. Ich war nicht besonders daran interessiert, aber Amin und Sirwan redeten mir zu. Also kam ich nachmittags wieder hin und geriet in ein Gedränge

von gut angezogenen Studenten, Familienangehörigen, Amtsträgern der Stadt und Fernsehleuten. Das Studententheater schien ein wichtiger Ort zum Sehen und Gesehenwerden zu sein.

Der kleine Zuschauerraum war mit Klappstühlen voll gestellt, die vorwiegend Männer in dunklen Anzügen einnahmen. Die wenigen Frauen saßen weiter hinten. Vier eifrige Männer waren vorn an der Bühne zugange und eröffneten die Veranstaltung mit einer Schweigeminute für die Märtyrer.

Körpersprache war der Titel der Aufführung – mehr modernes Tanztheater als Schauspiel. Vier junge Männer in engen weißen Bodysuits agierten in einer Dekoration mit leuchtenden roten Fischen und grünen Bergen. Die Musik klang verdächtig nach Philip Glass. Die jungen Männer dehnten und streckten sich – von der Embryonalhaltung zur Geburt, über den Krieg, das Leiden, bis hin zum Tod und darüber hinaus. Es hätte die Aufführung des Tanztheaters einer beliebigen Studentenbühne in einer der großen Städte der Welt sein können. Doch im Gegensatz zur westlichen Musik und Malerei, wie ich sie an diesem Morgen in den Klassen des Instituts erlebt hatte, schien mir diese Darbietung echt und organisch zu sein, eine glaubwürdige Mischung aus kurdischer Erfahrung und zeitgenössischer Kunstform.

Nach der Vorstellung führte mich Amin ein Stück die Straße entlang zu zwei Ausstellungssälen, der Märtyrer-Salman-Galerie (nach einem erschlagenen Studenten) und der Dohuk Gallery. Erstere hing voll allegorischer Gemälde über *Al-Anfal*, die mich zusammenzucken ließen. Die Dohuk Gallery war interessanter; sie zeigte die Werke Dutzender Künstler, deren Stile vom Realismus bis zur abstrakten Malerei reichten. Manche waren allzu simpel und amateurhaft, aber andere empfand ich – wie das Tanztheater – als authentische moderne kurdische Kunst. Da hingen die abstrakten, romantischen Landschaften des Dozenten Sirwan – düster, mit

Lichtsprenkeln –, aber auch die Arbeiten von Amin waren da. Ich musste ihn eigens danach fragen, und Amin zeigte sie mir erst, nachdem wir den Rest der Galerie besichtigt hatten. Dann führte er mich nur zögernd zu zwei kleinen Gemälden an einer Seitenwand, die ich zuvor völlig übersehen hatte.

Ich sah zwei sehr reizvolle dunkle weibliche Akte und überlegte, was ich wohl am besten dazu sagen sollte, als ich bemerkte, dass Amin mich ängstlicher und aufmerksamer als sonst anstarrte. Still und ernsthaft, wie er war, mit seinem dunklem Haarschopf und den tiefgründigen Augen, kam er mir auch tagsüber oft gedankenverloren vor.

»Es ist gefährlich, aber ich kann mich rechtfertigen«, sagte er.

Ich sah ihn verständnislos an.

»Ich bin zu diesem Opfer bereit, ich habe nichts zu verlieren«, sagte er.

Langsam dämmerte es mir. In dieser muslimischen Gesellschaft, noch dazu in einer konservativen Stadt, galt die Darstellung einer nackten Frau als ungewöhnlich skandalös, kühn und schockierend.

»Die Leute reden schon darüber, sogar im Institut«, sagte Amin. »Sie sagen, ich sei ein lüsterner Mensch. Ich habe einmal eine nackte Skulptur geschaffen – da wurde ich gezwungen, sie zu bedecken. Aber der menschliche Körper ist doch schön – ein Kunstwerk!«

Amin und Sirwan hatten mich zum Mittagessen eingeladen, und ich ging davon aus, dass das Essen im Haus des einen oder anderen der beiden stattfinden würde. Doch als ich am verabredeten Tag ins Institut kam, erfuhr ich, dass jeder der beiden Männer ein eigenes Lunch geplant hatte.

»Erst gehen Sie zu Sirwan, und dann kommen Sie zu mir«, sagte Amin.

»Aber Sie bekommen bei mir so viel aufgetischt, dass Sie bei Amin nichts mehr essen können. Meine Frau ist nämlich eine ausgezeichnete Köchin«, sagte Sirwan.

»Aber ich kann doch nicht zweimal essen!«

»Das ist Ihr Problem.« Amin lachte. »Sie sagen doch immer, Sie hätten nicht genug Zeit, um an zwei Tagen zu kommen.«

Das stimmte. Ich unternahm so häufig Tagesausflüge zu Dörfern außerhalb von Dohuk und konnte meinen Zeitplan nie sicher im Voraus festlegen, dass ich zögerte, Mittagseinladungen anzunehmen. Aber die Doppeleinladung meiner Freunde und ihr Eifer, mich bewirten zu dürfen, brachte mich ganz durcheinander.

Sirwan wohnte in einer unbefestigten Straße in der Nähe des Instituts. Zur einen Seite des Hauses lag der Weiße Berg, auf der anderen eines der neuen Wohngebiete von Dohuk. Es war entlang von hügeligen Straßen erbaut worden und bestand aus riesigen Marmorhäusern, regelrechten Herrenhäusern und Karikaturen solcher Villen. Diese seltsamen Bauwerke waren kaum groß genug, um alle architektonischen Elemente, die sie zierten, zu tragen: hohe, dünne Säulen, die Türen von normaler Größe flankierten, überflüssige Dachgesimse und Türmchen mit winzigen Erkerfenstern. Die Häuser gehörten den Neureichen von Dohuk, die zu Geld gekommen waren – nur wie? Vielleicht durch halblegalen Handel? Etwa mit Ölgeschäften zwischen dem Irak des Baath-Regimes und der Türkei, die aufgrund internationaler Sanktionen verboten, jedoch eine Haupteinnahmequelle der KDP waren? Oder Schmuggel? Niemand konnte dazu etwas sagen – obwohl alle zugaben, dass die Familien, denen die Villen gehörten, vor 1991 nichts besessen hatten.

In Kurdistan, und ganz besonders in Dohuk, drängten sich überraschend viele teure Autos: BMW und Mercedes, Land Cruiser und Jeep Cherokee. Die meisten davon waren erst nach 1997 importiert worden, nachdem die *Oil-for-Food*-Vereinbarung wirksam wurde. Es

waren vor allem neu hergerichtete, sieben bis zehn Jahre alte Modelle, die zwischen 5000 und 8000 Dollar kosteten. Und doch löste das Vorhandensein so vieler teurer Fahrzeuge in einem Land notdürftig wieder aufgebauten Dörfern, vielfachen Leidens und großer Armut irritierende Fragen aus. Ich konnte nicht umhin, mich zu wundern, was hier eigentlich hinter verschlossenen Türen vorging.

Das Wetter am Tag meiner Mittagseinladungen war scheußlich kalt und nass. Ich fröstelte, während wir unseren Weg über die schlammigen Straßen und Felder suchten, die Sirwans Haus umgeben. Auch als wir dort angekommen waren, brauchte ich noch eine Weile, um mich wohl zu fühlen. Das Haus war geräumig, wirkte aber kalt und trostlos. Es war angefüllt mit altem Mobiliar und verblichenen Fotografien aus einer besseren Vergangenheit. Einige Bilder zeigten Sirwans Onkel, der früher Minister in der irakischen Regierung gewesen war.

»Mein Onkel war einst sehr berühmt. Er starb in der Schweiz, aber Barzani ließ seinen Leichnam zu uns nach Hause überführen«, erzählte Sirwan.

Ich nickte und versuchte Anerkennung auszudrücken, wunderte mich aber über die Art und Weise, in der so viele Leute, denen ich begegnete, alles Gute unmittelbar Barzani – dem Vater und dem Sohn – zuschrieben, während sie alles Schlechte ausschließlich Saddam anlasteten. Sehen die Kurden die Welt stärker personalisiert als wir im Westen? Und hängt das mit ihrem Stammeserbe zusammen, mit der Bedeutung der Gemeinschaft und des *agha*, des Stammeshäuptlings? Wie viel des ständigen Lobes der Kurden für Barzani war ehrlich, wie viel eine oberflächliche Förmlichkeit?

Die Kochkünste von Sirwans Frau waren tatsächlich hervorragend – den gleichen *Biryani*-Reis, das gleiche *tershick* hatte ich auch schon anderswo gegessen, aber hier waren sie absolut vollkommen und mit ungewöhnlichen Gewürzen zubereitet.

Sirwan und seine Familie waren während des Aufstands von 1991 dageblieben, als ein Großteil der Leute aus Dohuk in die Türkei geflohen war, erzählte er mir beim Tee. Sein Vater hatte einen Schlaganfall erlitten und war nicht transportfähig. Natürlich hatten sie Angst gehabt. Aber die Bürger von Dohuk hatten nichts getan, was die Iraki aufbringen konnte, und so blieben sie verschont. Ich dachte später in Erbil und Sulaymaniyah an seine Worte, wo man sich über das konservative, friedfertige Dohuk beklagte, das eine klägliche Rolle während der Revolution gespielt habe, wie es hieß.

Während Sirwan redete, bewegte sich die Haustürklinke ruckartig. Ich sprang auf. Rund ums Haus strömte der Regen herab. Wer weiß, was hier passieren konnte – wo wir von Wasser und Dreck eingeschlossen saßen? Die Klinke ruckte nochmals, ein dumpfer Schlag war zu hören.

»Was war das?«, schrie ich mit Herzklopfen.

Aber es war nur eine der Katzen der Familie gewesen, die es gelernt hatten, bis zum Türgriff hinaufzuspringen, wenn sie ins Haus wollten. Ich lachte – verwirrt. Wie soll ich diese Welt hier je verstehen, dachte ich.

Doch auch noch viele Wochen später, gegen Ende meines dreimonatigen Aufenthalts im irakischen Kurdistan, konnte ich die lauenden Gefahren nicht wirklich einschätzen. Und auch die meisten Leute hier vermochten es nicht. Manche ängstigten mich mit fürchterlich dramatischen Warnungen, andere schienen mir zu unbedacht und lässig. Furcht hat wenig mit Wirklichkeit zu tun – das lernte ich in Kurdistan. Vor allem, weil es keine Maßstäbe für die Realität gibt. Und wie wirkt sich fortwährende Angst auf die menschliche Psyche aus? Ich war ja nur für kurze Zeit in diesem Land. Aber die Kurden verbrachten ihr ganzes Leben unter der erstickenden Last unbestimmter Ängste.

Amin kam, um mich zu meinem zweiten Lunch abzuholen. Der Regen hatte etwas nachgelassen, und wir eilten zu einem klapprigen Auto, das etwa hundert Meter von Sirwans Haus entfernt parkte, wo die Straße noch befahrbar war. Im Wagen wartete sein Vater.

»*Bikherhati* – Willkommen!«, sagte er kichernd, als wir in den Wagen stiegen. Er war kleiner und fülliger als sein Sohn, mit roter Strickweste und Tweedsakko bekleidet und hatte einen weichen Filzhut keck auf dem Kopf sitzen. Als ehemaliger Kommunist musste er einmal im Gefängnis einsitzen, weil er im Suff sein Getränk auf ein Saddam-Bild geschleudert hatte. Er arbeitete als Rechtsanwalt.

Wir fuhren die Hauptstraße von Dohuk entlang und kamen in einen Stadtteil, den ich zuvor noch nicht gesehen hatte. Dort passierten wir verschiedene kleine Geschäftszentren, die sich auf bestimmte Waren spezialisiert hatten: Kühlschränke, Fernseher, Teppiche, Spülbecken, Sofas. Die Häuser wurden immer schäbiger.

»Das ist der ärmere Teil von Dohuk«, sagte Amin, als wir parkten. »Wo Sie wohnen – das ist das reiche Viertel.«

Wir betraten eine düstere Mietskaserne und stiegen eine schiefe, holprige Betontreppe – typisch für Kurdistan, wo vieles billig und schludrig gebaut worden ist – hinauf zu einer großen, aber abgenutzten Etagenwohnung. Amins Mutter, eine schmale, dunkle Frau, die einmal eine hinreißende Schönheit gewesen sein musste und immer noch sehr gut aussah, empfing uns an der Tür. Sie trug einen knielangen Rock und eine Bluse und hielt eine Zigarette in der Hand.

Amin und ich begaben uns in das mit Teppichen, einem Fernsehgerät und einem Tisch ausgestattete größte Zimmer, wo das Mittagessen für zwei Personen gedeckt war. Die übrige Familie hatte offensichtlich bereits gegessen.

Amins Mutter schwebte mit vielerlei Gerichten herein, sagte aber kein Wort, während Amin und ich die unbehagliche Stille mit nich-

tigem Geplauder füllten, bis wir schließlich bei einem Lieblingsthema junger Kurden landeten: Kurdistan zu verlassen. Viele Kurden unter dreißig hatten die hohe Arbeitslosigkeit in der Region, Unsicherheit, Kummer und Sorgen – noch dazu im durch Internet und Fernsehen möglichen Vergleich mit dem Westen – gründlich satt und wollten weg. Doch ohne Pässe, die ja nur von Bagdad ausgestellt wurden, konnten die meisten Kurden das Land nur mit Hilfe der Menschenschmuggler-Mafia verlassen, bei der Kurden und Türken zusammenarbeiteten. Jeder in Dohuk wusste darüber Bescheid, und wenn man sich entschlossen hatte, das Land zu verlassen, ging man wie bei jedem anderen normalen Auftrag vor: Man hörte sich um und erhielt Empfehlungen.

Rund 3000 Dollar kostete der Transport dritter Klasse mit Lastwagen und Schiff, erst nach Istanbul und dann nach Griechenland oder Italien. Zweiter Klasse reiste man für 5000 Dollar mit dem Bus und dem Schiff. Die erstklassige Reise per Flugzeug in ein europäisches Land der Wahl kostete 7000 Dollar. Die billigste Reise war natürlich die gefährlichste. Manchmal erstickten Menschen im Laderaum eines Lkw oder ertranken bei einem Schiffbruch.

Ein paar Tage vorher war ich einer Frau von etwa dreißig Jahren begegnet, die zwei Jahre zuvor mit einem »Fahrschein dritter Klasse« herausgeschmuggelt worden war, um den Bruder eines Kollegen – unbesehen – heiraten zu können, der in Österreich lebte. Die Frau, die fehlerfreies Englisch und Deutsch sprach, besuchte jetzt zu Hause ihre Mutter und erzählte mir von ihrer damaligen gefährlichen Reise. Die erste Etappe war noch leicht, sagte sie. Aber von Istanbul nach Athen musste sie mit etwa 30 anderen Kurden dicht gedrängt in einem zweistöckigen Versteck in der Mitte eines Lkw-Laderaums ausharren. Die Frauen hockten auf dem oberen Boden, die Männer auf dem unteren. Zwölf Stunden lang kauerten sie so. Als die Athen erreicht hatten, pferchte man sie in einen Kühl-

transporter mit der gleichen zweistöckigen Anordnung des Verstecks. Der Kühltransporter wurde auf eine Fähre nach Italien verladen. Es gab zwei Ventilatoren: einen, der frische Luft hereinblies, und einen zweiten, der die verbrauchte Luft absaugte. Aber während der zehnstündigen Überfahrt wurden die Ventilatoren immer schwächer und langsamer. Die Frau hatte geglaubt, dies wäre ihr Ende.

Mich schauderte bei dieser Vorstellung. Ob ich das an ihrer Stelle ausgehalten hätte?

Amins Eltern konnten es sich wohl leisten, ihm eine Passage zweiter Klasse zu finanzieren, aber er war sich nicht darüber im Klaren, ob er wirklich emigrieren wollte. Er wusste nicht, wohin er auswandern und was er dort tun sollte. In Europa als Asylsuchender anerkannt zu werden war erheblich schwieriger geworden als noch ein paar Jahre zuvor. Die USA kamen nicht in Frage – die Reise kam zu teuer, und es war praktisch unmöglich, ein Visum zu erhalten. »Wenn ich hier einen guten Job bekäme, würde ich bleiben«, sagte Amin. »Aber um eine solche Stelle zu erlangen, muss man der Partei angehören.«

Allmählich lernte ich, dass Beziehungen und Einfluss in Kurdistan die Schlüssel zum Erfolg waren. Und das machte die tiefe Kluft zwischen den zuversichtlichen Kurden auf der einen Seite und andererseits den durch und durch erschöpften, deprimierten und hoffnungslosen Kurden aus. Denen, die über Kontakte, Geld und eine gute Ausbildung verfügten, bot das neue Kurdistan viele Möglichkeiten und eine Fülle herausfordernder Aufgaben. Den Unterprivilegierten blieb nichts als Not und Elend.

Amin und ich wandten uns anderen Themen zu. Allwöchentlich unterrichtete er im Jugend- und Frauengefängnis. Straßenkriminalität war kein großes Problem in Kurdistan. Diebstahl und Tötlichkeiten kamen selten vor, Drogendelikte waren praktisch unbekannt

– so dass die Polizei oft nicht einmal die »heiße Ware« erkannte, wenn sie ihr zu Gesicht kam. Auch von Hepatitis B und Aids blieb das Land so gut wie unberührt. Doch nach irakischem Recht, das auch in Kurdistan noch galt, konnten Kinder bereits im Alter von elf Jahren zu sechs Monaten Haft verurteilt werden, wenn sie eine Packung Zigaretten gestohlen hatten, und Frauen wurden wegen »unkorrekten sexuellen Verhaltens« mit Gefängnis bestraft.

Eine von Amins Studentinnen war im Alter von 15 verhaftet worden, weil sie eine sexuelle Beziehung hatte, erzählte er. Sie war schwanger geworden und in eine Klinik gegangen, um eine Abtreibung zu erbitten. Doch der zuständige Arzt zeigte sie bei der Polizei an, anstatt ihr zu helfen; und man steckte sie ins Gefängnis, wo sie das Kind verlor. Danach verurteilte ein Gericht in Dohuk sie zu 15 Jahren Gefängnis, wovon sie bereits drei Jahre abgessen hatte. »Es ist besser, wenn sie im Gefängnis ist«, sagte Amin. »Wäre sie frei, würde ihre Familie sie töten.«

In sexuellen Dingen ist die kurdische Kultur – nicht anders als die arabisch-islamische Welt – extrem traditionsverhaftet, um es vorsichtig auszudrücken. Frauen haben jungfräulich zu sein, wenn sie heiraten, und vor- und außerehelicher Sex sind strengstens verboten, ebenso wie harmlose Flirts oder das »Zulassen« einer Vergewaltigung. Frauen, die gegen diese Tabus verstoßen, werden der »verlorenen Ehre« wegen von ihren eigenen Familien ermordet – ein Problem, das in allen stammesgeprägten Gesellschaften des Nahen und Mittleren Ostens besteht und besonders in Pakistan, Jordanien, Palästina und Kurdistan vorherrscht.

Der Rebell steht in der kurdischen Gesellschaft in hohem Ansehen – aber nur wenn er (oder sie) gegen eine fremde Autorität wie die irakische Regierung revoltiert. Sich gegen eigene Traditionen auflehnen zu wollen, kostet einen hohen Preis.

Bayan, eine Dolmetscherin, die ich durch die Frauenunion kennen gelernt hatte, erbot sich, mir den Bazar von Dohuk zu zeigen. Sie war eine kleine Frau, Mitte zwanzig und immer in dunkle Gewänder gekleidet: langärmelige Blusen, Röcke bis zu den Knöcheln und Kopftücher, die nicht ein einziges Haar und keinen Zentimeter ihres Halses sehen ließen. Als ich ihr zuerst begegnete, nahm ich sie kaum wahr, denn sie sprach nur wenig. Aber nachdem wir ein paar Tage gemeinsam verbracht und *Al-Anfal*-Opfer in den Dörfern rund um Dohuk interviewt hatten, lernte ich ihre wache Intelligenz, Neugier, Aufgeschlossenheit und ihren Schalk schätzen.

Am ersten Morgen hatte ich Bayan gefragt, ob ich sie für ihre Hilfe bezahlen könnte. »Nein!«, hatte sie entrüstet geantwortet und ihren ohnehin kerzengeraden Rücken noch stolzer aufgerichtet. »Wir Kurden sind nicht wie die Fremden. Wir nehmen kein Geld, wenn wir anderen Menschen helfen.«

Bayans Traum war es, einmal für die Vereinten Nationen oder eine andere internationale Hilfsorganisation in einem ähnlichen Land wie Kurdistan arbeiten zu können. Gegenwärtig war sie jedoch arbeitslos – wie die meisten jungen Leute in Kurdistan.

An einem Vormittag trafen wir uns mit Sosan, einer der besten Freundinnen von Bayan. Im Gegensatz zu dieser trug Sosan Make-up, große Ohrringe, Nagellack und einen Pullover mit V-Ausschnitt. Ihr langes, lockiges Haar ließ sie unverhüllt. Sie wirkte insgesamt weltlicher eingestellt als Bayan. Ich fragte mich, wie zwei so unterschiedliche Frauen so eng befreundet sein konnten.

Eines allerdings hatten die beiden gemeinsam: klobige schwarze Schuhe mit dicken, geschichteten hohen Hacken. Bayans waren zehn Zentimeter hoch. Solche Schuhe sah ich überall in Dohuk. Diese Mode war der letzte Schrei bei allen jungen Frauen.

Wir betraten den halb überdachten, halb offenen Bazar der Stadt, in dem die für den Nahen Osten typische Fülle von Waren feilgebo-

ten wurde – von Gewürzen und Gemüse bis zu Plastikprodukten und Kosmetikartikeln. Am interessantesten war der Markt für Stoffe mit Dutzenden von Läden voller Stoffballen meist synthetischer Gewebe in allen Farben und Mustern – manche überladen geschmückt, mit Gold- und Silberfäden, Pailletten und Brokat. Die Stoffe kamen von überall her aus der ganzen Region – die teuersten aus Bahrain – und wurden zur Anfertigung der traditionellen kurdischen Frauenkleider verwendet, die an die 200 Dollar kosten konnten. Weder Bayan noch Sosan trugen das traditionelle Kleid, außer bei besonderen Gelegenheiten – nur die älteren Frauen kleideten sich täglich so, sagten sie. Trotzdem änderte sich die Kleidermode alle paar Monate, und die eleganten älteren Damen versuchten, mit der Mode Schritt zu halten.

»Dohuk ist eine Stadt, die vom äußeren Eindruck und dem Klatsch lebt«, sagte Bayan, »und die Kleidung ist da sehr wichtig.«

Also auch in Kurdistan! Seltsam, dass die normalen kleinen Laster selbst im Gefolge leidensvoller Zeiten nicht an Bedeutung verlierten. Eitelkeiten, Eifersucht, Gezänk – es gibt sie immer und überall.

Mittags gingen wir in ein modern aussehendes Restaurant. Das geräumige Lokal zu ebener Erde hatte viele Tische und Stühle, war aber Männern vorbehalten. Das obere Geschoss mit so niedriger Decke, dass ich den Kopf einziehen musste, bot weitaus weniger Platz und war für Familien und Frauen bestimmt.

»Sosan und ich kommen mittags öfter hierher«, sagte Bayan und schaute dabei schelmisch vergnügt drein, wobei mir schlagartig bewusst wurde, dass Frauen in Dohuk ja normalerweise nicht allein zum Mittagessen ausgehen.

Bayan und Sosan hatten während ihres Studiums an der Universität Salahuddin in Erbil zusammen gewohnt. Das war ihre schönste Zeit, sagten sie mit leuchtenden Augen. Sie hatten es genossen, einmal von ihren Familien wegzukommen und in einer anderen

Stadt leben zu können. Sie hatten sich einen Schlafräum mit drei anderen jungen Frauen geteilt und dabei viel erfahren – nicht nur über ihre Studienfächer, sondern auch über unterschiedliche andere Menschen und über sich selbst. »Wie uns das alles fehlt!«, seufzten sie. Bayan erwarb einen akademischen Grad in Englisch, Sosan in Rechtswissenschaften, aber da sie keine Arbeit gefunden hatten, verbrachten sie jetzt die meiste Zeit zu Hause und langweilten sich.

Ich hörte mit Erstaunen, dass Bayans vermutlich sehr religiöse und konservativ-rückständige Familie es ihr erlaubt hatte, zum Studium fortzugehen. Normalerweise gestatten es kurdische Familien ihren Töchtern nicht einmal, eine einzige Nacht unbeaufsichtigt außer Haus zu verbringen.

»Die meisten Familien lassen ihre Töchter nicht fort«, stimmte Bayan mir zu, »aber immer mehr schicken sie auf die Universität, weil sie wissen, dass sie dort in einem Studentinnen-Wohnheim wohnen.«

Und wie sich herausstellte, war Bayans Familie doch nicht besonders religiös. Außer zwei Tanten, die einer islamistischen Partei angehörten, war Bayan die einzige Frau in der Familie, die sich verhüllte. Sie hatte sich an der Universität dazu entschlossen. »Ich fand, das sei für mich das Richtige«, sagte sie einfach.

Unser Kebab kam, dazu große Platten mit Reis, Gemüse und Fladenbrot. Ein Fotograf erschien und fragte, ob wir ein Bild haben möchten, was mir ins Bewusstsein rief, dass es in Kurdistan etwas Besonderes war, zum Essen zu gehen, denn das Einkommen, das den Menschen zur Verfügung stand, war karg.

Ich wartete, bis wir mit dem Essen fast fertig waren, bevor ich eine heikle Frage zur Sprache brachte: Freunde – junge Männer.

Die Frauen hielten vor Schreck den Atem an.

»Wir dürfen keine Freunde haben!«, flüsterten die beiden kichernd und sahen sich ängstlich in dem Restaurant um, obwohl wir

mittlerweile die einzigen Gäste im oberen Geschoss waren und der Keilner sich längst verzogen hatte.

»Das wäre äußerst gefährlich für uns!«, sagte Sosan. »Es ist gesetzlich verboten!«

»Wir wissen, was richtig und was falsch ist«, sagte Bayan. »Und die Ehre ist sehr wichtig bei uns. Wenn wir unsere Ehre verlieren, werden wir mit 99 Prozent Sicherheit umgebracht.«

»Nein«, korrigierte Sosan ihre Freundin und gab ihr einen kleinen Schubs, »das stimmt nicht ganz. Das Gesetz erlaubt die Tötung eigentlich nicht.«

Die beiden Frauen sprachen jetzt hektisch auf Kurdisch miteinander. Ich begriff, dass Sosan Bayan sagte, sie solle schweigen. Wie viele Kurden, denen ich begegnete, wollte Sosan nicht, dass ich etwas über die negativen Seiten der kurdischen Gebräuche erfuhr. Ihr liberaler Kleidungsstil war offenkundig ebenso irreführend wie Bayans konservativer.

»Hören Sie oft von solchen Ehrenmorden?«, unterbrach ich sie.

»Nein«, sagte Sosan.

»Ein paar mal im Jahr.« Bayan beugte sich vertraulich vor. »Eine Frau ging einmal nach Zakho – die war wohl nicht ganz richtig im Kopf – und verkündete da, sie wolle in die Türkei. Sieben Tage war sie dort – und nichts hat sie getan. Aber ihre Familie tötete sie.«

»Das ist ungesetzlich«, sagte Sosan vorwurfsvoll. »Es war – wie nennen Sie das? – vorsätzlich. Ihre Mörder kamen ins Gefängnis. So ist das Gesetz.«

»Das ist etwas, worüber die Familie und die Sippe entscheiden, nicht das Gesetz«, entgegnete Bayan.

»Und was ist mit den Männern?«, fragte ich. »Werden die auch getötet, wenn sie eine Freundin haben?«

»Ach – das hängt von so vielem ab«, sagte Bayan. »Wenn der Mann und die Frau jung und unverheiratet sind, handeln die betrof-

fenen Familien den Fall untereinander aus. Dann wird niemand getötet, und die beiden heiraten. Aber wenn sie älter sind und es gar Ehebruch ist, dann wird so gut wie immer die Frau getötet. Gelegentlich der Mann.«

Amin und seine Familie luden mich auch einmal zum Abendessen und zur Übernachtung in ihrem Haus ein – eine übliche Einladung in Kurdistan, weil Abendessen sich lange hinziehen und die Gegend im Allgemeinen unsicher ist. Ich nahm an. Ich unterhielt mich gerne mit Amin, der – wie Bayan – einer der wenigen Menschen war, denen ich in Dohuk begegnete und die nicht versuchten, mich mit den Leistungen der Kurden und des »Sicheren Hafens« zu beeindrucken.

Wir trafen uns im Institut der Schönen Künste und wanderten durch die Straßen zum Mazi-Supermarkt, dem veilchenblauen Gebäude, das mir bei meiner Ankunft in Dohuk aufgefallen war. Dieser größte und modernste Supermarkt in Kurdistan führte alles – von importierten Lebensmitteln und Kosmetikartikeln bis zu deutschen Kühlschränken und Sony-Videokameras. Nur für wenige Kurden waren die Preise bei Mazi erschwinglich. Hauptsächlich Mitarbeiter ausländischer Hilfsorganisationen kauften hier ein.

Was nicht bedeutet, dass Kurden den Supermarkt nicht besuchten. Durch die erleuchteten Gänge zwischen den Regalreihen zu wandern und die Waren anzugaffen – das war ein beliebtes Abendvergnügen in Kurdistan, auch wenn man keine Kaufabsicht verfolgte. Es gab ja sonst nicht viel, was man in Dohuk hätte tun können, und anderswo ebenso wenig. Die Leute kamen aus der ganzen weiten Umgebung – selbst aus dem vom Baath-Regime beherrschten Irak – allein deshalb in die Stadt, um ihre Zeit im Mazi zu verbringen.

Als wir uns dem Supermarkt näherten, trafen wir Amins Freund Farhad, der ein Stück mit uns ging.

»Wie ist das denn mit den Terroranschlägen auf das World Trade Center am 11. September?«, fragte mich Farhad, als er erfuhr, wo ich herkam. »Möchten Sie nicht am liebsten alle Muslime umbringen?«

»Nein«, sagte ich. »Das wäre keine Lösung des Problems. Und außerdem – eine große Zahl von Muslimen ist ja unschuldig. Ich glaube, die USA müssen stattdessen ihre Außenpolitik neu überdenken. Vielleicht kann es einen Dialog zwischen Ost und West geben.«

Farhad schwieg einen Augenblick. »Sie sind sehr menschenfreundlich eingestellt«, sagte er schließlich. »Und das ist schön. Aber ich kann nicht so denken. Wäre ich Amerikaner, würde ich alle Muslime angreifen. Was mich betrifft – ich möchte die Araber und die Türken umbringen. Ich hoffe, es gibt einen Krieg und ich kann diese Feinde töten.«

Seine Miene verdüsterte sich, und mich schauderte. Ich fragte mich, was das für ein Mensch war. Aber ich erkannte auch, dass ich über einen Luxus verfügte, den er nicht besaß. Als Bürgerin eines stabilen, mächtigen Landes und umgeben von friedlichen Nachbarn konnte ich es mir leisten, über ein vages idealistisches Zukunftsbild und kulturellen Austausch daherzureden. Aber als Bürger eines zerbrechlichen halbautonomen Staates und umgeben von feindseligen Nachbarn konnte Farhad sich nur mit dem unmittelbaren, ganz realen Problem des Überlebens befassen.

In den nächsten ein, zwei Stunden erkundeten Amin und ich den Supermarkt und streiften mehrmals durch die einzelnen Gänge. Es gab eine Abteilung für frisches Obst, Brot und andere heimische Erzeugnisse; aber die meisten Regale waren mit Importwaren gefüllt – aus der Türkei, den USA, Frankreich, Italien, Deutschland, dem Irak, Indien und dem Oman.

Draußen setzten wir uns auf eine Bank und aßen Eis. Es war Nacht geworden, der Himmel war erstaunlich klar. Lichterketten

zogen sich an den Seiten des Weißen Berges und des Schwarzen Berges, die Dohuk einfassen, hinauf; droben warben schillernde Neonreklamen für den Markt.

Eine Familie kam vorbei: Die Männer stolzierten großspurig in feinem *shal u shapik* voran, die Frauen mühten sich mit den Kindern und der Last der Pakete hinter ihnen ab.

»Wenn ich diese Familie sehe, fällt mir ein trauriger Witz ein«, sagte Amin. »Eine Frau sagt ihrer Freundin: ›Ich weiß, dass mein Mann mich sehr liebt.‹ – ›Wie schön,‹ antwortet die Freundin, ›da ist er bestimmt sehr großzügig und liebevoll.‹ Worauf die erste Frau sagt: ›Nein, so ist das nicht. Ich weiß, dass er mich liebt, weil er mich immer schlägt ...‹«

Bald darauf nahmen wir ein Taxi für den Weg zu seinem Haus. Während wir durch die Straßen fuhren, sprangen Schatten vom Bordstein zurück und verschmolzen mit Gebäuden und Gassen.

Als wir ankamen, wurden wir von Amins kleiner Schwester – einem Teenager – und seiner Mutter erwartet. Köstliche Düfte kamen aus der Küche. Die Schwester führte mich strahlend ins Wohnzimmer und bot mir einen Platz auf dem Boden an, während ihre Mutter kleine Teller mit Pistazien und Oliven und den in Kurdistan üblichen Wodka brachte.

»Erst trinken wir was, dann essen wir, dann trinken wir etwas mehr, und dann sagen Sie uns, wann Sie schlafen möchten«, sagte Amin und verschwand wieder. Schüchtern lächelnd stellte seine Schwester am Fernseher die BBC an.

Doch einen Augenblick später war Amin wieder da – mit langem Gesicht. Er hatte ein zusammengefaltetes Stück Papier in der Hand. Obwohl die Familie kein Telefon besaß, hatte Dr. Shawkat mich doch irgendwie aufgestöbert. Offenbar hatte er jemanden angerufen, der jemanden kannte, der wiederum wusste – und den Zettel überbrachte ...

»Christiane muss sofort zu Sayyed Majeds Familie zurückkehren«, hieß es in der Notiz. »Ihr Leben ist in Gefahr. In Majeds Haus ist sie besser geschützt.«

»Diese Notiz ist ein Dolchstoß in mein Herz«, sagte Amin.

»Was soll das alles bedeuten?«, fragte ich. War etwas geschehen – eine irakische Invasion vielleicht? Oder war Dr. Shawkat einfach nur schrecklich aufdringlich?

Ich vermutete Letzteres, wusste aber nicht, was ich riskieren konnte. Auch Amin, seine Schwester und seine Mutter wollten nicht, dass ich das Risiko auf mich nähme.

»Sie müssen gehen«, stimmten alle zu. »Sayyed Majed hat Wachen, dort sind Sie sicherer.«

Die Taxifahrt zurück dauerte viel länger als auf dem Hinweg – denn ich stellte mir völlig irrational vor, dass Saddams Agenten plötzlich irgendwo auftauchen, uns den Weg versperren und uns aus dem Taxi zerren würden.

Als ich bei Majed ankam, war man erstaunt, mich zu sehen. Sie wussten nichts von Dr. Shawkats Notiz. Allerdings hatte er mich früher am Tag dort antreffen wollen und war erschrocken gewesen, als er erfuhr, dass ich nachts nicht heimkommen würde. Er hatte sich Amins Namen und Adresse notiert.

So ähnlich habe ich mir das vorgestellt, dachte ich.

Gleichzeitig spürte ich, dass ich ganz froh war, wieder zurück zu sein. Ich fühlte mich sicherer mit den Wachen vor der Tür. Die Umgebung von Amins Haus war unzureichend beleuchtet, und es gab viele finstere Hauseingänge.

Die ganze Nacht lang stellte ich mir Amin, seine Schwester und seine Mutter vor, die ich so eilig verlassen hatte, und wünschte mir, die Dinge wären anders gelaufen. Wir hätten interessante Gespräche führen können.

Am nächsten Tag rief ich Dr. Shawkat an, um mich zu beschweren.

»Aber Sie können nicht einfach bei irgendjemandem übernachten!«, rief er verärgert. »Wir kennen diese Familie nicht – was sind das für Leute?«

»Das ist nicht einfach irgendwer – Amin lehrt am Institut der Schönen Künste, und sein Vater ist Rechtsanwalt. Viele Leute kennen sie«, sagte ich, wobei mir auffiel, wie Dr. Shawkat das Wort »wir« gebraucht hatte.

»Das spielt keine Rolle. Wer sind die Nachbarn? Sie kennen die Nachbarn nicht«, sagte er, und stillschweigend sah ich ein, dass er nicht Unrecht hatte. »Sie müssen vorsichtig sein!«

Balanceakte

Die Straße nach Amadia führt nordostwärts aus Dohuk heraus und durch eine Landschaft von roter Erde, bräunlichem Ton und Granit. Vorbei an den Ruinen alter Schlösser von Saddam Hussein schlängelt sie sich zwischen sanften, aber auch steil emporragenden oder sich dicht drängenden Hügeln und Bergen hindurch, klettert einen steilen Gebirgskamm hinauf und dann wieder bergab in eine weite, fruchtbare Ebene. Schwarze und blaue Berge mit Schneegipfeln sind in der Ferne zu sehen.

Abwärts führt die Straße in das Tal, in dem verstreut wieder aufgebaute Dörfer liegen sowie steinerne Außenposten, die von *peshmerga* gesichert werden, die da sitzen, wachen und warten. Noch mehr schwarze Berge erheben sich dahinter, als würden sie aus der Erde hervorsprießen, und auf einmal scheint die ganze Welt in diesem Tal, seinen Dörfern, den *peshmerga* und den Bergen enthalten zu sein.

Die Sonne streut Silberstaub vom Himmel herab, und die ferne Wand der Berge rückt näher und wechselt ihre Färbung vom Schwarz ins Grün. Wasserfälle wie Diamanthalsketten erscheinen und finstere Höhlen, die man zuerst kaum, dann aber überall wahrnimmt.

Die Straße macht eine Kurve und gibt jäh den Blick auf einen Tafelberg frei, der einsam inmitten des Tales steht und von hellgrün leuchtenden Feldern umgeben ist. An den Seiten des Tafelberges fallen schroffe Felsklippen wie Vorhänge ab; oben auf seinem flachen Bergsattel sieht man so etwas wie verstreute Bruchstücke von

Felsbrocken: Amadia – geradewegs aus *Tausendundeiner Nacht*. Amadia, heute in Kurdistan vor allem als die Hauptstadt des um 1200 gegründeten Emirats Bahdinan bekannt, ist eine der ältesten ununterbrochen bewohnten Städte der Welt und stammt noch aus dem Assyrischen Reich des ersten Jahrtausends v. Chr..

Die Fürsten von Bahdinan gehörten zu den geachtetsten kurdischen Herrschern, die im Osmanischen Reich regierten. Sie führten ihre Herkunft zurück bis auf die frühen Kalifen des Islam und wurden als nahezu heilige Familie geehrt – niemand durfte beispielsweise die Schüssel oder die Pfeife verwenden, die zuvor ein Bahdinan benutzt hatte. Manche Bahdinan-Herrscher »bedeckten sogar ihr Haupt mit einem Schleier, wenn sie sich in die Öffentlichkeit begaben, damit kein profanes Auge ihr Antlitz erblickte«.

Wie andere kurdische Fürsten, die im Osmanischen Reich an der Macht waren, regierten die Bahdinans über einen Bund verschiedener Stämme, die manchmal mit ihren Regenten zusammenarbeiteten, manchmal aber so sehr in kriegerische Auseinandersetzungen untereinander verstrickt waren, dass sie dem Wort ihres Fürsten keine Beachtung schenkten. In Zeiten, da die Bahdinans Macht besaßen, konnten sie in die Angelegenheiten der Stämme eingreifen und Steuern und Kriegsdienstleistungen von ihnen fordern; aber wenn sie schwach waren, zahlten die *aghas* der Stämme keine Steuern und verweigerten ihren Fürsten die militärische Unterstützung.

Einer der bedeutendsten Fürsten von Amadia war Bahram Pascha, der von 1726 bis 1767 regierte und dem sein Sohn Ismail nachfolgte, der weitere 30 Jahre herrschte. Doch nach dessen Tod brachen erbitterte Auseinandersetzungen innerhalb der Bahdinan-Sippe aus, und nach deren Beendigung wurden die von Amadia abhängigen Provinzstädte Dohuk, Aqra und Zakho unter den verschiedenen männlichen Bahdinan-Erben aufgeteilt.

Eine Generation später, im Jahr 1833, wurde die Familie Bahdinan durch die blutigen Machenschaften von Mir Muhammad, dem ehrgeizigen, einäugigen »Blinden Pascha« des Emirats Soran im nahen Rowanduz, gänzlich von der Macht vertrieben. Nachdem sein Vater 1826 unter mysteriösen Umständen gestorben war, hatte Mir Muhammad die Macht an sich gerissen und sofort den alten Schatzmeister seines Vaters, seine beiden Onkel und deren Söhne getötet. Anschließend ging er gnadenlos und siegreich gegen seine Nachbarn vor, darunter auch das Bahdinan-Fürstentum, und ließ alle führenden Bürger von Amadia umbringen, einschließlich der gesamten Fürstenfamilie. Der Name »Bahdinan« wird aber noch immer für die nördlichste Region des heutigen irakischen Kurdistan verwendet und entspricht ungefähr dem Gouvernement Dohuk.

Die Straße, die sich den Tafelberg hinauf nach Amadia windet, führt an zahlreichen Wachposten vorbei, gelegentlich auch an älteren Männern, die oben auf Felsblöcken auf ihren knöchigen Hintern kauern – das Fürstentum zu ihren Füßen. Bevor man ganz oben ist, kommt man durch einen schäbigen modernen Torbogen, auf den die Namen der 37 kurdischen Fürsten gemalt sind, die in Amadia herrschten, bis Sultan Muhammad II. alle Fürstentümer des Osmanischen Reiches in den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts zusammenlegte; das war das Ende der kurdischen Kleinstaaten.

Der britische Archäologe A. H. Layard, der durch seine Ausgrabung der alten assyrischen Hauptstadt Ninive – gegenüber dem heutigen Mosul auf der anderen Seite des Tigris – berühmt wurde, besuchte Amadia in den frühen vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts kurz nach Mir Muhammads Verwüstungen und dem Ende des Emirats Bahdinan. »Wir fanden uns inmitten von Ruinenbergen – Vorhallen, Bazare, Bäder, Wohnstätten, alles war aufgebrochen«, schrieb er. »Einstürzende Mauern hätten Vorübergehende gefährdet, aber da gab es niemanden. Der Ort war eine Wüste.«

Trotz seiner herrlichen Lage hängt eine ähnlich unselige Atmosphäre auch heute über der Stadt mit ihren etwa 10 000 Einwohnern. Amadia hat die meisten seiner Altertümer eingebüßt und wirkt armelig und öde: ein Durcheinander von Betonbauten, schiefen Häusern und leer stehenden Läden. In seinen Straßen drängen sich grauhaarige Männer – ein sicheres Zeichen hoher Arbeitslosigkeit.

Nahe der Stadtmitte steht eine Statue von Ezzet Abdul Aziz, einem Kurden aus Amadia, der wegen seiner Rolle in der Kurdischen Republik Mahabad von 1946 den Märtyrertod fand. Mahabad, der einzige vollständig unabhängige kurdische Staat in der neueren Geschichte, wurde am 22. Januar 1946 im Iran von dem iranischen Führer Qazi Mohammed und seinen Anhängern gegründet, unterstützt von den Sowjetrussen, die damals Teile des nördlichen Iran besetzt hielten. Einen Monat später schlossen sich Mullah Mustafa Barzani und 1200 seiner Kämpfer der neuen Republik an, nachdem sie nach einem fehlgeschlagenen früheren Aufstand aus dem Irak vertrieben worden waren. Doch die Republik Mahabad hatte nur ein kurzes Leben. Die Russen zogen sich Ende Mai aus dem Iran zurück, und das führte zu inneren Streitigkeiten in der neuen Republik, die dann im Dezember 1946 der iranischen Armee in die Hände fiel.

Dank der Vermittlung eines Freundes erhielt ich eine Einladung zu einer Seitenlinie der Familie von Ezzet Abdul Aziz: zu seinem Nefen Muhsen Saleh Abdul Aziz, einem Abgeordneten im kurdischen Parlament, und seinem Großneffen Hakar Muhsen Saleh, dem Führer einer Eliteeinheit der *peshmerga*. Ein weiterer Großneffe – der zum Zeitpunkt meines Besuchs nicht anwesend war – war der Bürgermeister von Amadia.

Hakar Muhsen Saleh wohnte mit seiner Frau und seinen Kindern in einem zweigeschossigen Haus mit Blick auf die Ezzet-Abdul-

Statue. Der Taxifahrer fand zunächst die Adresse nicht, aber dann wurde ich herzlich begrüßt in einem kleinen Raum, den simsartige Sofas und etwa ein halbes Dutzend Männer füllten.

Schließlich gesellte sich Hickmat Mustafa Mahmoud hinzu, ein jugendlich wirkender Mann mit braunem Jacket. Er war Lehrer und bestimmt einer der wenigen Englisch Sprechenden in Amadia; deshalb hatte man ihn als Dolmetscher für mich abgeordnet – eine Aufgabe, die er durchaus genoss, wie er sagte, da sie ihn von seinen Unterrichtsverpflichtungen befreite. Sein Beruf war schwierig und anstrengend – er unterrichtete an Wochentagen von morgens 8 Uhr 30 bis abends um 21 Uhr 30. Für insgesamt 88 Unterrichtseinheiten in der Woche verdiente er 500 Dinar (etwa 30 Euro).

Mit Hickmat kam Muhammad Abdullah Amadi, der hiesige Geschichtsexperte, der ebenfalls einen Tag freigenommen hatte, um mich mit seiner Stadt vertraut zu machen. Muhammad war ein kleiner Mann mit rundem Gesicht und trug *shal u shapik* und einen rot-weißen Turban. Er hatte zahlreiche Bücher über Amadia verfasst, von denen er einige Exemplare mitbrachte.

Wir setzten uns mit meinen Gastgebern – dem Abgeordneten Muhsen Saleh und seinem Sohn Hakar – zu einem Gespräch zusammen. Muhsen Saleh war ein eleganter älterer Herr, mit schmalem, gebräuntem Gesicht; er trug *shal u shapik* in Stahlblau sowie einen schwarz-weißen Turban. Sein Sohn Hakar, ein gut aussehender Mann, hatte einen europäischen Pfeffer-und-Salz-Anzug an.

Nach einer kurzen allgemeinen Einführung in die Geschichte von Amadia konzentrierte sich der Historiker auf den Bahdinan-Herrscher Sultan Hussein Wali. Er regierte von 1516 bis 1561, zu einer Zeit, da der größte Teil Kurdistans in kriegerische Auseinandersetzungen verwickelt war. Doch Sultan Wali gelang es, sein Fürstentum friedlich aufzubauen und zu erhalten – sehr zum Neid des übrigen Landes. Dieser aufgeklärte und weit blickende Sultan ließ

nicht nur viele öffentliche Gebäude, Moscheen, Brücken, Straßen und Hotels für Reisende bauen, er schuf auch ein ausgedehntes Netzwerk von 72 Religionsschulen. Während seiner Regierungszeit war Amadia zu einem der Emirate mit dem höchsten Bildungsniveau im Osmanischen Reich geworden.

»Das war wirklich ein goldenes Zeitalter für Bahdinan und die Kurden«, schloss Muhammad, »und jetzt hoffen wir, Amerika wird uns ein zweites schaffen.«

Ich konnte nicht umhin, angesichts von so viel Optimismus zusammenzuzucken.

Wir brachen mit einem BMW und zwei Geländewagen auf, um die Stadt zu erkunden. In den Geländewagen drängten sich Wachen, Freunde und Nachbarn – lauter Männer. Wie bei vielen meiner offiziellen Besuche im irakischen Kurdistan hatten sich die Frauen strikt im Hintergrund zu halten und durften allenfalls zu Mahlzeiten mit dazukommen. Gelegentlich empfand ich es als irritierend, allein in solchen männlichen Gruppen zu sein, doch meistens fühlte ich mich wohl, weil ich weder als Frau noch als Mann behandelt, sondern als Besuch aus dem Westen geehrt wurde.

Hickmat, Muhammad und ich durften in dem BMW fahren, den der Abgeordnete Muhsen Saleh steuerte, der von Hickmat mit »Mam« (Onkel) angeredet wurde, was in Kurdistan Ausdruck des Respekts ist. Der PUK-Präsident Jalal Talabani hieß oft »Mam Jalal«, während Massoud Barzani von der KDP »Kak Massoud« (Bruder Massoud) war – ein weiteres Zeichen dafür (fand ich), wie vertraut die Kurden ihre Beziehung zu ihren Führern empfinden. Es begann leicht zu regnen, und als Mam Muhsen den Kofferraum öffnete, um seinen Parka herauszuholen, sah ich einen großen Stapel Gewehre, die mit einer Plastikplane zugedeckt waren.

Unser erster Halt war bei den Ruinen der Quba-Khan-Schule außerhalb der Stadt am Fuße des Tafelbergs. Wir mussten einen

schlammigen Hang hinunterwandern, um dorthin zu gelangen. Der 71 Jahre alte Mam Muhsen ging uns mit schnellen, sicheren Schritten voraus. Er hatte viele Jahre als *peshmerga* zugebracht und war noch immer in bester körperlicher Verfassung.

Die in der Mitte des 16. Jahrhunderts von Sultan Hussein Wali gebaute Quba-Khan-Schule wurde bis in die zwanziger Jahre des letzten Jahrhunderts genutzt. Gelehrte von überall aus der Region seien hierher gekommen, erklärte der Historiker, als wir die romantisch zugewachsenen Ruinen erkundeten. Die Schule hatte eine berühmte Bibliothek und war eigentlich eine kleine Universität, an der Islamlkunde, Naturwissenschaften, Mathematik, Medizin, Philosophie, Astronomie und Landwirtschaft gelehrt wurden. Sultan Wali zahlte den Dozenten ansehnliche Honorare und den Studenten, Gelehrten und Schriftstellern Stipendien. So einen Häuptling hätte ich gerne auch mal, dachte ich.

»Wenn bei uns Frieden einkehrt, möchte ich diese Ruinen restaurieren und eine Straße den Hang hinab bauen, damit Touristen zu Besuch kommen«, sagte Mam Muhsen und bückte sich, um eine Blume zu pflücken. Ich nickte. Im frischen Grün des zeitigen Frühlings war das eine der schönsten Szenerien, die ich je gesehen hatte.

Wir fuhren wieder hinauf auf den Tafelberg von Amadia und direkt zum Mosul-Tor, einem der vier antiken Stadttore und dem einzigen noch verhältnismäßig gut erhaltenen. Es ist aus riesigen weißen Steinblöcken gebaut, die schwer aufeinander liegen. Darstellungen aus vorislamischer Zeit sind eingemeißelt: Sonne, Adler, Fürst und Schlange; und vier Krieger waren zu erkennen, die an einer Mauer entlangmarschierten. Ich schaute von dieser Mauer den steilen Abhang des Tafelbergs hinunter und erspähte einen Pfad, der wohl einst eine Straße war und vom Tal herauf in die Stadt führte.

Nicht weit vom Mosul-Tor stand das Minarett der Moschee von Amadia: 27 Meter hoch, 103 Stufen bis ganz oben, gebaut aus braunem Stein. Das vermutlich zur Zeit von Sultan Hussein Wali errichtete Minarett war 1961 teilweise von den Iraki zerstört, aber von den Stadtbewohnern 1965 wieder aufgebaut worden. Dabei verwendeten sie die ursprünglichen Steine, die einst vom viele Kilometer entfernt liegenden Berg Gara über die Ebene und dann den Tafelberg hinauf von einer riesigen Menschenkette befördert worden sein sollen.

Am östlichen Rand der Stadt steht das Grabmal von Sultan Hussein Wali, das außen wie ein einfacher grauer Iglu aussieht, aber innen eine wunderschöne Kuppel bietet, einen Sarg aus dem Holz von Rebstöcken und kalligraphische Inschriften. Ein Koranvers am Grab lautet: »Alles Bestehende wird vergehen außer Seinem Antlitz.«

An diesem Abend erzählte mir Mam Muhsen bei Bier, Saftgetränken und Nüssen aus seinem Leben. Wir saßen entspannt auf dem Boden eines großen Raums, dessen Panoramafenster den Blick über die Stadt freigab. Ein Petroleumofen sorgte für Wärme, und später wurden für mich und die Tochter der Familie Matten auf dem Boden ausgerollt.

Wir streckten uns alle aus, und Mam Muhsen stützte sich auf einen Ellbogen, während er seine in grünen Socken steckenden Füße aneinander rieb. Er trug noch immer *shal u shapik* und den schwarz-weißen Turban und sah elegant wie immer aus. Er, sein Sohn und ich waren die Einzigen, die Alkohol tranken. Hickmat und Muhammad als strenggläubige Muslime unterließen das.

Eine Dienerin kam auf Zehenspitzen herein, um nach den Wünschen für das Abendessen zu fragen. Etwas Einfaches vielleicht, wie Hühner-Kebab und Salat? Wir waren alle einverstanden. Wir hatten schon zuvor reichlich gegessen, eine Spezialität von

Amadia: *duhabba* – Weizenpastetchen, gefüllt mit Lammhackfleisch in einer Brühe aus mit Pfefferminze gewürzter Ziegenmilch.

Mam Muhsen sprach über seine Kindheit, als er mit seiner Familie nach dem ersten fehlgeschlagenen Barzani-Aufstand von 1943 bis 1945 in den Iran geflohen war – 30 Jahre vor dem Abkommen von Algier. Sie hatten in der Kurdenrepublik Mahabad gelebt, waren aber nach deren Zusammenbruch gezwungen gewesen, wieder in den Irak zurückzukehren. Sein Onkel wurde hingerichtet, und sein Vater kam für sieben Jahre ins Gefängnis.

»Ich diente von 1961 bis 1975 als *peshmerga*«, fuhr Mam Muhsen fort. »In dieser ganzen Zeit, mit Ausnahme des Waffenstillstands, lebte ich in den Bergen und befehligte 100 bis 120 Männer.

Meine bedeutendste Schlacht war die am Berg Hindrin, wo 3000 *peshmerga* meinem Befehl unterstanden. Es gab pausenlos Granateneinschläge. Wir bezogen Stellung in den Felsöffnungen, aber als der Beschuss einsetzte, zogen wir uns in Schutzlöcher zurück. Sie waren dick mit Ästen, Erde und Steinen darauf bedeckt. Einmal zählte ich 51 Explosionen innerhalb einer Minute rund um mein Schutzloch. Als die Einschläge aufhörten, gingen wir zurück zu unseren Stellungen – und dann hatten wir Erfolg. Wir nahmen drei irakische Bataillone gefangen.

Ich selbst wurde nie gefangen oder im Kampf verwundet, aber 1983 nahm mich der irakische Geheimdienst fest. Sie brachten mich nach Mosul, verbanden mir die Augen und steckten mich in einen Raum, der so klein war, dass ich mich nicht einmal auf den Boden legen konnte. Aber mein Vetter Esmat Kattani war damals bei der irakischen Regierung und bekam mich wieder frei. Ich kehrte nach Amadia zurück.

Später wurde Kattani zum irakischen Vertreter bei den Vereinten Nationen ernannt. Als ich das erfuhr, nahm ich sofort ein Taxi, fuhr in die Berge und forderte meine Familie auf mitzukommen. Ich

fürchtete, ohne seinen Schutz im Land würden meine Familie und ich wieder verhaftet werden.

Das war 1987, und es war das erste Mal, dass unsere Frauen und Kinder mit in die Berge kamen. Wir gruben ein kleines Schutzloch in einen Berghang. Meine Enkel waren noch sehr klein, aber sie lernten, sofort in den Unterschlupf zu rennen, wenn sie die Flugzeuge hörten.

Wir blieben bis 1988 in den Bergen – da nahmen wir den Geruch chemischer Waffen wahr und flohen bei Nacht in die Türkei. Einer unserer Hunde ging mit uns bis zur türkischen Grenze – aber er wollte nicht mit hinüberkommen. Er setzte sich einfach hin und jaulte. Als wir zurückkehrten, sahen wir ihn wieder. Das war Monate später, und rundherum war alles zerstört. Aber der Hund war immer noch da, schwach und abgemagert. Er erkannte uns, war aber sehr gereizt. Und er kam nicht mehr zu uns, als wir ihn riefen.«

Zu meinem Erstaunen hörte ich zwei oder drei Tage später in einem anderen Teil von Kurdistan von einem anderen Mann die gleiche Geschichte – von einem Hund, der sich weigerte, die Grenze zu überqueren. Hatte sich der Vorfall wirklich ereignet – oder war das eine Art Legendenbildung? Wo ist die Grenze zwischen Wirklichkeit und Mythos? Wie auch immer – die Geschichte hat Symbolkraft.

Als ich allmählich mehr über die *peshmerga* erfuhr – auch in diesem Begriff vermischen sich Realität und Mythos –, war ich ziemlich verwirrt. Ich hatte mir immer nur bewaffnete Kämpfer vorgestellt. Viele Iraki bezeichnen aber mit dem Wort, das sich nur auf die irakischen Kurden bezieht, überhaupt alle Kurden, die in die Berge geflohen sind, um sich der irakischen Unterdrückung zu entziehen oder zu widersetzen.

Als ich fragte, ob es denn auch weibliche *peshmerga* gebe, antworteten mir irakische Kurden: »Aber ja – viele.« Fragte ich weiter

nach, erfuhr ich, dass die weiblichen *peshmerga* nur als Hilfskräfte für die kämpfenden Männer dienten, für sie kochten und sie versorgten. Nur eine Hand voll Frauen trugen Waffen. Um sie zu treffen, musste ich warten, bis ich in die Türkei kam, wo es in der PKK (Kurdische Arbeiterpartei) auch viele Guerillakämpferinnen gab.

Die *peshmerga* lebten oft jahrelang in den Bergen und verbrachten, wie andere Soldaten auch, nur einen Bruchteil der Zeit bei Kämpfen oder mit der Vorbereitung dazu. Sonst gingen sie alltäglichen Tätigkeiten nach. An manchen Orten und zu manchen Zeiten hatten *peshmerga* unter anderen Leuten gelebt, manchmal aber auch monatelang isoliert in unzugänglichen Gebieten, manchmal im Schichtdienst – sie waren zwei Wochen da und dann wieder zwei Wochen weg, um ihre Familien besuchen zu können. Es kam aber auch vor, dass die *peshmerga* ihre Familien mitbrachten; zuweilen lebten sie mit diesen in kleinen Gruppen, zuweilen auch in größeren Gemeinden mit Schulen, Kliniken, Gerichten und kleinen Theatern. Ich begegnete Lehrern, Ärzten, Anwälten, Richtern, ja sogar Schauspielern, die alle einmal ihre Berufe in den Bergen ausgeübt hatten und sich deshalb als *peshmerga* bezeichneten, obwohl sie nie eine Waffe getragen hatten.

Für die meisten *peshmerga* war das Leben in der Bergen schwer gewesen. Sie hatten in Höhlen gehaust oder in kleinen, unauffälligen Schutzhütten aus Stein und Holz, sie schliefen unter Ästen und Zweigen, um sich warm zu halten. Die Freizeit verbrachten sie mit Tanz, Gesang, Geschichtenerzählen und damit, die Bewegungen des irakischen Militärs zu beobachten. Lebensmittel und sonstiger Bedarf wurde von den Dorfbewohnern in der Nähe beschafft. Ohne deren Hilfe hätten die *peshmerga* nicht überleben können.

Ein *peshmerga*, mit dem ich sprach, Suleyman Hadschi Badri Sindi aus Zakho, erklärte mir, wie er in den sechziger Jahren als Guerillaführer gearbeitet hatte. Er musste die Dörfer des damals

von der Regierung beherrschten Sindi-Gebiets überwachen, und er wusste genau, wie viel Weizen und Gerste und wie viele Pferde und Schafe jede Familie hatte, wer Waffen besaß und wo Männer im kampffähigen Alter waren. Wenn die *peshmerga* Weizen brauchten, ersuchte er die Dorfbewohner um entbehrliches Getreide, und die versteckten es in getarnten Erdlöchern, aus denen es sich die Guerrillas in der Nacht holten. Wenn Mullah Mustafa Männer benötigte, verbreitete Suleyman Hadschi diese Nachricht, und die Männer von Sindi erschienen, kämpften ein oder zwei Tage und kehrten nach Hause zurück, als ob nichts geschehen wäre.

Zur Zeit meines Besuchs stellten *peshmerga* immer noch eine Streitmacht im Irak dar, auch wenn sie nicht mehr so gewalttätig waren wie einst und eher wie normale Milizen fungierten. Die KDP befehligte etwa 35 000 *peshmerga*, die PUK an die 25 000. Zudem gab es ungefähr 40 000 *peshmerga* als Reserve. Während des Irak-Kriegs von 2003 schlossen sich die *peshmerga* begeistert den amerikanischen Streitkräften an und kämpften mit der gleichen Waffenausrüstung, die sie schon seit Jahrzehnten benutzt hatten. Nach dem Krieg gab es Pläne, sie in eine neue irakische Armee einzugliedern.

Die PUK hatte zum Zeitpunkt meiner Anwesenheit ein neues Kontingent von 500 weiblichen *peshmerga*. Die am 11. November 1996 aufgestellte Einheit hatte zwei Hauptaufgaben, erklärte mir ihre Kommandantin Rezan Rashid: erstens zu kämpfen – und zweitens, die »reaktionäre islamische Tradition« in der Einstellung den Frauen in Kurdistan gegenüber zu verändern.

Um die politische Situation im heutigen irakischen Kurdistan zu verstehen, muss man ebenso die Situation im türkischen Kurdistan kennen. Das wusste ich noch nicht, als ich in den Irak reiste.

In der Behandlung der kurdischen Minderheit hat die Türkei eine kaum weniger beschämende Geschichte aufzuweisen als der Irak.

Von lauter Eifer, die eigene nationale Identität nach dem Zusammenbruch des Osmanischen Reiches zu festigen, leugnete die Türkei sogar das Vorhandensein einer kurdischen Minderheit und erklärte, wie schon gesagt, die Kurden zu »Bergtürken, die ihre Sprache verlernt haben«. Kurden, die sich nicht als Kurden bezeichneten, konnten in der türkischen Regierung und Gesellschaft emporkommen, was auch oft geschah. Aber in der Öffentlichkeit Kurdisch zu sprechen, kurdische Konzerte zu veranstalten, die kurdische Sprache zu unterrichten und sogar kurdische Kleidung zu tragen – geschweige denn, über kurdische politische Themen zu sprechen –, das war verboten und konnte zu Verhaftung und Schlimmerem führen.

Dann trat Abdullah Öcalan auf den Plan, ein Student der Universität Ankara, der Ende der siebziger Jahre gemeinsam mit anderen jungen Radikalen insgeheim die Kurdische Arbeiterpartei PKK gründete. 1980 fand in der Türkei ein Militärputsch statt, der zu brutalen, drastischen Maßnahmen gegen Dissidenten führte. 1984 unternahm die PKK ihren ersten Angriff auf einen türkischen Militärposten. Die PKK hatte die türkische Unterdrückung, die wirtschaftliche Ausbeutung des kurdischen Südostens der Türkei und insgesamt das völlige Versagen einer »Demokratie« in der Türkei gründlich satt und erklärte, die einzig mögliche Lösung für die Kurden wäre eine vollständige Trennung von der Türkei und die Gründung eines unabhängigen Staates.

Der Bürgerkrieg brach aus. Anstatt sich mit den tatsächlichen Beschwerden der Kurden zu befassen, baute die Türkei eine gewaltige Militärmacht im Südosten auf, folterte und ermordete vermeintliche PKK-Mitglieder und -Anhänger und vertrieb die Menschen gewaltsam aus ihren Dörfern, die sodann zerstört wurden. Die PKK reagierte, indem sie eine große Zahl türkischer Soldaten und regierungstreuer kurdischer Zivilisten niedermetzte und sich so rasch

ein schlimmes Renommee als Terrororganisation schuf. Als die Auseinandersetzungen mit der Festnahme Öcalans 1999 endeten, waren 37 000 Menschen getötet und mehr als 3000 kurdische Dörfer zerstört worden, eine Million Kurden waren obdachlos.

Der türkisch-kurdische Konflikt wirkte sich unmittelbar auf das irakische Kurdistan aus. Etwa zehn Jahre vorher hatte Bagdad in einem 20 Kilometer breiten Streifen entlang seiner Grenzen zur Türkei und zum Iran Dörfer zerstört und ein Niemandsland geschaffen, in dem sich keine Guerillas verstecken konnten. Mitte der achtziger Jahre erteilte Irak der Türkei die Genehmigung, in das irakische Kurdistan vorzudringen, wenn sie bei einer Verfolgung »der PKK dicht auf den Fersen« war. Diese Regelung kam dem Irak damals gelegen, weil er mit dem Iran Krieg führte und es sich nicht leisten konnte, auch noch die türkische Grenze zu überwachen. Und 15 Jahre später, zur Zeit meines Besuchs, war diese Lösung dem Irak immer noch recht; Saddam Hussein begrüßte die türkische Präsenz in Kurdistan als destabilisierenden Faktor. Daher also kamen die türkischen Panzer, die ich bei dem Ausflug mit Majed, You-sif und ihrer Familie gesehen hatte. Daher also auch die türkischen Luftangriffe auf PKK-Lager im irakischen Kurdistan, die nach dem Golfkrieg begonnen hatten und andauerten. Manchmal wurden dabei irakische Kurdendörfer anstelle von PKK-Lagern zerstört – eine Warnung an die irakischen Kurden.

Anfangs waren die Beziehungen zwischen der KDP und der PKK gut. 1983 unterzeichneten beide Parteien eine Vereinbarung, gemeinsam gegen jede Art von Imperialismus vorzugehen. Der amerikanische Imperialismus stand zuoberst auf der Liste. 1987 aber brach die KDP mit der PKK, vor allem wegen der gewalttätigen Methoden der PKK. Weniger als ein Jahr später schloss die PKK eine Allianz mit der PUK, deren Zuständigkeitsgebiet nicht an die Türkei grenzt. Aber auch dieses Bündnis zerfiel bald.

1988 bildeten die KDP und die PUK zusammen mit sechs kleineren Parteien die Irakische Kurdistan-Front (IKF), die nach dem Golfkrieg mit Erfolg ein halbautonomes Kurdistan aufbaute. Einer der ersten Schritte der IKF war ihre Absichtserklärung, »die PKK zu bekämpfen«, denn wenn das irakische Kurdistan überleben sollte, brauchte es die Hilfe der Türkei. Die Türkei war das einzige Nachbarland, das die Militärbasen zur Verfügung stellen konnte, die die westlichen Alliierten für ihre Schutzpatrouillen benötigten. Und die Türkei bot den irakischen Kurden zudem wichtige Handelsrouten in den Westen.

Die Türkei befand sich in einer schwierigen Lage. Einerseits unterdrückte sie die Unabhängigkeitsbewegung ihrer eigenen Kurden auf brutale Weise. Andererseits verhandelte sie mit der IKF wegen eines halbautonomen kurdischen Staates.

Die PKK reagierte im Juli 1992, indem sie die Handelsverbindung zwischen dem Nordirak und der Türkei erfolgreich abschnitt. Kämpfe brachen aus zwischen türkischen und irakischen Kurden. 1994 begannen auch innere Auseinandersetzungen zwischen der KDP und der PUK, was der PKK die Möglichkeit gab, die beiden irakischen Parteien gegeneinander auszuspielen. »Öcalan ist der Feind der Kurden«, erklärte die KDP nach einem unseligen Vorfall, bei dem die PKK Mitarbeiter einer humanitären Hilfsorganisation als Geiseln gegen mögliche KDP-Angriffe genommen hatte.

Im März 1995 rückten etwa 35 000 türkische Soldaten – der größte Auslandseinsatz in der Geschichte der Türkischen Republik – im irakischen Kurdistan ein, um PKK-Lager zu zerstören. Offiziell widersetzte sich die KDP dieser Militäroperation. Insgeheim jedoch billigte sie sie.

Öcalan wurde 1999 festgenommen, die PKK gab den bewaffneten Kampf auf und kündigte an, jetzt mit friedlichen Mitteln für gleiche Bürgerrechte einzutreten. Doch nahm man an, dass sich an die 5000

PKK-Peshmerga zu Beginn des neuen Jahrtausends immer noch im Nordirak versteckten, was der Türkei jede Rechtfertigung lieferte, die Grenze zu überschreiten. Die Gefechte zwischen der PKK und der KDP hielten ebenso an. Ich sah viele Gebäude und ein paar Dörfer, die wegen der Feindseligkeiten zwischen PKK und KDP nach 1991 gänzlich aufgegeben worden waren.

All dies schuf die Voraussetzungen für ein weiteres Kapitel der irakisch-türkischen Beziehungen und den Beginn des Irak-Krieges, da die USA vorschlugen, türkische Truppen in den Nordirak zu schicken – angeblich zur Überwachung des Friedens und aus humanitären Gründen. Es überraschte kaum, dass die irakischen Kurden mit Wut, Gewalttaten und Massendemonstrationen reagierten. Kleineren türkischen Einheiten das Vordringen ins irakische Kurdistan zur Verfolgung der PKK zu gestatten – das war schon schlimm genug. Aber eine Masseninvasion türkischer militärischer Streitkräfte zuzulassen, die in ihrem eigenen Land andere Kurden brutal unterdrückten und auch gelegentlich irakische Kurdendörfer bombardierten – ganz zu schweigen von der üblen Behandlung irakischer Kurden während des Aufstands von 1991 –, das war schlichtweg undenkbar! Zum Glück setzten sich besonnene Köpfe durch, und die Türken wurden aus dem Nordirak herausgehalten. Allerdings tauchte das Problem Monate nach dem Krieg erneut auf.

Die sich ständig verändernden Beziehungen zwischen KDP, PUK, PKK, dem Irak und der Türkei mögen uns undurchschaubar orientalistisch erscheinen, aber sie sind das Übliche in Kurdistan. Während all der Jahrhunderte der Osmanen- und Safawiden-Reiche waren die kurdischen Stämme um ihres Überlebens willen stets gezwungen gewesen, neue Bündnisse zu bilden, alte zu brechen, sich lockeren Zusammenschlüssen anzugliedern, sie wieder zu verlassen, mit Freunden und Feinden falsche Spielchen zu treiben. Und im

20. Jahrhundert, als sie in den jeweiligen Nationalstaaten, in denen sie lebten, wenig Einfluss hatten, mussten die Kurden abermals oft genug vorübergehende Bündnisse mit dem einen oder anderen höchst seltsamen Partner bilden. Ihr ungesicherter Status in der Welt forderte von ihnen ständige Balanceakte.

Ich verließ Amadia an diesem Nachmittag und kehrte nach Dohuk zurück, wo Majed und Yousif schon auf mich warteten. Wie Mam Muhsen wollten sie Oster-Besuche machen und mich gern mitnehmen. Uns macht es nichts aus, dass wir Muslime und unsere Freunde Christen sind, betonten sie. Die Konflikte der Vergangenheit sind vorbei – im neuen Kurdistan kommen alle Religionen und alle Stämme miteinander aus ...

Wir machten unsere Runde und begannen mit einem Besuch der großen, modernen Assyrischen Kirche, wo wir zahlreiche Priester antrafen. Dann hielten wir beim Haus armenischer Nachbarn und besuchten anschließend mehrere chaldäische Christenfamilien. Bei jedem Besuch wurden Süßigkeiten, Nüsse, gefärbte Ostereier und Tee gereicht, begleitet von Beteuerungen des guten Willens bei der christlich-muslimischen Verständigung. Wohin wir auch kamen, trafen andere Besucher ein oder gingen gerade wieder – bis mir klar wurde, dass ganz Dohuk unterwegs war. Genauer gesagt: die gesamte männliche Bevölkerung. Frauen kamen nicht als Gäste – sie dienten nur als Gastgeberinnen.

Zuletzt besuchten wir einen Christen, der ursprünglich aus der Gegend von Barwari gekommen war, der Heimat der Familie von Majed und Yousif. Die Freundschaft zwischen den Familien des Christen und meiner Begleiter reichte weit in die Vergangenheit zurück, bis zu ihren Urgroßvätern vor rund hundert Jahren. Damals hatte der muslimische Urgroßvater dem christlichen Urgroßvater geholfen, einem Massaker der Osmanen zu entkommen.

»Sie ließen ihn nicht im Stich, und deshalb sind wir immer in Verbindung geblieben«, sagte der Christ und brachte eine Flasche Scotch, vier Whiskygläser und verschiedenerlei Nüsse.

»Zwischen Muslimen und Christen besteht kein Unterschied«, erklärte Majed feierlich.

»In Kurdistan kommen alle Menschen miteinander aus«, sagte Yousif wie zur Bestätigung.

Ich nickte höflich. Und dachte: Wenn das nur wahr wäre!

Eine Frage der Ehre

Im Norden des irakischen Kurdistan liegt, nicht weit von der türkischen Grenze entfernt, die Stadt Zakho mit etwa 150 000 Einwohnern. Nach Ansicht einiger Historiker leitet sich der Name von dem altaramäischen Wort *zakhota* ab, das »Sieg« bedeutet, und bezieht sich auf eine Schlacht, bei der hier in der Nähe die Griechen die Perser schlugen. Der Grieche Xenophon erwähnt in seiner 401 v. Chr. geschriebenen *Anabasis* Zakho, aber die Stadt ist wohl noch viel älter und hat ihre Ursprünge im dritten vorchristlichen Jahrtausend.

Zakho, das als Teil des Emirats Bahdinan lange dem Osmanischen Reich angehörte, liegt am Ufer des Flusses Khabur, der sich kurz vor der Stadt in zwei Arme teilt, die sich bei der Turmruine der Burg von Zakho wieder vereinen. Diese, Anfang des 18. Jahrhunderts erbaut, steht an der Stelle einer wesentlich älteren Festung.

Die meisten Leute in Zakho wissen nichts über die frühe Geschichte, so wie die Kurden überhaupt wenig von den Geschehnissen im Land vor 1960 oder, wenn man die jüngere Generation fragt, gar den achtziger Jahren wissen. Die Frage, zu welchem Zeitalter ein Bauwerk am Ort gehört, wird der durchschnittliche Kurde nicht beantworten können. Krieg und andauernde Unterdrückung lassen keine Zeit für Gedanken an die Vergangenheit.

Ständiger Umbruch hat den Kurden wenig Gelegenheit gelassen, traditionelle Kunstformen zu pflegen. Wer kann schon ans Teppichweben denken oder stundenlang aufwendige, von den Großmüttern überlieferte Gerichte zubereiten, wenn man vielleicht bald – zum wiederholten Mal – packen und weiterziehen muss?

Bevor Radio und Fernsehen Einzug hielten, bewahrten die Kurden Geschichte und Kultur in mündlichen Überlieferungen. Gerade an Winterabenden versammelte man sich zu Hause und in den nur Männern vorbehaltenen Gästehäusern, um zu plaudern, Neuigkeiten auszutauschen, Geschichten zu erzählen und zu singen. Die gebieterrischen Stimmen der Ältesten kleideten Familien- und Stammesgeschichten, Volkslegenden und -märchen in Worte, frischten sie auf und bewahrten sie, indem sie ihr Wissen an die Jüngeren weitergaben. Einige vom Glück begünstigte Kurden lernten von den Dorfmullahs Arabisch lesen und schreiben, und die Oberschicht lernte in den Schulen des Adels Türkisch und Persisch. Dennoch war der Großteil der Dorfbewohner über Jahrhunderte Analphabeten, und Kurdisch blieb eine mündliche Sprache. Die erste kurdische Zeitung erschien erst 1898 – und das in Kairo. Osmanische Unterdrückung hatte eine Veröffentlichung in Kurdistan verhindert.

Erste Anzeichen für ein Zusammenbrechen der mündlichen Überlieferung gab es bereits in den sechziger Jahren des letzten Jahrhunderts, und sie wäre wohl auch ohne die furchtbaren Ereignisse der letzten vier Jahrzehnte in steilem Niedergang begriffen. Trotzdem, Krieg und Unterdrückung haben das Ende beschleunigt. Erst in jüngster Zeit, seit unsicherer Frieden herrscht, öffnen die irakischen Kurden die Augen und blicken verwundert auf ihre Verluste: die physischen, emotionalen, aber auch die kulturellen.

Und doch haben in all der Zeit, und selbst unter widrigsten Bedingungen, Kurdistans antike Stätten ihre Anziehungskraft nie völlig verloren. Sie ziehen Analphabeten wie Gebildete an. Vor allem am Ende des Tages, wenn mit der Dämmerung sich die großen Fragen des Lebens ins Bewusstsein drängen, gewähren die Stätten der Vorzeit eine willkommene Atempause. Sie sind Orte der Erinnerung und des Vergessens, Orte, die den Schmerz und die Unmittelbarkeit der modernen Welt lindern.

Meine neue Freundin Arjin, die in Zakho lebte, willigte ein, mir die Stadt zu zeigen. Unverheiratet und Anfang dreißig, mit einem interessant kantigen Gesicht und ausgeprägten Wangenknochen, arbeitete Arjin als Büroangestellte und sprach ausgezeichnet Englisch. Sie war scharfsinnig und witzig.

Kurz nach meiner Ankunft verließen wir ihr Zuhause in Richtung Innenstadt und holten auf dem Weg ihre Freundin Pelsin ab. Pelsin war Arjins Kollegin, Ende zwanzig, mit hohen Wangenknochen und weit auseinander stehenden graugrünen Augen. Sie sprach ein wenig Englisch, und wie Arjin trug sie einen wadenlangen Rock mit dazu passender Jacke.

Als wir uns der Stadtmitte näherten, passierten wir seltsame marmorne Häuser, die ich in dieser Art aus Dohuk kannte: spindeldürre Säulen, ausgefallen große Erkerfenster, von Neureichen erbaut. Hier und da stand eine verblüffende Zahl freudloser, muffig wirkender Hotels. Als Tor zur Türkei war Zakho eine Stadt der Geschäftsleute und ein Zentrum des verbotenen Handels mit Auswanderungswilligen.

Wir machten kurzzeitig bei einem winzigen Goldgeschäft Halt. Traditionsgemäß spielen Gold und Silber in der kurdischen Kultur eine wichtige Rolle. Sie sind häufig Teil des Brautpreises, den der Bräutigam an die Braut zahlt, und, gerade für Frauen, ein Weg, Wohlstand anzuhäufen. Eine typisch kurdische Art von Schmuck ist der *queesh* oder *parang*, eine Kette aus Gold- oder Silbermünzen, die um den Hals, die Taille, die Hutkrempe oder den früher bei kurdischen Frauen üblichen und inzwischen seltener gewordenen Turban geschlungen wird.

Der Ladenbesitzer war Maschinenbauingenieur, verdiente aber mit seinem Goldgeschäft das Fünf- bis Sechsfache eines Ingenieursgehalts. Fast die Hälfte seines Umsatzes machte er, indem er seinen Schmuck verließ, üblicherweise an Kunden, die eine Hochzeit

besuchten – das mit Abstand bedeutendste Ereignis im Leben der Kurden. Eines seiner größten Stücke, ein extravagantes Kollier aus Goldkugeln, verlieh er für 400 Dinar pro Tag – fast das Monatsgehalt eines Staatsbeamten.

Ebenfalls zu leihen gab es bauschige weiße westliche Hochzeitskleider, in einem Laden weiter die Straße hinunter, direkt neben einem Fotostudio. Manche kurdische Familie lieh sich Kleider, ging nach nebenan, ließ sich fotografieren und brachte dann die Kleider zurück. Andere kauften »unechtes Gold«, das seit kurzem zu bekommen war. »Das ärgert die Reichen«, sagte Arjin mit einem durchtriebenen Lächeln.

Wir stiegen ein paar Stufen hinab und betraten einen nasskalten Gemüsemarkt. Auf seinen Tischen lagen hoch aufgetürmt Gurken, Zucchini, Zwiebeln, grüne Mandeln und unreife Pistazien in rosa Schalen. Arjin und Pelsin begrüßten eine Freundin, während ich mich umsah. Einige Frauen dort waren von Kopf bis Fuß in Schwarz gehüllt. Ihre Gesichter verbargen sie hinter dünnen schwarzen Tüchern, die nicht einmal Sehschlitze hatten. Ich bemühte mich, sie nicht anzustarren. In Aqra und Amadia hatte ich ähnlich gekleidete Frauen gesehen, aber ihre Aufmachung befremdete mich noch immer, nicht zuletzt, weil es für Kurdistan ungewöhnlich war.

Die Art, wie sich Frauen kleiden, variiert in Großkurdistan stark. In Dörfern der Türkei, des Irak und Iran tragen viele entweder die farbenprächtige kurdische Tracht, die sich von Region zu Region unterscheidet, oder eine *dishdasha*, den Kaftan. Diese Frauen bedecken zwar häufig den Kopf, wenn sie auf den Markt gehen, nicht aber ihre Gesichter. Zu Hause und auf den Feldern bleiben sie meist ganz ohne Kopfbedeckung. In den Städten trägt die Mehrzahl der Kurdinnen die lange schwarze *abeyya* – auch *chador* (Tschador) –, die den ganzen Körper bedeckt, aber das Gesicht frei lässt. Trotzdem wird die *abbeya* im Irak freiwillig und in der Regel nur von

älteren Frauen getragen. Nur wenige Frauen in Kurdistan verhüllen ihr Gesicht, und wenn sie es tun, dann im Allgemeinen nur in den kleineren und konservativeren Städten.

Der Großteil der irakisch-kurdischen Frauen in den Großstädten zieht, ob jung oder alt, Blusen und knie- bis wadenlange Röcke oder manchmal Hosen an, gelegentlich kommt ein Kopftuch dazu. Die Mode in der liberalen irakischen Stadt Sulaymaniyah ist etwas freizügiger: Viele Frauen tragen Hosen. Noch freizügiger geht es zu Hause bei iranischen Kurden in der Stadt zu, wo viele Frauen enge T-Shirts und Jeans anziehen. Zwar ist die *abbeya* im Iran auf den Straßen der Städte Pflicht, aber das gilt nicht für die Dörfer, und schon gar nicht für die Privathäuser, wo fast alles erlaubt ist. Am lockersten halten es die Städte im türkischen Kurdistan. Hier tragen die Frauen ihre engen Kleider stolz auf den Straßen, und mir begegnete kaum je eine junge Frau im Rock.

Das Tuch vor dem Gesicht hieße *kheli*, erklärten mir meine neuen Freundinnen, als wir den Markt verließen. Die Frauen trügen ihn vielleicht, weil sie alt und traditionsbewusst waren oder weil sie einer »hohen« oder berühmten Familie angehörten. Pelsin kam selbst aus einer »hohen« Familie. Obwohl ihre Familie sich weder großen Wohlstand noch Einfluss bewahrt hatte, war die Entrüstung in Zaxo groß, als Pelsin sich weigerte, den *kheli* zu tragen, erzählte sie.

»Ich erwiderte: In Ordnung, vielleicht wenn ich nur ein- oder zweimal in der Woche auf den Markt ginge, würde ich ihn tragen«, sagte Pelsin. »Aber ich arbeite in einem Büro, ich verlasse das Haus jeden Tag. Schließlich haben sie das akzeptiert. Aber es gefällt ihnen immer noch nicht, dass ich Röcke und Jacken anziehe. Sie wollen, dass ich mich ganz bedecke.«

»Ich habe ein paarmal versucht, den *kheli* auf dem Markt zu tragen«, erzählte Arjin. Sie lächelte schalkhaft. »Ich bin immer gestolpert und hingefallen.«

Während wir weitergingen, erfuhr ich, dass ihre Nachbarn aufgebracht waren, weil sie arbeitete und oft nicht zu Hause war, statt sie dort zu empfangen, ledig blieb, sich meist weigerte zu tratschen und allein in Taxis stieg – nur wenige Kurdinnen im Irak tun das. Als Angehöriger einer bedeutenden Familie erwartete man von ihr, dass sie ein makellooses Beispiel setzte, indem sie sich ultrakonservativ kleidete und ultrasittsam betrug. Vor allem aber verlangte man, dass sie das Licht der Öffentlichkeit sorgsam mied. Und warum in aller Welt trug sie nicht wie alle anderen im Haus die *dishdasha*?

Gerede. Tratsch. Er ist der Fluch, der auf dem Leben der kurdischen Frau lastet. In vielen Teilen des traditionellen Kurdistan zieht es, wie in alter Zeit, die kurdischen Frauen am späten Morgen oder am Nachmittag aus ihren Häusern. Sie hocken in den Hauseingängen und reden. Für viele ist dies der Höhepunkt eines ansonsten zermürenden Tages, in dessen Verlauf sie das Haus putzen, Mahlzeiten zubereiten, die Kinder versorgen, Felder bestellen sowie Wasser und Feuerholz schleppen. Die traditionellen kurdischen Frauen arbeiteten – und arbeiten – weitaus härter als die Männer. Die Zeiten haben sich gewandelt, die Menschen haben sich verändert, aber der Brauch zu tratschen ist zählebig.

Arjin, Pelsin und ich gingen durch breite, leere Straßen zur tausend Jahre alten Pira-Dellal-Brücke. Die Brücke aus behauenen Kalksteinblöcken, die so präzise verfugt sind, dass sie wirken, als wären sie verschweißt, erhebt sich in einem beeindruckend hohen Bogen etwa neun Meter über den Khabur. Die Steigung der Brücke ist so steil, dass man sich kaum vorstellen kann, dass bei nassem Wetter Menschen und Pferde nicht auf ihr ausrutschen.

»Hast du bemerkt, dass man hier keine anderen Frauen allein oder mit anderen Frauen trifft?«, fragte Arjin, als wir die Brücke betraten. Ich hatte zwar ein paar Frauen mit ihren Familien gesehen, aber sie hatte Recht.

»Frauen gehen in Zakho nicht alleine aus, es sei denn, sie gehen zum Markt. Zakho ist eine sehr konservative Stadt.«

Der Khabur brauste unter uns dahin, eine schäumende bräunliche Strömung, angeschwollen vom Tauwasser des Frühlings.

»Nach dem Aufstand kamen tatsächlich ein paar Frauen mit anderen Frauen ohne Begleitung hierher«, fuhr Arjin fort. »Wir hatten mehr Freiheiten; alle waren so froh, weil Saddam fort war. Aber diese Zeit ist vorbei. Heute ist es wie früher.«

Also ist die alte Ordnung wiederhergestellt, dachte ich niedergeschlagen. Überall in der konservativen muslimischen Welt dominieren Männer den öffentlichen Raum, während man Frauen in die Privatsphäre ihrer Häuser verbannt. Warum war Kurdistan so schnell zur alten Ordnung zurückgekehrt? Einfach nur, weil die Menschen angesichts der tief greifenden Umwälzungen vertraute Orientierungspunkte brauchten? Oder hatte sich bereits früh Desillusionierung breit gemacht? Wann und wie setzen sich Veränderungen nachhaltig durch? Wie viele dieser Veränderungen sind von oben verordnet, wie viele kommen von unten?

Wir wanderten am anderen Flussufer entlang. Die Brücke war aus diesem Blickwinkel schöner, und die Sonnenstrahlen des späten Nachmittags wärmten den Kalkstein in weichen Rosé- und Beigetönen. Die Welt war in Farbe getaucht.

»Ich bin nicht zur Brücke gegangen, bis ich 15 oder 16 Jahre alt war«, unterbrach Pelsin meine Träumerei.

»Was?«, fragte ich überrascht. Die Brücke ist Zakhos wichtigste historische Sehenswürdigkeit; Brennpunkt einer architektonisch mageren Landschaft.

»Als eine der hohen Familien haben wir nie öffentliche Plätze aufgesucht.«

Ich blickte verständnislos drein. Mir fehlten die Worte. In Kurdistan einer hohen Familie anzugehören, klang weniger nach einem

Segen und mehr nach einem Fluch. Meine neuen Freunde wirkten so fähig, so intelligent – und schienen doch lebendig begraben.

Sie zuckten die Achseln mit dem kurdischen Stoizismus, den ich so häufig beobachtete. »Es ist in Ordnung. Manchmal sind wir niedergeschlagen, aber nach und nach ändern sich die Dinge.«

Hinter Zakho erhebt sich eine Kette karger, zerklüfteter Berge, deren Hänge von fern an die graue, faltige Haut von Elefanten erinnern; dahinter sind in einiger Entfernung die höheren eisigen Gipfel der Türkei zu sehen. Als ich später an diesem Tag aus Arjins Schlafzimmerfenster blickte, fühlte ich mich an den Rand der Welt versetzt, dem Land und dem Himmel ganz nah. Kinder spielten auf den Straßen, auf denen es fast keinen Verkehr gab. Arjin und ich waren von einem Besuch bei ihrer Schwester zurückgekehrt. Sie war kürzlich krank gewesen und empfing nun zwischen 30 und 40 Besucher am Tag. Ich befand mich in einem Dorf – der Stadt, die mich umgab, zum Trotz.

Das Haus von Arjins Familie war groß, dunkel und spärlich möbliert. Nach hinten lag ein einladender, von Blumenbeeten gesäumter Garten. In dem Haus wohnten etwa ein Dutzend Menschen, darunter Arjins gebrechliche Mutter, mehrere Geschwister, Cousins und Cousinen sowie die Frau eines Bruders, der in England lebte. Sie war blass, still und nach dem letzten Besuch des Bruders schwanger. Sie wartete seit fünf Jahren darauf, zu ihrem Mann ziehen zu können.

Arjin, eine ihrer Schwestern, eine halbwüchsige Nichte und ich hatten uns zum Reden, Kichern, Anschauen von Fotos und Bakh-lava-Naschen im kleinen oberen Schlafzimmer versammelt. Arjins Schwester studierte sich selbst lange in einem Handspiegel, während die halbwüchsige Nichte, die gerade angefangen hatte, sich zu bedecken, sich zurückzog, um ihre Abendgebete zu sprechen.

Keine andere Frau unter vierzig in Arjins Familie trug eine Kopfbedeckung.

»Immer mehr junge Frauen fangen an, sich zu verhüllen«, bemerkte Arjin, während wir ihre Nichte beobachteten, und ich erinnerte mich an Bahan, meine sorgfältig verhüllte Übersetzerin in Dohuk und ihre leuchtenden Augen. »Ich schätze, weil wir nach dem Aufstand ein wenig verrückt wurden. Wir waren wie Backfische, benahmen uns wie Leute aus dem Westen. Vielleicht wollen wir nun – unbewusst – zur eigenen Kultur zurückkehren. Wir sind Muslime.«

Welche Teile der eigenen Kultur bewahrt man, und welche lässt man zurück, wenn ein Zeitalter zu Ende geht und man in ein neues aufbricht? Welche Verluste soll man betrauern, welche Veränderungen freudig begrüßen?

Am nächsten Morgen weckten mich blökende Schafe, der Gesang der Vögel, gackernde Hühner, Leute, die hämmerten, und Männer, die in der Bäckerei weiter unten in der Straße Brotlaibe klatschend in Form schlugen. Zwischen den Satellitenschüsseln auf den Dächern um mich herum hängten Frauen Wäsche auf.

Arjin und ich nahmen ein typisch kurdisches Frühstück ein: *tanik*, ein Fladenbrot, weißen Käse, Joghurt, Honig, dazu Tee. Und dann überreichte mir Arjin die Schlüssel zum Wagen der Familie.

Wir hatten vor, verschiedene Orte zu besuchen, Arjin konnte nicht Auto fahren und nahm an, dass ich es könnte. Wie viele irakische Kurden mit begrenztem Wissen über die Außenwelt, nahm sie an, dass Leute aus dem Westen, und Amerikaner im Besonderen, alles konnten.

Arjin wollte unbedingt lernen, Auto zu fahren, aber um das zu erreichen, bedurfte es eines schwierigen und erschöpfenden Feldzugs gegen die öffentliche Meinung. Autos werden als männliches Territorium angesehen. Frauen, die es verletzen, riskieren, der Sitten-

losigkeit bezichtigt zu werden. Hinzu kommt, dass die meisten traditionsbewussten Kurdinnen im Allgemeinen nicht allein reisen oder außer Haus übernachten dürfen, es sei denn, sie werden von männlichen Verwandten begleitet.

Allerdings sind diese Sitten – die nicht unbedingt für Kurdinnen in den Städten der Türkei und des Iran gelten – zweifelsohne im Wandel begriffen. Man versicherte mir im irakischen Kurdistan häufig, dass sich die Situation der Frauen in den letzten zwei Jahrzehnten maßgeblich verbessert hätte. Und ich hatte eine Reihe von Frauen aus traditionellen Familien kennen gelernt, die Auto fuhren, in Studentenheimen wohnten und Berufen nachgingen, die längere, unbegleitete Reisen erforderten.

Ob eine Frau Auto fährt, ob sie reist oder ohne männliche Begleitung außer Haus übernachtet, hängt von ihrer Familie ab und davon, welchen Standpunkt diese in der uralten (und unseligen) Frage der Ehre einnimmt.

Ehre ist in der kurdischen Gesellschaft – wie auch weitgehend in der arabisch-islamischen Welt – ein zentraler (vielfach absurd übersteigter) Wert. Er beeinträchtigt alle, aber auf den Schultern der Frauen lastet er besonders schwer. Sie sind es, die den Ruf der Familie aufrechterhalten müssen, indem sie in ihrem Benehmen und der Art und Weise, wie ihr Benehmen wahrgenommen wird, über jeden Zweifel erhaben bleiben.

Das gilt besonders für ärmere Gemeinschaften, in denen die Jungfräulichkeit eines Mädchens oft das Einzige von Wert ist, das ihre Familie besitzt. Eine Frau ist deshalb nicht nur gezwungen, auf Jugendfreundschaften, Flirts, verführerische Kleidung und auf vor- oder außerehelichen Geschlechtsverkehr zu verzichten, sie muss zudem sorgfältig vermeiden, mit einem Mann allein gesehen zu werden, mit dem sie nicht verwandt ist, oder zu viele Stunden fernzubleiben, über die sie keine Rechenschaft abzulegen vermag.

Gleiches gilt für das Übernachten außer Haus ohne Familie oder das Ausgehen allein und nach einer bestimmten Uhrzeit. Solche Beschränkungen bewirken, dass sich die Frauen unnatürlich streng unter Kontrolle halten. Allerdings können sie sich ein anderes Verhalten auch kaum leisten, denn der Preis für einen Fehler ist hoch. Mord aus verletzter Ehre ist eine beständig lauende Bedrohung.

Viele Kurden, die ich traf, lasteten Ehrenmorde vor allem dem fundamentalistischen Islam an, aber der Brauch ist dem Ursprung nach archaisch und patriarchalisch, nicht nur islamisch. Die *sharia* (Scharia), das islamische Gesetz, sieht bei Ehebruch für Männer und Frauen die Steinigung vor, aber nur wenn es vier Zeugen gibt und die Bestrafung durch die zuständigen Instanzen vollzogen wird. Das Gesetz selbst in die Hand zu nehmen, wie es manche kurdische Familien tun, wird – theoretisch – vom Islam nicht gebilligt, und Geschlechtsverkehr zwischen Unverheirateten stellt an sich keinen Verstoß im Sinne der *sharia* dar.

Wie überall in der muslimischen Welt leben auch die kurdischen Frauen unter vielen weiteren Beschränkungen. Frauen müssen heiraten, wenn sie gesellschaftlichen Respekt und ein vollständiges, quasi-unabhängiges Leben möchten. Unverheiratete Frauen leben normalerweise im Haus ihrer Eltern oder dem verheirateter Geschwister, wo man von ihnen erwartet, dass sie einen großen Teil der Hausarbeit übernehmen und bis zu ihrem Lebensende Jungfrauen bleiben. Geschiedene Frauen sind in der Regel gezwungen, in das Haus ihrer Eltern oder das eines ihrer Geschwister zurückzukehren, weil sie keine andere Möglichkeit der wirtschaftlichen Versorgung haben, und ihre Familien behandeln sie oft als Schandfleck.

Auch von Männern wird erwartet, dass sie heiraten. Einem Junggesellen wird in der traditionellen kurdischen Gesellschaft – in der ein Mann eine Frau braucht, die ihn mit allem, von der Nahrung bis

zur körperlichen Zuwendung, versorgt – wenig Respekt entgegengebracht. Prostitution war in den streng familienorientierten kurdischen Gemeinschaften bis vor wenigen Jahren nahezu unbekannt. Bis heute löst sie oft blankes Entsetzen aus.

Das sollte ich eines Abends selbst erfahren, als uns ein Freund von Arjins Familie für einen Panoramablick auf Zakho auf einen Berggipfel mitnahm. Die Dämmerung brach herein, feiner Nebel legte sich über den Berg, und aus der im Dunkel versinkenden Landschaft sprangen Büsche wie fette schwarze Schafe hervor. Der Freund deutete mit dem Finger auf eine Stelle, wo früher ein »Kasino« stand. Dort gab es ägyptische Prostituierte, die man hergebracht hatte, um die Kurden vom Kampf abzulenken, erklärte er. Aber eines Tages bombardierten die *peshmerga* das Kasino, und all die »lasterhaften« Frauen kamen um. Als er das sagte, strahlte er vor Stolz; er schien es nicht für möglich zu halten, dass man die Angelegenheit auch anders sehen könnte.

Sind kurdische Frauen erst verheiratet, erwartet man traditionsgemäß, dass sie so schnell wie möglich Kinder gebären. Kurden mittleren Alters, die ich traf, hatten häufig zehn, zwölf und sogar mehr Geschwister. Heutige Familien sind kleiner; viele junge Familien in den Dörfern ziehen drei oder vier Kinder auf, und gebildete Familien nur zwei oder drei. Allerdings haben gerade bei Dorfbewohnern männliche Nachkommen einen höheren Stellenwert als weibliche, und wie überall in der muslimischen Welt hat ein Ehemann, so ihm die erste Frau keinen Sohn schenkt, das Recht, sich eine zweite Ehefrau zu nehmen.

Als Muslime dürfen Kurden vier Ehefrauen haben. Aber ein Mann darf sich nur dann eine weitere Frau nehmen, wenn er finanziell dazu in der Lage ist.

Es war keine Überraschung, dass Zweitfrauen ein Thema waren, über das die wenigsten Kurden gerne mit mir sprachen. Viele insis-

tierten, durch die Modernisierung und den Zerfall ihrer bäuerlichen Gesellschaft, in der Kinder unerlässlich gewesen waren, um die Felder zu bestellen, sei dieser Brauch im Aussterben begriffen. Aber in Ermangelung verlässlicher Zahlen, überzeugt mich das, zumindest was die irakischen Kurden angeht, nicht. Ich traf so manchen mächtigen Mann unter 45 mit zwei Ehefrauen. Einige Frauen erzählten, ihrem Eindruck nach verbreite sich der Brauch eher, als dass er verschwände. Die Ursachen seien der Mangel an heiratsfähigen Männern nach den *Al-Anfal*-Massakern, verbunden mit dem Wohlstand in Kurdistan durch das Programm »Öl für Lebensmittel«.

Im irakischen Kurdistan hoben Männer wie Frauen immer wieder hervor, wie liberal ihre Gesellschaft in der Behandlung der Frau im Vergleich zur muslimischen sei. Gebildete Kurden verwiesen auf die Schriften von frühen westlichen Reisenden und Gelehrten, die – fast ausschließlich männlichen Geschlechts – die relative Freiheit kurdischer Frauen kommentiert hatten. Und in gewisser Weise stimmt, was diese frühen Besucher beobachteten: Die meisten kurdischen Frauen bedecken nur ihr Haupt; sie genießen im Haus große Autorität; Männer und Frauen mischen sich zu einem gewissen Grad im gesellschaftlichen Rahmen, und kurdische Frauen äußern sich oft freimütiger als ihre arabischen Geschlechtsgenossinnen. Zudem haben kurdische Frauen im Verlauf der Geschichte gelegentlich hohe Ämter in Politik und Militär bekleidet.

Doch so weit ich sehen konnte, ist die so genannte »größere Freiheit« der typischen kurdischen Frau beschränkt – und weit davon entfernt, verbreitet zu sein. Obwohl Veränderungen zu greifen beginnen, verläuft das Leben der meisten kurdischen Frauen in engen Bahnen. Manchmal sind diese Bahnen enger als in anderen Teilen der islamischen Welt. So hatte ich zum Beispiel im Iran 1998 Frauen getroffen, die – dem obligatorischen Schleier zum Trotz – Autofahren, allein Taxis nahmen, Geschäfte besaßen, im Staatsdienst

arbeiteten, Berufen nachgingen und – zumindest in größeren Städten – ohne mit der Wimper zu zucken mit anderen Frauen abends ausgingen. Weil die Gesellschaft im Iran differenzierter ist und sich von ihren Stammeswurzeln fortentwickelt hat, ist der Ehrenmord dort erheblich seltener.

Aber zahlreiche irakische Kurden, auf die ich traf, wollten das nicht hören; zu eifrig wollten sie beweisen, dass sie dem feindlichen Nachbarn moralisch überlegen seien. Für sie ist der Iran der Feindesstaat – und schon allein deshalb frauenfeindlicher.

Arjin und ich verließen Zakho Richtung Westen. Wir durchquerten dürres, flaches Land, das im Norden direkt an die grauen Berge grenzt, die ich von Arjins Fenster aus gesehen hatte. Wir fuhren auf einer gut asphaltierten vierspurigen Schnellstraße dahin und stießen zunächst auf wenig Verkehr.

Auf der Fahrt fragte ich Arjin vorsichtig nach der Stammeszugehörigkeit der Einwohner von Zakho. Obwohl mich das Thema interessierte, hatte ich gelernt, behutsam zu sein. Manche reagierten auf die Frage defensiv und erklärten, dass es so etwas wie Stämme in Kurdistan nicht mehr gäbe. Die alten Stammesnamen – Barwari, Zibari, Doski – bezögen sich heute eher auf die Geographie als auf Gruppen von Menschen. »Ist New York ein Stamm? Ist Kalifornien ein Stamm? Nein! Das sind Orte, und so ist das auch in Kurdistan!«, sagte ein Mann und brachte mich damit zum Schweigen. Aber andere Kurden waren an ihrem Stammeserbe ebenso interessiert wie ich, und Arjin – das hätte ich mir denken können – gehörte dazu.

Obwohl die beherrschende Stellung der Stämme der Vergangenheit angehört – und was das betraf, hatte mein defensiver Freund Recht –, sind die Stammesbindungen ein zentraler Bestandteil der irakisch-kurdischen Identität. Ich hörte das erste Mal von der Anthropologin Diane King darüber, die ein Jahr, von 1997 bis 1998, im

Nordiran gelebt hatte. Allerdings, betonte King, unterschieden sich die Stämme in Bezug auf Alter, Form und Einfluss auf ihre Angehörigen beachtlich. Einzelne Stämme waren jahrhundertealt, andere relativ jung. Manche basierten auf echten Sippenbindungen, andere teilten einen eher fiktiven Familiensinn. Einige zählen an die Zehntausende, andere nur ein paar hundert Mitglieder. Einige wenige sind noch erstaunlich einflussreich, die meisten sind es nicht. Eine überraschend große Zahl Kurden – vielleicht die Hälfte der Irak-Kurden – gehört keinem Stamm an, sie haben ihre Stammesbindungen vor Jahrhunderten verloren oder sind Nachkommen einer separaten Gruppe, die sich nie in Stämme gegliedert hat. Noch mehr stammeslose Kurden findet man in der Türkei und im Iran, wo viele in großen, nichtkurdischen Städten wie Istanbul oder Teheran aufgegangen sind. Selbst der Begriff »Stamm« hat für verschiedene Kurden unterschiedliche Bedeutungsinhalte. Einige irakische Kurden sehen beispielsweise in den Barwani weniger einen Stamm als einen Klan, weil er erst im 19. Jahrhundert von einer *Shaikhly*-Familie gegründet wurde, der sich von benachbarten Stämmen abgewanderte Bauern angeschlossen hatten.

Zakho, sagte Arjin, sei eine Mischung unterschiedlicher Leute. »Die meisten Leute in Zakho stammen von den Sindi, Suleyvani oder Guli ab, oder sie sind Zakholi oder Kocher«, sagte sie. Mit »Zakholi« meinte sie Menschen, die seit mehreren Generationen in der Stadt lebten und ihre Stammesangehörigkeit vergessen hatten – oder vorgaben, sie vergessen zu haben. »Kocher« nannte sie die ehemaligen Nomaden verschiedener Stämme, die, nun sesshaft geworden, überall im Irak und in der Türkei verstreut lebten. Die Sindi waren ein konservativer Bergstamm, bekannt dafür, Fehler zu machen. »Ich würde nie einen heiraten.« Arjin lachte.

Die Suleyvani, ein modernerer Stamm aus dem Flachland, standen in dem Ruf, zu viel auf Äußerlichkeiten zu geben. Die Suleyvani

waren moderner als die Sindi, weil die irakische Regierung das Flachland rund 20 Jahre vor der Unterwerfung der Sindi erobert hatte, die sich in den Bergen mit größerer Erbitterung dagegen hatten wehren können.

»Was ist mit dir?«, fragte ich Arjin. »Erzähl mir etwas von deiner Familie!«

Arjin war wie alle ihre Geschwister in Mosul geboren, das jetzt irakisches Hoheitsgebiet war. Ihr Vater starb, als sie klein war, und ein älterer Bruder ging zu den *peshmerga*. Eines Tages, in den achtziger Jahren, wurde ihre Mutter von irakischen Soldaten verhaftet. »Du musst in die Berge gehen und deinem Sohn sagen, er soll sich ergeben!«, forderten sie – eine verbreitete Einschüchterungstaktik gegenüber Kurden. Ihre Mutter weigerte sich beharrlich. Sie wurde sofort inhaftiert. Sie war ein paar Jahre zuvor am Gehirn operiert worden, und ihr Gesundheitszustand war immer noch nicht der Beste. Doch durch Bestechung gelang es Arjins Onkel, die benötigten Medikamente in ihre Zelle zu schmuggeln.

Einige Monate später trieben die Iraki die Mütter der *peshmerga* im Gefängnis zusammen, verschleppten sie in eine abgelegene Berggegend und ließen sie dort mit nichts als der Kleidung, die sie am Leib trugen, zurück. »Nun geht eure Söhne suchen und bringt sie zurück!«, hatten die Soldaten gesagt.

»Wie hat sie das überlebt?«, fragte ich, entsetzt von der Vorstellung, wie Arjins gebrechliche Mutter durch das Gebirge wanderte.

»Dorfbewohner haben ihr geholfen«, sagte Arjin fast beiläufig – vielleicht weil sie die Erinnerung daran nicht ertragen konnte. »Und wir engagierten jemanden, um sie zu suchen. Er fand sie und brachte sie zurück.«

Ich musste bremsen. Ich hatte Arjin konzentriert zugehört und nicht bemerkt, dass der Verkehr dichter geworden war. Die letzten paar Kilometer hatten wir eine lange Schlange geparkter Öllaster

passiert, die auf dem Weg zur irakisch-türkischen Grenze waren. Die Lastwagen transportierten Diesel und Rohöl der irakischen Regierung aus dem Irak durch Kurdistan in die Türkei.

Diese Art von Handel war nach den internationalen Wirtschaftssanktionen illegal, aber die Türkei sah weg. Es gab Geld zu verdienen. Tatsächlich waren es bis zu 600 Millionen US-Dollar, von denen auch Saddam Hussein mit 120 Millionen US-Dollar profitierte. Die USA hatten gegen den Handel protestiert, aber das Thema nicht weiter verfolgt. Schließlich wurden die Sanktionen in der Region nur ziellos und willkürlich umgesetzt. Ein weiteres Beispiel für die Nichteinhaltung war die Pipeline Irak – Syrien, durch die zu Beginn des neuen Jahrtausends bis zu 200 000 Barrel Rohöl pro Tag flossen.

Wie ein Minister der KDP mir später erläuterte, hatte der illegale Dieselschmuggel zwischen dem Irak und der Türkei der KDP-Regierung zeitweise 97 Prozent ihres Haushaltsbudgets in Höhe von 150 Millionen US-Dollar erwirtschaftet. Damit war das wirtschaftliche Fundament der KDP bedeutend stärker als das der PUK, die nicht an die Türkei, sondern an den Iran grenzte. Das erklärte die große Zahl wohlhabender Bewohner in Dohuk, deren Provinz zur Türkei hin lag. Allerdings hatte die Türkei, etwa ein Jahr vor meiner Ankunft in Kurdistan, die Zahl der Diesellaster, die ihre Grenze passieren durften, von 1000 auf 100 pro Tag reduziert. Im Herbst 2002 setzte die Türkei – mit der Erklärung, der Dieselüberschuss schade der Wirtschaft des bereits in einer tiefen Rezession befindlichen Landes – dem illegalen Ölhandel offiziell ein Ende. Hinter vorgehaltener Hand räumten türkische Beamte jedoch ein, dass der Grund für das Ende des Handels ein anderer war: Die Kriegstrommeln schlugen lauter, und die Türkei wollte den unübersehbaren Wohlstand der Irak-Kurden nicht länger mehren, von denen sie annahm, sie würden die türkischen Kurden in ihren Unabhängigkeitsbestrebungen in der Zeit nach Saddam ermutigen.

Arjin und ich fuhren am überfüllten Grenzübergang vorbei und weiter in eine Landschaft, die zunehmend wilder und menschenleerer wurde. Die Lastwagen verschwanden. Die Asphaltstraße wurde zum Feldweg. In der Ferne, am Fuß eines braunen Berges, wuchs eine üppig grüne Baumgruppe. »Dort ist die Schwester von Nur begraben«, sagte Arjin, als wir daran vorüberglitten.

Erst später begriff ich, dass sie mit Nur Noah gemeint hatte, den Noah mit der Arche, und ich haderte mit mir, weil ich nicht angehalten und mehr darüber herausgefunden hatte. Die Geschichte der Sintflut ist in Kurdistan heute noch höchst lebendig. Einige Kurden glauben, die Arche sei auf dem Berg Ararat im Nordosten der Türkei gelandet, andere wiederum meinen, sie sei unweit von Zakho jenseits der Grenze in der südlichen Türkei auf dem Berg Cudi gestrandet.

Manchen Historikern zufolge kam es um 3500 v. Chr. in Mesopotamien und den Nachbarregionen zu einem ungewöhnlich starken Hochwasser. Die alten Sumerer zeichneten das Ereignis akribisch auf. Sie schrieben von einem Mann, Utnapishtim, der die Flut überlebt und auf Befehl eines Gottes seine Familie, Tiere und Pflanzen auf seine Arche gebracht hatte. Als der Prophet Abraham aus Mesopotamien in die Türkei kam, brachte er die sumerische Legende mit. Aller Wahrscheinlichkeit nach war diese Legende das Vorbild für alle Flutgeschichten im Nahen Osten, auch für die in der Bibel, der Thora und dem Koran.

Am nächsten Tag kam Imad zu Arjins Haus, um mich abzuholen. Er war einer von Majeds und Yousifs jüngeren Vettern. Er lebte und arbeitete in Zakho, hatte aber eingewilligt, mich in das zwei Stunden entfernte Dorf der Familie, nach Chamsaida im Bezirk Bawari, zu bringen. Arjin hatte gehofft, sie könne mitkommen, aber sie hatte familiäre Verpflichtungen. Ich ahnte, dass sie häufig familiäre Ver-

pflchtungen hatte. Dafür hatten Imad und ich einen anderen Begleiter: einen unauffällig gekleideten Leibwächter. Dr. Shawkat hatte insistiert, ich solle beim Büro des Bürgermeisters vorstellig werden und einen Leibwächter erbitten, weil die PKK in Bawari aktiv sei. Er hatte auch das Vorhaben vereitelt, in Chamsaida zu übernachten. Es sei nicht sicher, hatte er gesagt. Wieder war ich mir im Unklaren, ob seine Warnungen ernst zu nehmen waren, und wieder entschied ich mich, besser nichts zu riskieren. Arjin hatte es abgelehnt, sich zu äußern, aber ich sah, wie sie ein amüsiertes Grinsen unterdrückte, als wir drei losfuhren.

Der Leibwächter war ein stämmiger junger Mann, der alles andere als begeistert wirkte, einen Tag auf dem Land zu verbringen. Ich fragte mich, ob er eine große Hilfe sein würde, wenn tatsächlich etwas geschähe. Er wirkte langsam und lethargisch. Ich hatte meine Zweifel, ob er mit der Pistole, die er am Gürtel trug, tatsächlich umgehen konnte. Imad, schlanker und schneller, schien der bessere Beschützer – und auch er trug eine Waffe.

»Danke, dass Sie mich nach Chamsaida bringen«, sagte ich zu Imad, als wir losfuhren.

»Es ist meine Pflicht, Ihnen zu helfen«, entgegnete er, und ich wand mich bei seinen Worten. Ich wusste nicht, wie ich sie deuten sollte. Bei all der großzügigen Gastfreundschaft, die mir in Kurdistan erwiesen wurde, war die Zuvorkommenheit Gästen gegenüber doch in erster Linie nichts als ein Grundsatz des Islam. Ich hoffte, die Freundlichkeit meiner Gastgeber entsprang nicht nur dem Gehorsam gegenüber diesem Gebot.

Wir fuhren auf einer Straße, die parallel zu Gebirgskette und türkischer Grenze verlief, in Richtung Osten. Umwölkte Gipfel auf der einen Seite, Flachland auf der anderen, steuerten wir kilometerweit durch fruchtbares Ackerland, übersät mit in Rot-, Blau- und Gelbtöne gekleideten Feldarbeiterinnen. Es waren nur wenige Männer

zu sehen. Wir stießen in wogendes Hügelland vor, kamen in ein Tal mit Obstbäumen und erreichten Bartufa. Die weitläufige künstliche Sammelstadt war lange vor den *Al-Anfal*-Massakern aus dem Boden gestampft worden. In den frühen siebziger Jahren war diese nördlichste Region des irakischen Kurdistan eine Hochburg der KDP gewesen. Die Straße, auf der wir uns bewegten, war die Grenzlinie zwischen dem von der KDP und dem irakisch kontrollierten Gebiet gewesen. Nach dem Abkommen von Algier war die Baath-Partei gnadenlos vorgegangen: Sie hatte alle Dörfer in der Gegend zerstören lassen und Tausende von Menschen gewaltsam nach Bartufa umgesiedelt, wo viele noch heute wohnen. Bartufa war ihr Zuhause geworden. Sie konnten keinen Vorteil darin erkennen, in die wieder aufgebauten Dörfer zurückzukehren, wo es ihnen vielleicht an den Annehmlichkeiten fehlen würde, an die sie sich in Bartufa gewöhnt hatten. Außerdem waren die Dorfbewohner inzwischen alt geworden. Sie hatten kein Interesse daran, sich um Felder, Obstgärten und Tiere zu kümmern; das galt auch für ihre Kinder, die ohnehin nicht wussten, wie. Saddam hatte gewonnen – zumindest vorläufig.

Hinter Bartufa wurde die Landschaft ungezähmter, Hügel wurden zu Bergen, Felder zu felsigen Granitklippen in Rot und Beige. Mit jeder Biegung stieg die Straße steiler an. Über uns schneebedeckte Gipfel. Ein Falke kreiste über dem Tal unter uns. In der Ferne eine Flussbiegung. Am Berghang türkische Panzer ...

In das Tal zurückgekehrt, überquerten wir den Khabur und passierten ein halbes Dutzend Schilder. Sie verkündeten, dass von der Habitat der UNO und anderen Hilfsorganisation neue Dörfer errichtet worden waren oder demnächst gebaut würden. Ähnliche Schilder standen überall im irakischen Kurdistan: sauber gemalte Tafeln mit Baudaten, Anzahl der Wohneinheiten und andere Zahlen; eine kühle Einschätzung von Tod und Wiedergeburt.

Wir bogen ab, holperten einen Feldweg hinunter, über Schlaglöcher und Stellen, die wie Waschbretter gerippt waren. Wir kamen an knorrigen schwarzen Eichen vorüber und an einem strammen jungen Kurden. Er trug ein T-Shirt von General DataCom, auf dem stand: »The future shines so bright, I gotta wear shades« (Die Zukunft leuchtet so hell, ich brauche eine Sonnenbrille).

Schließlich gelangten wir an einen überschwemmten Abschnitt. Dahinter grüßte eine Ansammlung von Häusern.

»Willkommen in meinem Dorf.« Imad stellte den Motor ab, und ich lächelte. Ich liebte die Art, wie jeder, den ich im Irak traf, »mein Dorf« sagte. Ob er heute in einem Dorf wohnte oder nicht – oder vielleicht nie in einem Dorf gelebt hatte –, jeder hatte ein Dorf, aus dem die Eltern oder Großeltern stammten, ein Dorf, das ganz zu ihm gehörte. Selbst Jahrzehnte nachdem sie ihren Dörfern den Rücken gekehrt hatten, sagten viele Kurden, sie träumten noch immer von ihren alten Dorfgemeinschaften; die romantische Interpretation einer Vergangenheit, die unrettbar verloren war – durch die fortschreitende Modernisierung ebenso wie durch Saddam Hussein.

Imad und ich schlenderten durch Chamsaida, der gelangweilte Leibwächter hinterdrein. Vor den *Al-Anfal*-Massakern war das Dorf Heimat von rund 70 Familien gewesen, nun lebten noch 14 oder 15 Familien hier, erklärte Imad. Er deutete auf das neue Schulhaus und zeigte mir mehrere neue Häuser. Alle verfügten über Elektrizität und sahen komfortabel aus. Aber wie so viele Dörfer, die ich besucht hatte, wirkte der Ort zu leer, zu unbelebt, zu neu. Wie überall im wieder aufgebauten ländlichen Kurdistan würde Chamsaida Zeit brauchen.

»Ich habe hier gewohnt, bis ich sechs Jahre alt war. Dann zog meine Familie nach Zakho«, erzählte Imad, als wir weitergingen. »Aber 1984 steckte die Zentralregierung meinen Vater ins Gefäng-

nis, nahm uns unser Haus in Zakho und befahl uns, hierher zurückzukehren. Der Vetter meines Vaters – Majeds Vater – war ein bedeutender *peshmerga*, deshalb belästigten sie uns.« Er zuckte die Achseln. »This is life«, sagte er – wie viele Kurden, die Englisch sprechen.

Imad zeigte mir die Ruinen des Hauses seiner Familie; zerstört durch *Al-Anfal*. Zu dem auf einem Hügel errichteten Haus mit einem herrlichen Blick in das mit Apfelbaumhainen übersäte Tal hatte einst ein reizender Garten mit importierten Blumen aus Holland und dem Iran gehört. Imad erinnerte sich: wie er auf einen Baum geklettert war, von dem heute nur ein Stumpf geblieben war, und wie er, sechs Jahre alt, den Hügel hinuntergerannt war, um der Großmutter zu sagen, dass er einen kleinen Bruder bekommen hatte.

Es ist eine andere Welt gewesen, dachte ich, und eine Welt, in die auch ich mich zurücksehnte. Als wir den Pfad zu den Obstgärten hinabstiegen – der Leibwächter schnaufte und ächzte hinter uns her –, trafen wir auf einen stetigen Strom von Leuten, die zum Mittagessen ins Dorf zurückkehrten. Der Erste war ein Mann mit Turban und Esel, der, wie er erzählte, vom Apfelbäume-Stutzen kam. Die Zweite war eine Frau in einer *dishdasha* in Grün und Gold, die ein halbes Dutzend Lämmer vor sich hertrieb. Sie seien zu jung, um bei der ausgewachsenen Herde zu bleiben, erklärte sie. Der Dritte war ein Mann in ausgebeulter Hose und mit einer Sense. Er sagte, er müsse allein arbeiten, weil seine Kinder alle in der Schule seien.

Mit jeder Person, die anhielt, um mit uns zu sprechen, fühlte ich mich tiefer in ein Märchen versetzt. Ich befand mich in einem wunderschönen Tal mit einer steinernen Brücke, einem rauschenden Fluss, schattigen Walnussbäumen und Menschen in fantasievollen Gewändern. Jeder, so dachte ich, würde mir wunderbar Weises sagen können, geschöpft aus den Tiefen eines erdverbundenen und leidvollen Lebens – wenn ich nur die richtige Frage stellte.

Der Engelskult

Ich traf Kamerin Khairy Beg zum ersten Mal im Restaurant des Hotels Lomana, neben dem Schriftstellerverband.

Majed und Yousif hatten mich zum Mittagessen eingeladen und mich gefragt, wo ich gerne hingehen würde. Als ich vorschlug, ein beliebtes Restaurant mit typisch kurdischer Küche zu suchen, blieben ihre Gesichter ausdruckslos – für eine solche Mahlzeit könnten sie auch zu Hause bleiben. Essen gehen bedeutete für sie ein Lokal, das Alkohol ausschenkte, also ein Hotelrestaurant.

Wir durchquerten die dunkle, stille Lobby des Hotels und betreten das vom diffusen Licht eines regnerischen Frühlingstages erhellte Restaurant. Eine Schar gelangweilt dreinblickender Kellner geleitete uns an einem Tisch vorbei, an dem sechs vorwiegend in Weiß gekleidete Männer saßen.

Ich bemerkte sie kaum, denn direkt hinter ihnen saß, an dem einzigen noch besetzten Tisch, ein außergewöhnlich aussehender Mann. Er trug einen krausen weißen Bart, den in der Mitte eine dunkle Strähne teilte. Ein rot-weiß kariertes Kopftuch umfloss königlich seine Schultern, und die feine Beschaffenheit seiner strahlend weißen Gewänder war sogar aus der Ferne erkennbar. In Gedanken versunken, blickte er kurz auf, als wir vorübergingen, und wandte sich dann wieder seinem Mahl zu. Sein Gesicht war tief gebräunt.

Majed, Yousif und ich setzten uns an einen nahen Tisch und bestellten Mittagessen und Bier. Immer wieder warf ich dem Mann verstohlene Blicke zu. Teilnahmslos kauend, saß er in dem dunklen Restaurant. Sein Gesicht war verschlossen, er sah unnahbar aus.

Unser Bier kam, gefolgt von Platten mit Geflügel-Kebab, gegrillten Tomaten, Reis und Gemüse. Majed und Yousif erläuterten die Gebäude, die vom Fenster aus zu sehen waren. Yousifs Vater war im Keller eines der Gebäude über ein Jahr inhaftiert gewesen; niemand in seiner Familie wusste, was aus ihm geworden war.

Dann nickte Majed dem bärtigen Mann zu, dieser grüßte zurück. Ich stutzte. »Wer ist das?«, fragte ich.

»Kamerin Khairy Beg«, antwortete Majed. »Er ist der Sohn des Jesidenfürsten.«

Ich hatte Glück! Ich hatte so viel von den Jesiden gehört, die oft fälschlich als »Teufelsanbeter« bezeichnet wurden, und war begierig, mehr über sie zu erfahren.

»Kannst du ihn fragen, ob ich ihn aufsuchen darf?«, fragte ich.

»Frag ihn selbst«, grinste Majed, »er spricht etwas Englisch.«

Ich brachte meine Bitte vor, und Kamerin Khairy Beg nickte.

»Ja, natürlich, mit großem Vergnügen. Es wird mir eine große Ehre sein, Sie in meinem Haus begrüßen zu dürfen«, sagte er langsam. Seine unnahbare Haltung war verschwunden. Vor mir saß ein sanfter und fast ein wenig schüchtern wirkender Mann.

Der Zufall wollte es, dass Kamerin Khairy Beg in Baadri wohnte, der historischen Heimat der Jesidenfürsten, einer abgelegenen Gegend, zwei Stunden von Dohuk entfernt. Ich hatte gehofft, zum Sarisal, dem jesidischen Neujahrsfest, Mitte April, dorthin zu fahren: Ob ich ihn dann besuchen dürfte?

Natürlich, antwortete Kamerin Khairy Beg, das Fest sei eine ausgezeichnete Gelegenheit für einen Besuch. Ich sei selbstverständlich sein Gast – er würde mir einen Wagen schicken –, und ich könne bei ihm und seiner Familie bleiben, so lange ich wolle.

Die Mehrzahl der nichtmuslimischen Kurden gehört einer von drei Religionen an. Diese stehen in keiner Beziehung zueinander, wer-

den aber von einigen Gelehrten unter dem Begriff »Engelskult« zusammengefasst. Der so genannte Kult, der aus islamischen und vorislamischen Quellen schöpft, besteht aus den Jesiden, die vorwiegend im Nordirak leben, den Ahl al-haqiqah oder Kakai, die sich im iranisch-irakischen Grenzgebiet konzentrieren, und den zumeist in der Türkei anzutreffenden Alewiten. Die Wissenschaft ist sich über die Anhängerzahl der drei Religionen uneinig, schätzt aber, dass sie zwischen einem Zehntel und einem – eher übertriebenen – Viertel aller Kurden liegt. Die größte Gruppe sind die Alewiten, die Jesiden die kleinste. Die alewitischen Kurden zählen vielleicht 1,5 Millionen, die Ahl al-haqiqah rund 700 000 und die Jesiden vielleicht 300 000.

Alle drei Religionen glauben an einen Gott und an sieben göttliche Engel, die das Universum vor sieben Mächten der Finsternis schützen. Gut und Böse waren, so glaubt der Kult, bei der Schöpfung zugegen und sind gleichermaßen wichtig für den Fortbestand der sichtbaren Welt. Auch der Glaube an die Seelenwanderung durch Reinkarnation spielt eine zentrale Rolle. Der Glaube ist universalistisch, d. h., die Existenz anderer Religionen gilt als legitim.

Sowohl die Ahl al-haqiqah als auch die Alewiten beten zu Imam Ali, dem Schwiegersohn Mohammeds und bedeutendsten Propheten des schiitischen Islam, und Ismail von der Safawiden-Dynastie, der den Schiismus im 16. Jahrhundert als Erster im Iran verbreitete. Die Gruppen werden deshalb manchmal dem extremen Schiismus zugeordnet. Tatsächlich ist für die Ahl al-haqiqah ihr Gründer, Sultan Sahak, von weitaus größerer Bedeutung als Ali oder Ismail.

Nur die Jesiden sind ausschließlich Kurden. Über die Hälfte aller Alewiten sind Türken, während einige Ahl al-haqiqah Turkmenen sind. Die alewitische Religion enthält türkisch-schamanische Elemente, aber auch schiitisches und zoroastrisches Gedankengut, während die Ahl al-haqiqah aus dem Schiismus, dem Zoroastrismus

und dem Manichäismus, einer um 200 v. Chr. gegründeten gnostischen Sekte, schöpfen. Die jesidische Religion vermischt Paganismus, Zoroastrismus und Manichäismus und wird überlagert von christlichen, jüdischen und sufistisch-muslimischen Elementen.

Der Ruf der Jesiden als Teufelsanbeter gründet auf ihrer Verehrung für den Pfauenengel Melek Tawus, das Oberhaupt der sieben Erzengel. In Judentum, Christentum und Islam besagt die Lehre, dass ein Engel, nachdem Gott den Menschen geschaffen hatte, sich weigerte, Gottes Befehl zu befolgen und sich vor dem Sterblichen zu verneigen. Daraufhin wurde er aus dem Himmel verstoßen. In den drei großen monotheistischen Religionen bleibt dieser Engel – Satan – auf ewig verdammt, aber im Jesidismus vergibt Gott dem Engel, der Melek Tawus genannt wird, und setzt ihn wieder an die Spitze der Engel.

Das Emblem Melek Tawus' ist der Pfau, und eines der am höchsten verehrten Objekte dieser Religion ist eine lebensgroße Bronzeskulptur: der »Große Pfau«. In einer Zeremonie, die aus dem 19. Jahrhundert stammt, wird eine von sechs Repliken des Großen Pfaus in jede jesidische Gemeinde getragen, um Almosen zu sammeln. In den letzten 50 Jahren jedoch sind durch Unterdrückung und Kriege einige der Repliken »ausgemustert« worden.

Als verfolgte Gruppe innerhalb einer verfolgten Gruppe wurden die Anhänger der drei Religionen durch ihre muslimischen Nachbarn wiederholt Opfer von Gewalttaten. Im Osmanischen Reich riefen die Türken zu mindestens 20 Jesiden-Verfolgungen auf. Das führte zu Massenfluchten in den russischen Kaukasus. Anfang des 15. Jahrhunderts schlachtete Sultan Selim der Grausame Zehntausende von Ahl al-haqiqah wegen angeblicher Beziehungen zu den Persern ab. Im Verlauf der persischen Geschichte wurden die Ahl al-haqiqah gemieden, geschmäht und noch bis in die zwanziger Jahre des letzten Jahrhunderts von Muslimen gekreuzigt und gelyncht.

Alle drei Gruppen wurden wiederholt fälschlich der Promiskuität bezichtigt.

Im Irak nennt man die Jesiden oft »ursprüngliche Kurden«. Die Bezeichnung ist seltsam und scheint eher politische als faktische Hintergründe zu haben. Die Bezeichnung wird oft von Kurden verwendet: von denen, die den Islam ablehnen, von solchen, die den Jesidismus als »arianischen« Glauben in die Nähe des Zoroastrismus rücken möchten, und von jenen, die das Jesidenvolk unbedingt im politischen Lager der Kurden wissen wollen. Tatsächlich unterstützt die Mehrzahl der Jesiden, die ja Kurden sind, die kurdische Sache. Aber die Baath-Regierung hat sie zu Arabern erklärt. Die kurdische Führung, die sich der strategischen Position der Jesiden an der irakisch-kurdischen Grenze durchaus bewusst ist, schlug zurück, indem sie die Jesiden öffentlich als »die ursprünglichen Kurden« würdigte und sich die vorislamischen Elemente ihrer Religion zunutze machte, um einen weltlichen kurdischen Nationalismus zu propagieren.

Kurz vor meinem Besuch bei Kamerin Khairy Beg hatte ich, unweit von Majeds Haus, das Jesidische Kulturzentrum besucht. Ein breiter Gehweg führte zur Vordertür, wo ich feierlich von etwa zehn Männern empfangen wurde, die mich durch einen dunklen und zugigen Flur in ein gleichermaßen dunkles und zugiges Zimmer führten. Die meisten hatten rot-weiße Turbane auf, und viele trugen den Walrossschnurrbart zur Schau, für den die Jesiden berühmt sind.

Wir saßen auf abgewetzten Sofas und Stühlen und nickten zur Begrüßung. Mineralwasserdosen wurden geöffnet, und wir nickten noch ein bisschen mehr. Dann warteten wir. Obwohl sie mich offensichtlich erwartet hatten – Dr. Shawkat hatte angerufen –, sprach keiner der Männer Englisch.

Eine Stunde später trafen Dr. Khairy und Herr Fadhil ein. Dr. Khairy trat zuerst ein: ein kleiner, hagerer Mann im förmlich schwarzen Anzug, mit Wangenknochen, die so scharf wirkten, als könnten sie seine transparente blasse Haut durchschneiden. Ihm folgte Herr Fadhil. Obwohl größer und breiter als Dr. Khairy, war er ebenso dünn wie dieser. Brauner, abgetragener Anzug, zerknittertes Hemd, die Stirn breit und faltig. Zusammengenommen – Dr. Khairy war Arzt, Herr Fadhil Englischlehrer – sprachen die beiden ganz passabel Englisch. Sie waren außerdem enge Freunde.

»Was können wir für Sie tun?«, fragte Dr. Khairy.

Ich erklärte ihnen, ich wolle mehr über die Kultur und Geschichte der Jesiden erfahren.

»Nun ja, wir wissen selbst nicht viel über die jesidische Geschichte und Kultur«, wandte er ein. »Wir bemühen uns gerade, mehr herauszufinden. Es ist das erste Mal seit vielen Jahren, dass man uns die Ausübung unserer Religion zugesteht. Vorher war dies nicht möglich. Die irakische Regierung duldet das nicht.«

»Wir wussten nicht, was es bedeutet, Jeside zu sein«, ergänzte Herr Fadhil.

»Aber haben Sie denn kein Museum?«, fragte ich enttäuscht. »Oder veranstalten Sie Lesungen oder Konzerte?« Für mich bedeutete ein Kulturzentrum auch kulturelle Aktivität. Allerdings war dieses Haus, nach allem, was ich gesehen hatte, kaum mehr als ein heruntergekommenes Vereinshaus.

»Wir versuchen gerade, eines einzurichten«, sagte Dr. Khairy. »Möchten Sie es sehen?«

Die beiden Männer geleiteten mich den Flur hinunter in einen kleinen Raum. Darin standen ein paar staubige Exponate: Trachten, Gegenstände des täglichen Gebrauchs und Ackergerät.

»Das Zentrum wurde erst 1992, nach dem Aufstand, gegründet«, sagte Dr. Khairy entschuldigend. »Wir haben keine Mittel.«

Natürlich, dachte ich, und schämte mich meiner eigenen Begriffsstutzigkeit.

»Viele unserer Dörfer wurden zerstört, gerade in Shaikhan und Sinjar«, erläuterte Dr. Khairy und erwähnte damit zwei Regionen, die noch immer von der Baath-Partei kontrolliert wurden. Dort lebte die Mehrheit der Jesiden.

»Aber Lalish haben sie nicht zerstört«, sagte Herr Fadhil mit zufriedennem Nicken. Bei der Erwähnung des obersten Heiligtums der Jesiden wurde ich hellhörig. Es liegt, eineinhalb Stunden von Dohuk entfernt, in einem von Bergen umgebenen Tal. Lalish beherbergt das Grabmal des mystischen Sheik-Adi ibn Musafir, des großen Propheten der jesidischen Religion. Der Sohn eines muslimischen heiligen Mannes wurde um 1075 n. Chr. in einem libanesischen Dorf geboren und studierte bei Sufi-Meistern in Bagdad, bevor er sich in das abgelegene Tal Lalish zurückzog. Die Region, die er entdeckte, war von so großer Schönheit, dass er den Rest seines Lebens dort verbrachte. Der vom Fasten ganz ausgezehrt Mann war berühmt für seine Frömmigkeit und seine Wunderkräfte. Es hieß, er rezitierte jede Nacht zweimal den ganzen Koran. Pilger kamen von weit her, um ihn zu sehen.

»Ich würde Lalish gern besuchen«, sagte ich zu den beiden Männern. »Können Sie mir helfen?«

»Ja, natürlich. Wir können Sie hinbringen«, sagte Dr. Khairy.

»Es ist unsere Aufgabe, Fremde mit unserer Religion bekannt zu machen«, fügte Herr Fadhil hinzu, sichtbar weniger begeistert.

»Wann?« Ich glaubte zu spüren, wie das Maß von Dr. Khairys Enthusiasmus auf jenes von Herrn Fadhil sank.

Die Männer sahen sich an. »Freitag«, sagte Dr. Khairy.

Als wir Dohuk ein paar Tage später verließen, passierten wir einen der einfachen Kontrollpunkte, die um alle Städte im Nordirak zu

finden sind, und nahmen eine Straße, die im Zickzack einen felsigen Berg hinaufführte. Obwohl es erst mitten am Morgen war, waren die Familien bereits draußen, errichteten Zelte und entfachten Lagerfeuer für das Picknick. Ein Pritschenwagen, voll beladen mit Ziegen, fuhr vorbei, gefolgt von Herden springender Schafe, deren plumpe, wollige Leiber auf dürren Stummelbeinen hin und her schwankten. Die Stimme von Ibrahim Tatlis, einem populären kurdischen Sänger, erklang. Wir hielten an, um Wildblumen zu pflücken: rot, violett und goldgelb. Kurdische Männer wie Frauen lieben Blumen, und wenn sie die Gelegenheit haben, bleiben sie stehen, um sie zu pflücken.

Das letzte Stück vor Lalish war schmal und hügelig, umgeben von Bäumen und Felsblöcken; hier machten noch mehr Familien Picknick. Drei Männer tanzten ausgelassen; ein pausbäckiges Gesicht strahlte und fiel mir ins Auge. Plötzlich entdeckte ich die Spitzen zweier Turmkegel – die typisch jesidische Grabarchitektur –, und wir kamen bei umfriedeten cremefarbenen Gebäuden an, vor denen auf einem großen Parkplatz Autos standen. Auf einer nahen Mauer saßen Dutzende Männer und Jungen in traditionellen Gewändern und redeten, stießen einander und knabberten Nüsse und Körner.

Bevor wir aus dem Wagen stiegen, entledigten sich Dr. Khairy und Herr Fadhil ihrer Schuhe. Kein Jeside dürfe die Heilige Stadt in Schuhen betreten, sagten sie. Als Besucher könne ich meine bis zum Betreten des Schreins tragen. Ich zitterte um ihretwillen. Der Frühlingstag war kalt und feucht. Mehrere rundliche alte Frauen in wallenden Gewändern begrüßten Dr. Khairy. Er küsste ihre knorri-gen Hände, und sie küssten ihn – in einer uralten Geste, die direkt aus dem Mittelalter zu kommen schien – auf den Scheitel.

Nachdem wir ein paar Stufen hinaufgestiegen waren, gelangten wir zu einem gepflasterten Hof, wo Händler im Schneidersitz vor fein säuberlich aufgehäuften Nüssen und Samenkörnern saßen.

Eine Frau erschien – mit Kopftuch, in einem schlichten weißen Hemd und barfuß. Sie schleppte randvolle Wassereimer. Als sie meine Kamera sah, blickte sie starr auf ihre Füße und eilte vorüber, das Wasser schwappte um sie herum.

»Sie ist eine *faqriyat* – eine Art Nonne«, erklärte Dr. Khairy.

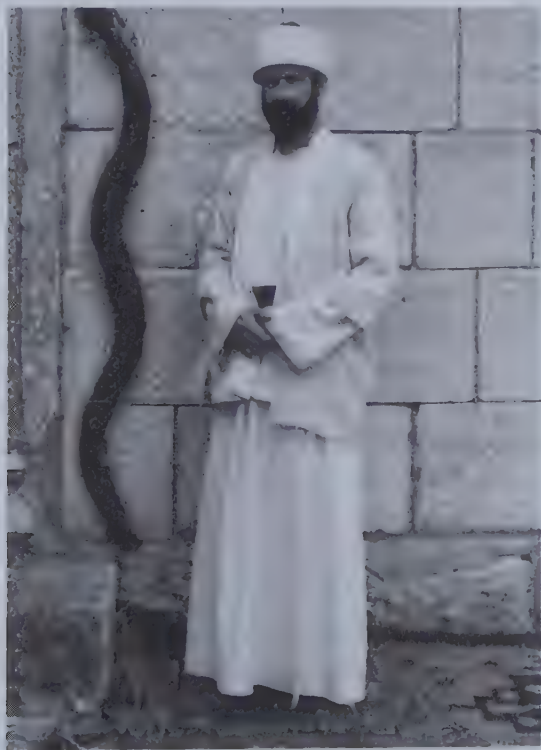
An der rechten Seite des Hofes befand sich ein Tor mit schweren Holztüren: der Eingang zum Heiligtum. »*Treten Sie nicht auf die Schwelle!*«, warnten mich meine Begleiter wiederholt, als wir uns näherten, und sobald wir über die Schwelle getreten waren, befahlen sie mir, meine Schuhe auszuziehen.

Wir standen am Absatz einer Treppe, die in einen zweiten, von Maulbeerbäumen überschatteten, gepflasterten Hof hinabführte. Zur Rechten lag ein Labyrinth von Wohnquartieren und Empfangsräumen, wo wir später zu Mittag essen würden. Vor uns lag ein weiterer Durchgang mit uralten Inschriften, geometrischen Verzierungen und der 1,80 Meter hohen Figur einer Schlange. Das mit Ruß geschwärzte Reptil sprang mit einer Unmittelbarkeit aus dem matten steinernen Hintergrund hervor, die mich erschauern ließ.

»Die Jesiden respektieren alle schwarzen Schlangen«, erklärte Dr. Khairy. »Weil eine schwarze Schlange, als Noahs Arche bei der Sintflut an einem Berg leckschlug, das Loch mit ihrem Körper verschloss und die Menschheit rettete. Aus Dankbarkeit töten wir keine schwarzen Schlangen.«

Wir traten über die zweite Schwelle, die glatt poliert war von den Küssen der Pilger, und kamen in einen höhlenartigen dunklen Raum: die Haupthalle der heiligen Stätte. Der Boden war schwarz und nass, und meine Socken waren sofort durchgeweicht und eisig kalt. Ich hörte irgendwo zu meiner Rechten Wasser plätschern, direkt vor uns standen fünf mit roten und grünen Tüchern umwickelte Säulen. Schmutzige Leuchter baumelten von der Decke, und Gebetsteppiche hingen schief an den Wänden.

Wir hörten das Geräusch von Wasser: eine tiefe Zisterne, gespeist von der heiligen Weißen Quelle. Ein jesidischer Schrein müsse über einer Quelle errichtet werden, sagte Dr. Khairy, als ein stattlicher *faqir* – ein frommer Mann – sich näherte. Der Mann trug ein elegantes schwarzes, mit Rot abgesetztes Gewand – einem Pyjama ähnlich – und ein Kopftuch in Schwarz und Rot. Er hütete den Schrein, an dessen Rückseite er wohnte. Er deutete auf einige klebrig verkohlte Stellen. Jeden Dienstag würden überall in Lalish nachts 366 Feuer



Vor Shaikh Adi ibn Musafirs Grabmal

entzündet, erklärte er. Die Feuer verkündeten den Vorabend des Mittwoch – des heiligen Tages der Besiden – und zehnten von Olivenöl und den von *iqṭawā* gesponnenen Wolldochten. Ich wünschte mir, ich könnte zurückkommen, um diese Lichter zu sehen: flackernd, züngelnd, wie Glühwürmchen und kleine Zungen.

Von der Haupthalle aus betraten wir die geräumige Kammer mit dem brusthohen Grabmal von Sheik Adī, über die man weitere rote und grüne Tücher drapiert hatte. Die Wände waren unten mit Marmor verkleidet, darüber befanden sich zerbrochene Teile von Spiegelmosaiken und eine kegelförmige Kuppel. Dies war das Innere des Turmkegels, den ich von draußen gesehen hatte.

Unweit von Sheik Adīs Grabkammer begannen die »Höhlen«, eine Kette unterirdischer Räume mit Steinplatten auf den Böden und steinernen Wänden. Einige enthielten Dutzende hüfthohe Tonkrüge, die einst mit Olivenöl gefüllt gewesen waren, in anderen befanden sich weitere Gräber. Mit jedem Raum, den wir durchquerten, mussten wir die Köpfe tiefer einziehen, bis wir, fast auf den Knien, durch den letzten Durchgang krochen und über eine kurze Treppe in die Kaverne der heiligen Zamzau-Quelle hinabstiegen.

»Dies ist unser Heiligstes. Muslimen gewähren wir keinen Zutritt«, sagte Dr. Khayy, als ich mich in dem kleinen abgekapselten Raum umsah. Aus der Wand strömte das Wasser in eine Steinrinne. Es heißt, das Wasser heile alle Leiden.

»Sie sind Christen und damit eine Fremdlinge«, sagte der *iqṭaw*.

»Sie sind nur hier, weil Sie unser Gast sind«, betonte Herr Fadlul.

In der Vergangenheit haben die Besiden in Bezug auf ihren Glauben größte Geheimhaltung bewahrt. Erst in den letzten Jahren sind sie zu der Erkenntnis gelangt, dass Offenheit ihrem Glauben eher Schutz als Schaden bringt.

Als wir den Hauptscheich verließen, um uns umliegende kleinere Heiligtümer anzusehen, erzählten mir Dr. Khayy und Herr Fadlul

mehr über die Bräuche und Glaubenssätze der Jesiden. Wir beten dreimal am Tag, und im Gebet wenden wir uns der Sonne zu, sagten sie. Mekka beeinflusst uns nicht, aber wir respektieren es, weil es Abrahams Haus ist, und Abraham steht über jeder Religion. Wir heiraten nicht im April – es ist der Monat der Engel. Traditionsbewusste Jesiden essen keinen Kopfsalat – sie sagen, es sei ein Versteck des Bösen –, und sie tragen kein Blau. Es ist die Farbe des Islam. »Wir ziehen es vor, Weiß zu tragen.«

»Was ist mit den Schnurrbärten?«, fragte ich. »Warum tragen fast alle jesidischen Männer einen Schnurrbart?«

»Er macht uns zu besseren Zuhörern«, sagte Dr. Khairy.

»Und er bewahrt die Geheimnisse«, fügte Herr Fadhil mit einem Lächeln an.

Als ich zwei Wochen später in Baadri ankam, der historischen Residenz der Jesidenfürsten, war ich erstaunt, mich in einer Kleinstadt wiederzufinden, die wie jede andere Stadt im Nordirak aussah: flache Betongebäude und Flüchtlingsströme. Das Baadri, über das ich gelesen hatte, war klein, beherrscht von einer elitären Schicht von Jesiden, von denen einige in Burgen lebten. Außerdem hatte ich erwartet, Baadri würde, wie Lalish, in den Bergen liegen. Stattdessen lag es ungeschützt in einem flachen Tal, inmitten wogender brauner Felder.

Kamerin Khairy Beg und eine Schar bewaffneter Wachen erwarteten mich vor seinem Haus, in der Nähe eines mit Pfauen verzierten Tors. Wieder war das jesidische Oberhaupt ganz in Weiß gekleidet; doch heute waren seine Gewänder aus einfachem Musselin. Über seinem weitläufigen einstöckigen Haus flatterte die gelbe Fahne der KDP im Wind.

Nachdem er mich zuvorkommend in sein Heim geleitet hatte, bot er mir in einem langen Empfangsraum einen Platz an und ver-

schwand. Ich atmete tief ein und schwelgte. Der Raum war unauffällig eingerichtet: Sofas, Sessel, Kaffeetische, und ein Wandbild von Lalish bedeckte in Pastelltönen die gesamte gegenüberliegende Wand. Dennoch herrschte hier eine magische Atmosphäre, in der die Zeit stillzustehen schien. Es fiel leicht, sich vorzustellen, wie die Stammesfürsten der Jesiden hier zusammenkamen.

Kamerin Beg erschien, nun trug er *shal u shapik* aus fein gewebtem Tuch in Beige mit sehr feinen, weit auseinander stehenden grünen und roten Streifen.

Kamerin Begs Englisch war rudimentär, aber wir konnten uns verständigen. Seinem buschigen Bart mit der dunkelgrauen Strähne zum Trotz war er jünger, als ich anfangs angenommen hatte: Anfang fünfzig und nicht Mitte sechzig.

Kamerin Begs Vater war der herrschende Jesidenfürst im irakischen Kurdistan und bis zu seinem Tod 1997 Mitglied des kurdischen Parlaments gewesen, erzählte mein Gastgeber. Er selbst war der älteste Sohn, hatte in Ägypten Jura studiert, 1979 promoviert, und anschließend 17 Jahre in Mosul als Anwalt gearbeitet. Nach dem Tod seines Vaters war er nach Baadri zurückgekehrt, um den Platz seines Vaters einzunehmen und seinem Volk zu helfen.

Ich hörte verwundert zu. Mein erster Eindruck von Kamerin Beg als einem schlichten Stammesoberhaupt ohne große Erfahrung mit der Außenwelt hätte unzutreffender kaum sein können.

Auch wenn Kamerin Begs Vater ein bedeutender Mann war, so war er doch weder *mir* noch oberster Jesidenfürst gewesen. Diese Ehre ging an Kamerin Begs Onkel, Tahsin Beg, der in Shaikhan, im von der Regierung kontrollierten Irak, lebte. Später hörte ich, dass es in der Fürstenfamilie zum Bruch gekommen war, als Tahsin Beg sich zu einer Zusammenarbeit mit den Iraki zwingen ließ. Kamerin Beg sagte lediglich, seine engen Beziehungen zur kurdischen Regierung verhinderten Reisen in den Irak.

»Wir haben in unserer Geschichte viele Probleme gehabt«, sagte er. »Wir zählen 72 Genozidversuche an den Jesiden. Alle waren Angriffe von Muslimen, zumeist Türken.«

»Was ist mit kurdischen Muslimen?«, fragte ich.

Er zuckte die Achseln. »In der Vergangenheit, gelegentlich. Aber jetzt haben wir keine Probleme.«

Ein Diener brachte ein Tablett mit bunten Eiern und bot es mir an. Es war der Tag vor dem jesidischen Neujahrsfest, das am ersten Mittwoch im April des jesidischen Kalenders gefeiert wird, der 13 Tage später als der christliche beginnt. Zum Fest hängen Jesiden Sträuße mit roten Blumen über die Türen ihrer Häuser und schenken sich bunt gefärbte Eier.

»Warum bunte Eier?«, fragte ich Kamerin Beg.

»Eier, weil Gott ein Juwel besaß, das, als es zerbarst, zu Gasen und Erde wurde«, erzählte er. »Das Gleiche geschieht, wenn man ein Ei öffnet. Bunt, weil mit dem Frühling die Farben der Pflanzen kommen; Eier und Pflanzen sind die Anfänge des Lebens.«

Kamerin Begs Ehefrau trat ein. Sie trug ein mehrlagiges langes Gewand und war klein und rund – »wie eine Hindi«, sagte Kamerin Beg. Es wäre Zeit, zu den Gräbern zu fahren, fügte er hinzu. Ich hätte doch gebeten, die Gräber zu besuchen, oder nicht?

Wir kletterten in einen wartenden Land Cruiser, Kamerin Begs ältester Sohn saß hinter dem Steuer, sein Vater neben ihm, seine Mutter, jüngere Geschwister und ich im Fond. Ich hatte gebeten, die Gräber von Ali Beg und seiner Gemahlin Mayan Kathoum zu sehen. Ali Beg hatte als *mir* von 1899 bis 1913 regiert, war seinem Glauben unter der Folter treu geblieben und eines Morgens ermordet in seinem Bett aufgefunden worden.

Aber es war Mayan Kathoum, die mich wirklich interessierte. Die 1874 in eine Fürstenfamilie geborene Frau war schön, intelligent, und kühn, aber auch listig, verschlagen und skrupellos gewesen.

Manche bezichtigten sie, den Mord an ihrem Mann geplant zu haben. Was auch immer die Hintergründe waren, Mayan Kathoum behauptete, den Fall gelöst zu haben. Sie ließ die Familie des angeblichen Thronräubers – Ehemann, Frau, vier Söhne und zwei Töchter – verhaften und verurteilen. Als sie ihrer Wache zusah, wie diese die Familie – mit Ausnahme der beiden Mädchen, die sie später adoptierte – erschoss, trug sie als Zeichen der Rache ein rotes Kleid. Endlich erhob sie sich langsam von ihrem Stuhl, näherte sich den Körpern, berührte das noch warme Blut und leckte ihren Finger ab. Am nächsten Morgen, heißt es, habe sie ihr rotes Gewand gegen das traditionell von jesidischen Witwen getragene schwarze getauscht.

Nach Ali Begs Tod einigten sich die jesidischen Führer auf Said Beg, den Sohn von Ali und Mayan, als nächsten *mir*. Da er aber zu jung war, um selbst zu regieren, wurde Mayan als Vormund und Treuhänderin der fürstlichen Einnahmen eingesetzt, eine Aufgabe, die sie bis zu ihrem Tod 1957 im Alter von 83 Jahren nicht aus der Hand gab. Als das Osmanische Reich unterging, der Irak entstand und der Zweite Weltkrieg tobte, hatten nicht Sohn oder Enkel über die Jesiden geherrscht, sondern sie – zunächst als Regentin für den schwachen Sohn, den sie verachtete, später für ihren Enkel.

Auf dem Friedhof von Baadri lagen Ali Beg und Mayan Kathoum unter den gleichen schlanken Grabkegeln begraben, die ich aus Lash kannte. Wir mussten uns einen Weg bahnen, vorbei an zugewucherten Gräbern, um sie zu erreichen. Im Inneren fanden wir ein Dutzend Männer vor, die vor dem Eingang zu Ali Begs Grabmal im Kreis auf dem Boden saßen. Die meisten trugen *shal u shapik*, dazu rot-weiße Turbane und gewaltige weiße Schnurrbärte. Einige waren beeindruckend dick.

Alle erhoben sich, um die Hände von Kamerin Beg und seiner Frau zu küssen. Diese erwiderten den Gruß, indem sie ihre Scheitel küssten.

»Wo ist das Grab von Mayan Kathoum«, fragte ich, und man deutete auf ein flaches, enttäuschend nichts sagend aussehendes Grab bei der Tür, durch nichts gekennzeichnet als eine Wandinschrift. Im Tod hatte sich die patriarchalische Ordnung wieder hergestellt.

Die Ruinen des Palasts von Ali Beg und Mayan Kathoum standen noch auf einem Hügel, und als wir anhielten, um sie zu besichtigen, stürzten die Bewohner eines nahen Hauses herbei, um Hände zu küssen und uns zum Tee in ihren Garten einzuladen. Ich konnte ihre Aufregung spüren, als wir annahmen. Es gab viel Hinundherlaufen, als sie Stühle in einem Halbkreis mit Blick auf die Stadt aufstellten.

»Drei Dinge sind im Leben eines jesidischen Mannes von Bedeutung«. Kamerin Beg nestelte an seinem Hemd, zog einen kleinen Beutel hervor. Als er ihn öffnete, lag ein Stein darin. »Das Erste ist der Lalish-Stein aus dem Staub von Sheik-Adis Grab. Er bringt uns Glück. Wir überreichen ihn unseren Feinden, um Frieden zu schließen. Er kann von Mann zu Mann gehen, aber nie an eine Frau. Auch meine Frau trägt einen, der nur an Frauen weitergereicht wird. Das Zweite ist unser Schnurrbart. Es ist unsere Pflicht, einen Schnurrbart zu tragen. Und das Dritte ist unser weißes Unterhemd.«

Kamerin Beg bot sich an, mir Shaikhan, im irakisch kontrollierten Gebiet, zu zeigen. Er führte mich zum anderen Ende des Hügels hinter den Palastruinen. Wir blickten über wogendes braunes Flachland nach Westen. Verstreut in der Ebene lagen dunkelbraune Siedlungen, sie alle waren im irakischen Regierungsgebiet, drei oder vier Kilometer entfernt, ohne nennenswerte Grenzbefestigungen.

»Mein Onkel und mein Bruder leben dort – das ist Shaikhan«, sagte Kamerin Beg und deutete auf eine der größeren Siedlungen. Da begriff ich mit plötzlichem Schreck, dass sein Onkel, Tahsin Beg, der gegenwärtige jesidische *mir*, Mayan Kathoums Enkelsohn sein musste. So fremdartig mir die Geschichte der Jesiden erschien – sie war kein Märchen.

Kamerin Beg und ich setzten unsere Unterhaltung später im Garten hinter seinem Haus fort.

Mein Gastgeber fing an, mir die Dörfer aufzuzählen, die ganz oder teilweise zerstört oder von der irakischen Regierung gewaltsam umgesiedelt worden waren – einige vor der Machtergreifung Saddam Husseins, die meisten in der Folgezeit. Anfangs versuchte ich mitzuschreiben, aber schließlich gab ich, verwirrt von der scheinbar endlosen Litanei fremd klingender Namen, auf.

Ein Mann in Turban und Pantoffeln näherte sich mit einer kleinen silbernen Kaffeekanne und zwei Keramikbechern ohne Griff. Er schenkte Kamerin Beg einen Schluck ein, bot mir einen an, spülte anschließend die Becher aus und schenkte eine zweite Runde ein.

Ich begegnete derselben Sitte später in den Häusern anderer kurdischer *aghas*, aber erst als ich in die Türkei kam und eine Museumsausstellung über *mirra* – »bitteren Kaffee« – sah, verstand ich, wie verbreitet der Brauch ist. Der Kaffeebrauer, der im Haushalt seines Arbeitgebers eine bevorzugte Stellung bekleidet, muss die Kaffeekanne stets in der rechten und die beiden speziellen Becher in der linken Hand tragen. Er muss den ältesten oder ehrwürdigsten Gast zuerst bedienen, und erst nachdem er jedem eingeschenkt hat, beginnt eine zweite Runde. Nur bedeutende Persönlichkeiten dürfen *mirra* reichen, und kommt ein armer Mann zu Reichtum, muss er die Elite seines Dorfes zu einem Fest einladen, auf dem er die Erlaubnis erbittet, das Gebräu servieren zu dürfen.

»Letztes Jahr hat Saddam Hussein versucht, in Baadri einzudringen«, sagte Kamerin Beg. »Als es noch keinen Bush und keinen Clinton mehr gab.«

»Sie meinen, während des Amtsantritts des Präsidenten?«, fragte ich bestürzt.

Er nickte. »Sie kamen, umzingelten den Ort und blieben ganze drei Tage.«

»Was haben Sie gemacht?« Ich konnte mir das Szenario nicht vorstellen. Baadri schien nicht in der Lage, sich länger als nur zehn Minuten zu verteidigen.

»Ich rief die *peshmerga* in Dohuk an, und sie kamen. Sie hinderen die Irakis daran, vorzudringen. Es wurde geschossen, aber es wurde niemand verletzt. Die UNO hat eingegriffen.«

Wann hatte diese kleine Invasion stattgefunden, und warum endete sie?, fragte ich mich verwundert. Es wäre den Iraki ein Leichtes gewesen, Baadri einzunehmen, wenn sie gewollt hätten. Und zu wie vielen Invasionen dieser Art war es in Kurdistan gekommen? Invasionen, von denen wir in den Vereinigten Staaten oder die UNO nichts erfahren hatten.

Am nächsten Morgen entschuldigte sich Kamerin Beg nach einem leichten Frühstück mit den Worten, es sei Zeit für ihn, in »das Haus der alten Männer« zu gehen. Damit meinte er das dunkle Gebäude nebenan, in dem sich eine lange Halle und eine kleine Küche befanden. Die »alten Männer« waren die Dorfbewohner, die jeden Morgen vorbeikamen, um ihn um Rat oder Segen zu bitten. Heute würden sie zahlreich sein, um zum neuen Jahr ihre Aufwartung zu machen.

Ich folgte meinem Gastgeber eine halbe Stunde später in der Annahme, dass die Halle so früh am Morgen halb leer sein würde.

Beim Eintreten fand ich die Halle mit mehr Männern voll gepackt vor, als es die Paare von Schuhen vor der Tür hatten erwarten lassen. Es mussten an die 70 oder 80 sein. Sie säumten die gesamte Halle – palavernd und rauchend –, während Kamerin Beg an einer langen Wand bei einem Holzofen saß, dem einzigen Einrichtungsgegenstand im Raum.

Er winkte mich zu sich und nahm mir damit ein wenig von meiner Befangenheit. Er machte neben sich ein wenig Platz.

Vor mir saß eine erstaunliche Ansammlung von Gesichtern, Köpfen und Körpern, die meisten vom Alter und den Elementen ge-

beugt und in eindrucksvolle Gewänder gehüllt. Es gab Turbane in Rot und Weiß, Schwarz und Weiß, Blassrosa oder Weiß. Einige türmten sich auf dem Kopf in einer hohen Doppelspirale, manche hatten die Form eines schlichten Rings, und wieder andere fielen drapiert über die Schultern. Da waren die einfachen, wallenden weißen Gewänder, wie sie üblicherweise von Arabern getragen wurden, unförmige Wolljacken und handgewebte *shal u shapik* mit breiten braunen und weißen Streifen. Ein jüngerer Mann trug gestärkte blassgrüne *khak* mit einem leuchtend grünen Hemd und einer Schärpe in loderndem Orange. Ein älterer Mann war vom Turban bis zu den Socken in Weiß gekleidet, nur sein Umhang war schwarz.

Ein paar Männer trugen altmodische Pistolen, manche Tabakbeutel und viele Gebetsperlen. Wann immer das Gespräch erlahmte, war allein das Klicken der Perlen zu hören.

Die Männer in den wallenden weißen Gewändern waren Jesiden, die aus der Region Sinjar im von der Baath-Partei besetzten Irak stammten, erklärte mir Kamerin Beg. Durch den arabischen Einfluss kleidete man sich dort so, und selbst als die Männer ihre Heimat nach dem Abkommen von Algier 1975 hatten verlassen müssen, waren sie ihrer Art sich zu kleiden treu geblieben. Die braun und weiß gestreiften *shal u shapik* waren typisch für die Provinz Dohuk; besonders fiel mir ein stämmiger junger Mann auf, der jetzt als norwegischer Bürger zurückkehrte, um Frau und Kinder nachzuholen.

Jeder Neuankömmling in der Halle wurde von allen Seiten begrüßt, während er den Raum durchquerte, um Kamerin Begs Hand zu küssen. Hin und wieder, wenn ein Gast sehr alt war oder ehrwürdig aussah, stand unser Gastgeber auf, um ihn zu umarmen oder seinen Scheitel zu küssen.

Dann machten die Männer auf dem Boden Platz für den neuen Gast, und Diener boten ihm ein Tablett an, auf dem offene Zigaret-

tenpäckchen – *Kent, Victory, Craven* – lagen, danach ein Tablett mit bunten Eiern und zuletzt einen Schluck bitteren Kaffee aus der silbernen Kanne. Kamerin Beg beobachtete die Vorgänge genau, um sicherzustellen, dass kein Mann gekränkt wurde.

Gegen 10 Uhr 30 oder 11 Uhr lichtete sich die Schar, und wir zogen in den Empfangsraum des Haupthauses um. Naiverweise nahm ich an, dass damit der Empfang fast zu Ende wäre. Doch beinahe ohne Atempause ging das Ganze von vorne los. Diesmal waren die Besucher meist jünger, und die Mehrheit kam in *khak*, Hosen und frischen Hemden oder in Anzug und Krawatte.

Die gesamte Zeit hindurch war ich die einzige Frau im Raum. Die Frauen der Jesiden, so glaubte ich gehört zu haben, machten ihren Besuch im Garten. Aber als ich mich dort umsehen wollte, fand ich nur Kamerin Begs Frau mit Schwiegertochter und Kindern.

Zwei Englisch sprechende Ärzte aus Mosul trafen ein. Sie hatten die irakisch-kurdische Grenze nachts heimlich überquert, hatten abgelegene Feldwege genommen und waren Risiken eingegangen, um an Neujahr in Baadri sein zu können.

Eine halbe Stunde später erschien ein örtlicher Politiker mit Gefolge, einschließlich einem Mann mit Fernsehkamera. Das ließ die beiden Ärzte aufspringen. »Es tut uns Leid, so unhöflich zu sein«, sagten sie, als sie an mir vorbeischlüpfen, »aber wir wollen nicht riskieren, im Fernsehen gesehen zu werden.«

Draußen, in der Auffahrt, klappten Autotüren, und einen Moment später rauschten zwei chaldäische Bischöfe zusammen mit einer Schar Assyrer herein. »Rein zufällig«, flüsterte man mir zu, um dann zu erklären, dass die beiden christlichen Gruppen nicht immer miteinander zurechtkamen. Wie der Bischof Raban von Amadia trugen die chaldäischen Bischöfe lange schwarze Röcke mit fuchsienfarbenen Schärpen und Kappen; die Assyrer waren in schwarzen Anzügen erschienen.

Beide Gruppen waren gekommen, um dem Jesidenoberhaupt ein gutes und erfolgreiches neues Jahr zu wünschen. Beide wurden von Leibwächtern und Fotografen begleitet, darunter zwei Assyrer aus Australien, die Dutzende Fotos von den religiösen Führern beim gemeinsamen Tee schossen. Ohne ein Wort Kurdisch, Arabisch oder Syrisch zu verstehen, fragte ich mich, wie viel von dieser Verständigungsbereitschaft politisch motiviert war.

Plötzlich erhoben wir uns alle und marschierten über den Hof zurück zum »Haus der alten Männer«. Offensichtlich war es Zeit fürs Mittagessen. Ich hatte kaum zu essen begonnen, als viele der Männer – bereits fertig mit dem Essen – sich schon wieder erhoben, um den Raum so schnell, wie sie ihn betreten hatten, zu verlassen.

Wir kehrten zu Obst und Tee in den Empfangsraum zurück. Die Chaldäer gingen zuerst, ihnen folgten die Assyrer. Schließlich waren nur Kamerin Beg, ich und ein paar Nachbarn übrig geblieben.

»Ich bedauere, dass Sie gehen«, sagte Kamerin Beg; seine gütigen Augen waren müde. »Ich wünschte, Sie könnten bleiben.«

Er sah aus, als meinte er, was er sagte. Der Raum fühlte sich kalt und verlassen an, der frostige Wind einer ungewissen Zukunft kroch uns in den Nacken. Die Baath-Partei und ihre Chemiewaffen waren nur wenige Kilometer entfernt. Hier konnte alles geschehen.

Ein paar Monate später besuchte ich das Heiligtum von Soltan Sahak, dem Religionsgründer der Ahl al-haqiqah, im iranischen Kurdistan. Die heilige Stätte befindet sich in Perdiwar, einem isolierten Ort zwischen der iranischen Stadt Paeh und der iranisch-irakischen Grenze. Begleitet wurde ich von einem Gymnasiasten, der gut Englisch sprach, und einem seiner Verwandten, der unser Fahrer war.

Die späte Nachmittagssonne ergoss ihr Gold bereits über unsere Windschutzscheibe, als wir von der Hauptstraße auf den Feldweg abbogen, der zum Schrein führte. Wir holperten dahin, im Zickzack

über Hänge mit borstigem bleichem Gras. Unter uns schlängelte sich der Sirwan, glänzend und in einem leuchtenden dunklen Grün. Vielleicht verursachten Algen die seltsame Farbe. Weit und breit war kein Wagen und kein Mensch zu sehen.

Als wir vor dem Gelände hielten, das die heilige Stätte umgab, fürchtete ich, dass sie geschlossen wäre. Es war so friedlich und ruhig. Doch dann bemerkte ich einen Andenkenkiosk, in dem sich ein Händler mit buschigem Schnurrbart im Halbschlaf räkelte.

Ein anderer Schnurrbärtiger in Sandalen und weitem Hemd kam heraus, um uns zu begrüßen. Als Hüter der heiligen Stätte sei es ihm, Taher Naderi, eine Freude, uns herumzuführen. Seine Familie kümmere sich seit über 800 Jahren um das Grab Soltan Sahaks, seit dem Tod Soltans, als ein Vorfahr der Familie, der an seiner Seite gewesen war, gelobt hatte, den Leichnam zu beschützen.

Soltans Schrein teilt sich in zwei kleine Kammern. Der hohe Marmorsarkophag steht im zweiten Raum. Dutzende Gebetsteppiche und Fotos hingen an der Wand. Fast alle zeigten einen Mann mit weichen Augen und einem über den Kopf drapierten grünen Umhang. Dies war Imam Ali, der Gründer des Schiismus und ein Prophet der Ahl al-haqiqah.

Soltan Sahak wurde in der heiligen Stadt Barzinja im Irak geboren und kam erst später in den Iran, erzählte uns Taher, als wir das Grabmal verließen. Bei seiner Ankunft war der Fluss sehr laut gewesen. Aber Soltan betete und – »Hören Sie!« – jetzt ist der Fluss sehr leise.

Ich hatte über Soltan Sahak gelesen. Der Legende nach kamen vor seiner Geburt drei Derwische zu seinem Vater, Shaik Ise, der damals schon ein alter Mann war, und bedrängten ihn, sich noch einmal zu verheiraten. Der *shaik* (Scheich), der bereits drei Söhne hatte, versuchte sich zu entziehen. Doch die Derwische insistierten. Endlich gab er nach und erklärte, die Tochter eines *agha* in der Gegend ge-

fiele ihm. Als jedoch der *agha* von dem Heiratsantrag hörte, war er empört. Nie würde er seine Tochter mit einem so alten Mann verheiraten! Und er befahl, die Derwische in Stücke reißen zu lassen. Doch kaum waren die Derwische tot, wurden sie wieder lebendig. Das wiederholte sich zweimal, bis der *agha* zuletzt in die Heirat einwilligte, allerdings unter der Bedingung, dass die Derwische die Straße zu seiner Tür mit kostbaren Teppichen auslegten, ihm 1000 mit Gold beladene Maulesel brächten, ihm 10 000 Kamele zubilligten, und dieselbe Anzahl an Schafen und Pferden noch dazu. Die drei verschwanden und kehrten am nächsten Morgen mit dem Verlangen zurück. Das Paar wurde getraut, und ein Jahr später, 1272 oder 1273, kam Soltan Sahak zur Welt.

»Warum sind den Ahl al-haqiqah Schnurrbärte so wichtig?«, fragte ich Taher im Gehen. Auf der einen Seite lagen Schlafsäle für Pilger, auf der anderen weiß gekachelte Räume mit Fleischerhaken, wo die Gläubigen ihre Ziegen und Schafe zur Opferung brachten.

»Damit wir einander erkennen können, es ist ein Symbol unseres Glaubens«, sagte er. »Und wenn einer kommt, dessen Schnurrbart zu kurz ist, dann lasse ich ihn nicht herein.«

Ich brauchte eine Weile, um zu begreifen, dass er scherzte.

Ich wollte ihm mehr Fragen über die Ahl al-haqiqah stellen, aber Taher lehnte mit den Worten ab, er sei kein Experte. Ich nahm an, dass mehr dahinter steckte. Wie die Jesiden hatten die schmerzvollen Erinnerungen an die Verfolgung die Ahl al-haqiqah gelehrt, ihren Glauben zu verbergen.

Als wir uns der Vorderseite der Anlage näherten, lud Taher uns zum Tee in sein Heim, und wir betraten einen separaten Raum, in dem seine Frau bereits Wasser aufsetzte und Platten mit Obst und frischem weißem Käse vorbereitete. Der Käse aus geronnener Milch und Kräutern ist in ganz Kurdistan ein Hauptnahrungsmittel.

In einer Ecke lag eine *tambur*, eine Art Laute mit langem Hals. Als eines der ältesten Instrumente der Welt, das sich vor Tausenden von Jahren entwickelt hat, ist die *tambur* weitaus älter als der Glaube der Ahl al-haqiqah und besonders im Iran sehr beliebt. Aber das Instrument ist ein bedeutender Teil ihrer Religion geworden, so bedeutend, dass die *tambur* in fast jedem Haus der Ahl al-haqiqah zu finden ist.

Die Ahl al-haqiqah glauben, als Gott Adam und Eva erschuf, wollte er Adam ein Stück von seiner Seele geben, aber die Seele wollte nicht gehen, erzählte mir später ein Musiker in Teheran. Also sagte Gott zu Gabriel: »Gehe in Adams Körper und spiele die *tambur*.« Gabriel tat wie geheißen und spielte ein wunderbares Lied mit Namen »*Tarz*«, das bis heute gespielt wird. Das Stück von Gottes Seele war verwundert. Ihm gefiel das Lied sehr, aber woher kam es? Es näherte sich Adam, die Musik zog es an und zog und zog, bis es in Adams Körper verschwand.

Ich fragte Taher und seine Frau, ob es schwer sei, so weit von einer Siedlung entfernt zu leben, am Ende einer Straße, die mit dem Schneefall im Winter unpassierbar wurde und sich im Frühling in Schlamm verwandelte. Taher schien meine Frage zu verwirren, dann zuckte er die Achseln. Manchmal sei es im Winter einsam, sagte er. Aber in Frühling, Sommer und Herbst ging es beim Schrein stets lebhaft zu. Wusste ich denn nicht, dass den Ahl al-haqiqah Soltans Schrein das bedeutete, was den Muslimen Mekka war? Pilger kamen von überall her, und an den großen Feiertagen war die Stätte so voller Menschen, dass man noch nicht einmal Platz zum Sitzen fand. Selbst die Schiiten und Sunniten glaubten an Soltan Sahak und kamen, wenn sie krank waren, um wenige Stunden später, wundersam geheilt, wieder aufzubrechen.

Bei seinen Worten hatte ich das Gefühl, einem glücklichen Mann zu lauschen.

An einem Sonntag in Istanbul nahmen mich meine neuen Freunde Ali, ein Wirtschaftswissenschaftler, und Sheri, ein Architekt, mit zu einem *cem*. Ali wie Sheri waren alewitische Kurden, hatten aber nie selbst ein *cem* besucht und gingen auch diesmal nur mir zuliebe hin. Wie bei vielen jüngeren türkischen Kurden und Amerikanern spielte organisierte Religion in ihrem Leben keine große Rolle. Sie konnten nur wenige meiner Fragen über den alewitischen Glauben beantworten und hatten ebenso wenig Interesse daran wie ich am Christentum.

Von den rund 3,5 Millionen Alewiten in der Türkei sind etwa die Hälfte Kurden. Ihre Hochburg ist Tuncelli, auf Kurdisch Dersim genannt, eine kärgliche, arme Stadt nördlich von der südosttürkischen Region, in der die Mehrheit der sunnitischen Kurden lebt. Die Alewiten haben eine starke humanistische Tradition, ehren ihre Religion mit Gesang und Tanz und unterrichten ihre Töchter oft ebenso wie ihre Söhne. Die Alewiten sind für ihre linksorientierte Politik bekannt, die sie oft – mit katastrophalen Konsequenzen – in Konflikt mit der rechtsgerichteten türkischen Regierung bringt.

Die alewitischen Türken und die alewitischen Kurden sind zwei getrennte Gruppen mit häufigen Meinungsverschiedenheiten. Historisch betrachtet, ist die Kluft zwischen den alewitischen und den sunnitischen Kurden weitaus größer. Traditionsgemäß sehen die sunnitischen die alewitischen Kurden als ungläubig und unrein an, sie empfinden das Fehlen von Moscheen, rituellen Waschungen und Gebeten als Frevel. Die alewitischen Kurden wiederum halten die sunnitischen Kurden im Allgemeinen für ungebildet und rückständig. Gott ist in den Herzen, nicht in Ritualen und Gebeten, sagen sie und machen sich über die sunnitischen Kurden lustig, die »fünffmal am Tag mit dem Kopf auf den Boden einschlagen«.

Erst in der Neuzeit sind die alewitischen und sunnitischen Kurden einander näher gekommen – vor allem durch den türkisch-kur-

dischen Bürgerkrieg. Welcher Fehler er sich auch schuldig gemacht haben mag, es ist dem PKK-Führer Abdullah Öcalan gelungen, viele kurdische Gruppierungen, darunter die alewitischen Kurden, mit den sunnitischen Kurden im bewaffneten Kampf gegen den türkischen Staat zu vereinen.

Ali, Sheri und ich trafen gegen Mittag beim Shakulu Sultan Cemvi ein. Die große, weiß getünchte Anlage war voller einladender Gärten, kopfsteingepflasterter Innenhöfe, hoch aufragender grüner Bäume und Hunderter von Männern, Frauen und Kindern. Beim Eingang waren eine moderne Buchhandlung, Tische, voll gepackt mit Büchern und CDs, und ein Pferch mit Schafen. Die Schafe wurden zum Kauf angeboten – als Opfertiere.

Wir folgten einer Lautsprecherstimme, die über die Köpfe hinwegtönte, und betraten einen zwölfseitigen Raum. Er war gefüllt mit Andächtigen. Obwohl die meisten Frauen auf der einen, die meisten Männer auf der anderen Seite des Raums saßen, mischten sich die Gruppen auch, und der Umgang war zwanglos: Kinder kamen und gingen, Erwachsene unterhielten sich im Flüsterton. Einige der Frauen hatten ihren Kopf mit Tüchern bedeckt und trugen lange Gewänder, andere trugen enge Jeans und T-Shirts. Über den Eingang herrschte ein wohlbeleibter Mann mit Stock und dirigierte das Kommen und Gehen.

An der Stirnseite saß ein gebrechlich wirkender Greis mit einem vollen weißen Bart, einem dreiteiligen olivenfarbenen Anzug, elegantem Hut und dunkler Sonnenbrille und schwankte sacht hin und her. Er wurde »Großvater«, oder *dede*, genannt. Neben ihm saßen noch ein alter Mann mit Bart und Kappe sowie ein etwas jüngerer Mann im Anzug mit Bart und Schnurrbart.

Der *dede* begann, in das Mikrofon zu intonieren: »Allah, Allah, Allah«, während der andere alte Mann mit einem gesprochenen Gebet einfiel. Alle Bittsteller fielen auf die Knie und beugten die Köpfe,

während ein Mann unzusammenhängend die Seiten einer *saz*, einer Laute, schlug. »Yah, Allah, yah, Allah«, beteten die Gläubigen.

Während ich die friedliche Szene genoss, dachte ich an die schwere Geschichte der Alewiten, die mit den Anfängen des Osmanischen Reiches 1514 begann, als Sultan Selim der Grausame 40 000 Alewiten abschlachten ließ, weil er sie verdächtigte, die Safawiden zu unterstützen. Seitdem begegneten die sunnitischen Osmanen den Alewiten mit der größten Verachtung, eine Haltung, die sich bei einigen bis heute erhalten hat. Durch das 20. Jahrhundert hindurch waren die Alewiten häufiges Ziel von Gewaltakten. Zum brutalsten Feldzug kam es 1937/38, als der türkische Präsident Atatürk eine beginnende Revolution mit Giftgas und schwerer Artillerie im Keim erstickte. Bei dem Angriff starben rund 40 000 Alewiten. 1978 wurden bei Ausschreitungen der rechtsgerichteten Grauen Wölfe mindestens 108 Alewiten massakriert und weitere 176 schwer verwundet. Sie rissen Kinder aus den Bäuchen der schwangeren Mütter und hängten die Leichen der Männer an Strommasten auf, um, wie sie sagten, den »Feind von innen« auszulöschen.

Die letzte Tragödie großen Ausmaßes ereignete sich vor nur zehn Jahren in der antiken türkischen Stadt Sivas. Dort hatten sich an einem Tag im Juli 1993 Dutzende Intellektueller zu einem alewitischen Literaturfestival zu Ehren von Pir Sultan Abdal eingefunden. Der Dichter, Mystiker und Gesellschaftskritiker aus dem 16. Jahrhundert wurde von den Osmanen hingerichtet. Seit langem vergleichen die Alewiten sein Ringen mit dem ihrer Glaubensgemeinschaft, in jüngeren Jahrzehnten jedoch sehen viele alewitische Kurden – und die türkischen Behörden – eine Verbindung zwischen ihm und der kurdischen Sache. Unter den Ehrengästen des Festivals befand sich auch der renommierte Satiriker und Linke Aziz Nesin, ein türkischer Alewit, der die Feier mit einer leidenschaftlichen Rede mit anti-islamischen Untertönen eröffnete. Am nächsten Tag bela-

gerte eine wütende Horde von Islamisten das Hotel, in dem die Intellektuellen abgestiegen waren. Fieberhaft versuchten die Alewiten per Telefon die örtliche Polizei, Sicherheitskräfte und die Hauptstadt Ankara um Hilfe anzurufen, aber niemand reagierte. Schließlich setzte die aufgebrachte Menge das Hotel unter *Allah-u Akbar*-Rufen (»Gott ist groß!«) in Brand. 37 Schriftsteller, Künstler und Intellektuelle fielen einer Tragödie zum Opfer, für die die Alewiten die türkischen Behörden ebenso verantwortlich machen wie die Täter selbst.

Ironie des Schicksals: Aziz Nesin überlebte das Inferno. Man hatte ihn mit dem Polizeichef verwechselt und war ihm mit einer Feuerwehrleiter zu Hilfe gekommen ...

Von Königen zu Parlamentariern

Von Dohuk nach Erbil, dem Hauptquartier der KDP und Sitz des kurdischen Parlaments, war es eine fünfstündige Fahrt. Ich hatte geplant, mir dafür einen Wagen zu mieten, aber in letzter Minute stellte Dr. Shawkat den Kontakt zu einem KDP-Funktionär her, der auf dem Weg nach Erbil war. Er hatte seinen eigenen Wagen und einen Chauffeur und bot an, mich mitzunehmen.

Ich verabschiedete mich von Majed und seiner Familie sowie von Dr. Shawkat, dessen Aufmerksamkeiten mir nicht mehr auf die Nerven gingen – ich würde ihn und alle meine Freunde in Dohuk vermissen. Ich fragte mich, wie so oft, wenn ich von Leuten in Kurdistan fortging, wie ihre Welt wohl aussehen würde, wenn wir das nächste Mal voneinander hörten. Das Schreckgespenst Krieg lastete über allem.

Gegen Mittag kamen der KDP-Funktionär und ich zu dem sich weit ausdehnenden Großen Zab, dem wichtigsten Nebenfluss des Tigris. Das Wasser des Flusses rauschte, in braunen und weißen Strängen schäumend, an uns vorbei und auf den schneebedeckten Qandil zu. Wir überquerten eine kleine Brücke und passierten einen auf einer Seite von Felsklippen begrenzten Durchgang. Damit hatten wir den bahdinanischen Teil Kurdistans hinter uns gelassen und waren nun im soranischen Kurdistan, wo die Kurden einen anderen Dialekt sprechen.

Der Große Zab markiert die Grenze zwischen den beiden Hauptdialekten der kurdischen Sprache. Nördlich des Flusses, einschließlich des nördlichen irakischen Kurdistan und eines Großteils der

Türkei, sprechen die Kurden Kermanji. Südlich des Flusses, im südlichen Teil des irakischen Kurdistan und weiten Teilen des Iran, sprechen sie Sorani. Subdialekte existieren, darunter Zaza, das hauptsächlich in der mittleren östlichen Türkei gesprochen wird, sowie Gurani und Kirmanshahi, das im iranischen Kurdistan gesprochen wird. Interessanterweise sind Zaza und Gurani eng verwandt, obwohl sie an entgegengesetzten geographischen Enden Kurdistans gesprochen werden. Viele Kurden sind zweisprachig und beherrschen neben Kurdisch noch Arabisch, Persisch oder Türkisch.

Alle kurdischen Dialekte gehören einem von zwei Zweigen der iranischen Sprachen an und sind dem Persischen verwandt. Sie unterscheiden sich trotzdem beträchtlich – und zwar so sehr, dass viele Kermanji sprechende Kurden kein Sorani verstehen und umgekehrt. Das Fehlen einer gemeinsamen Standardsprache war und ist ein zusätzliches Hindernis auf dem Weg zur politischen und sozialen Einheit der Kurden.

Diese Barriere ist indes am Bröckeln, hauptsächlich durch das Fernsehen und teilweise aufgrund von Krieg und Umwälzungen. Etwa zwei Drittel der irakischen Kurden haben, wie auch viele türkische und iranische Kurden, heute Zugang zu Satellitenschüsseln. Damit empfangen sie das kurdische Satellitenfernsehen der KDP, dessen Moderatoren sowohl Kermanji als auch Sorani sprechen; Der PUK-Sender Kurd Sat sendet üblicherweise in Sorani; der PKK-Sender Med TV, ein Kermanji-Sender, wird von Europa her ausgestrahlt. Krieg und Umwälzungen haben zudem zu einer stärkeren Vermischung Kermanji und Sorani sprechender Kurden geführt, sowohl innerhalb Kurdistans als auch in der Diaspora.

Schwierig bleibt es vor allem, was die kurdische Schriftsprache betrifft. Irakische und iranische Kurden benutzen wie ihre Landsleute das arabische Alphabet, während die türkischen Kurden, wie andere Ethnien in der Türkei, die lateinische Schrift verwenden.

In der Schutzzone war Kurdisch in den Schulen Unterrichtssprache; dort wurde außerdem ein »kurdisierter« Lehrplan entwickelt. Eltern, die selbst auf Arabisch unterrichtet worden waren, freuten sich, dass ihre Kinder den ihren in Kurdisch erhielten. Doch die Praxis hat Fallstricke. Viele der jüngeren Generation sprechen kein Arabisch – in einem von Arabisch sprechenden Nachbarn umgebenen Land ein nicht zu unterschätzendes Risiko.

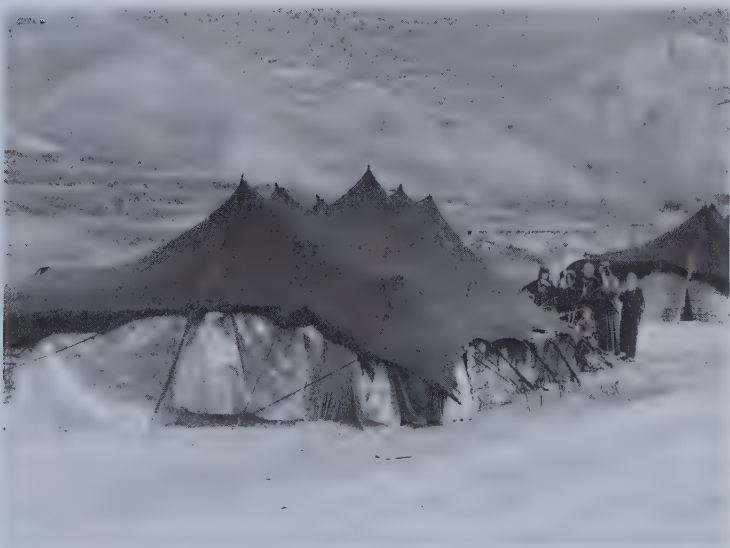
Eine ähnlich verständliche, nichtsdestoweniger irrationale Abneigung gegen das Arabische reicht auch im Iran tief, wo sich viele Kurden von der islamischen Regierung unterdrückt fühlen. Ein intelligenter, ehrgeiziger Oberschüler, den ich dort traf, reagierte geradezu entsetzt, als ich ihn fragte, ob er Arabisch spreche. »Ich muss es in der Schule lernen, aber ich werde es niemals *sprechen*, es ist böse«, antwortete er.

Der Kurdisch-Unterricht in den irakischen Schulen findet beträchtlichen Widerhall bei den Kurden im Iran und in der Türkei, wo es kurdischsprachige Schulen nicht gibt. Einige Universitäten im iranischen Kurdistan bieten Lehrveranstaltungen zur kurdischen Sprache, Geschichte und Kultur an, aber in den unteren Stufen des Schulsystems wird die Sprache nicht gelehrt. In der Türkei ist der Kurdisch-Unterricht ein brisantes Politikum; immer wieder werden Kurden inhaftiert, weil sie für das Recht auf die kurdische Sprache eintreten. Ende 2001 und Anfang 2002 etwa unterzeichneten Studenten an 25 türkischen Universitäten 11 837 Petitionen für ein fakultatives Lehrangebot in Kurdisch. Daraufhin wurden 1359 Studenten festgenommen, 143 inhaftiert und 46 vom Lehrbetrieb ausgeschlossen.

Vom Großen Zab setzten wir unseren Weg in Richtung Süden fort, durchquerten die mit Gersten- und Weizenfeldern bedeckte Harir-Ebene und passierten die baumreiche christliche Stadt Shaqlawa.

Hinter Shaqlawa erhob sich düster-bedrohlich der Berg Sefin. Hier hatten die *peshmerga* einst einen entscheidenden Sieg über die irakische Armee errungen, der dem halbautonomen Kurdistan den Weg geebnet hatte.

Im späteren Verlauf meines Aufenthalts lud man mich zu einem Picknick auf dem Sefin ein. Ich war überrascht, dort oben ein breites, grasbewachsenes Plateau vorzufinden, übersät mit Gänseblümchen, purpurnen Disteln und großen, roten wilden Tulpen mit gepunkteten Blättern. Rund um den Sefin erhoben sich kleinere dunkelrote und graue Berge, die wegen ihrer markanten vertikalen Kammlinien an riesige Muschelschalen oder Bärenatzen erinnerten. Andere Hügel waren hellgelb, weiß und grün gestreift – als hätte jemand Farbeimer über ihre Hänge gekippt.



Zelte der Halbnomaden

Hinter Shaqlawa führte die Straße im Zickzack einen steilen Grat hinauf zum auch als Pir Mam bekannten Salahuddin. Das meilenweit sichtbare Salahuddin war vor 1991 ein Ferienort gewesen, diente aber seit dem Aufstand der KDP als Hauptquartier. Ein riesiges Parteizeichen, beherrscht von einem Adler mit durchdringenden Augen, stand an einer zentralen Kreuzung auf dem Berggipfel. Zu beiden Seiten erstreckten sich Büros und Wohnhäuser von Spitzenfunktionären, darunter des KDP-Vorsitzenden Massoud Barzani und des Premierministers Nechirvan Barzani.

Das auf Kurdisch als Hawler bekannte Erbil war von Salahuddin aus gut zu sehen und über eine kurvenreiche Straße erreichbar. Die beiden Städte lagen weniger als eine halbe Stunde voneinander entfernt, und durch die Politiker und Bürokraten, die mehrmals täglich hin und her fuhren, waren die Beziehungen eng. Verkehrsstaus auf der Verbindungsstraße waren an der Tagesordnung, ebenso wie Staus in Erbil selbst. Das schläfrige Dohuk war meilenweit entfernt.

Wie Amadia ist auch Erbil mit seiner mehr als 8000 Jahre zurückreichenden Geschichte eine der ältesten ununterbrochen bewohnten Städte. Die Sumerer nannten sie 3000 v. Chr. auf ihren Keilschrifttafeln »Urbilum«, während die Stadt unter den Assyryern als religiöse Hauptstadt des Reiches den Schrein der Göttin Ishtar beherbergte und Arbailu oder »Vier Götter« hieß.

Sennacherib, der vielleicht berühmteste der Assyryer-Könige, unternahm 692 v. Chr. eine Pilgerreise nach Erbil, um für die bevorstehende Schlacht gegen die Babylonier zu Ishtar zu beten; seine Gebete wurden erhört. Erbil war auch der Ort, an den man Mitte des 7. Jahrhunderts die Anhänger des gescheiterten assyrischen Usurpators Teumman verschleppte, um ihnen dort auf brutalste Weise bei lebendigem Leib die Haut abzuziehen. 608 v. Chr. regierten die Meder die Stadt, ihnen folgten im Verlauf der nächsten sechs Jahr-

hunderte die Perser, die Griechen und die Parther, unter deren Herrschaft Erbil zum Christentum übertrat. In der Stadt, die die Bibel als Arbela erwähnt, kreuzten sich wichtige Karawanenstraßen.

Am bekanntesten ist Erbil für die Schlacht zwischen Griechen und Persern 331 v. Chr. Als Folge dieser entscheidenden Schlacht, in der sich Alexander der Große und der Großkönig Darius III. gegenüberstanden, fiel ganz Asien bis zum Hindukusch unter griechische Herrschaft, und die mächtige persische Dynastie der Achämeniden ging unter. Die Schlacht war eine glänzende militärische Leistung: Alexander und seine Armee besiegten ein um ein Vielfaches größeres Heer; gegenüber den 1200 Verlusten in den eigenen Reihen gab es geschätzt 40 000 getötete Perser.

Ihrem Namen zum Trotz wurde die Schlacht von Arbela in der rund 80 Kilometer nordwestlich von Erbil gelegenen Ebene Gaugamela, was so viel wie »Weideland der Kamele« bedeutet, geschlagen. Großkönig Darius hatte Gaugamela lange vor Alexander erreicht, aber er machte entscheidende taktische Fehler. So versäumte er es, umliegende Hügel mit Spähposten zu besetzen. Zudem erfuhr Darius einige Tage vor der Schlacht, dass seine in Alexanders Lager gefangen gehaltene Frau erkrankt und gestorben war. In letzter Minute bemühte er sich um Friedensverhandlungen und bot ein gewaltige Lösegeldsumme für seine noch in Gefangenschaft befindlichen Familienmitglieder. Alexander schlug das Angebot aus, die Schlacht begann, und je weiter der Tag voranschritt, desto aussichtsloser wurde die Lage der Perser.

Als die Schlacht einen Höhepunkt erreichte, flohen Darius und seine unmittelbaren Gefolgsleute in ihr Basislager in Arbela, von wo aus sie ihre Flucht nach Norden in die kurdischen Berge und den Iran fortsetzten. Alexander marschierte am nächsten Morgen in Arbela ein und fand den Großkönig nicht mehr vor. Er bemächtigte sich seines Streitwagens und seiner Waffen und rief sich zum König

von Asien aus. Die Griechen begruben ihre Toten und marschierten weiter nach Babylon und zu den persischen Hauptstädten Susa und Persepolis. Die Leichen der vielen tausend persischen Soldaten verwesten auf dem Schlachtfeld.

Erbil gewann 1167 erneut an Bedeutung, als ein mächtiger kurdischer Fürst es als seinen Regierungssitz wählte. Sein Nachfahre Muzaffer al-Din Kokburi gründete ein bedeutendes Sufi-Zentrum und diverse *madrassa* (Religionsschulen). Sein ziegelverkleidetes Minarett steht noch heute. Muzaffer könnte auch der Erste gewesen sein, der im Jahre 1207 offiziell den Geburtstag des Propheten Mohammed beging – eine Feierlichkeit, die sich seither über die gesamte muslimische Welt verbreitet hat.

Wie ein Großteil von Kurdistan war auch Erbil im 13. Jahrhundert Ziel schwerer Angriffe der Mongolen-Armeen unter Hulagu Khan, aber die Stadt leistete eindrucksvoll Widerstand und fiel erst nach langer Belagerung. Unter den Osmanen war Erbil ein kultureller und administrativer Mittelpunkt und die Heimat vieler Dichter, Gelehrter und hoher Verwalter.

Nach meiner Ankunft in Erbil ging ich direkt zum Haus von Nesreen Mustafa Siddeek Berwari, der kurdischen Ministerin für Wiederaufbau und Entwicklung, die mich eingeladen hatte, bei ihr zu wohnen. Nesreen und ich hatten vor meiner Abreise aus den USA dank eines gemeinsamen Bekannten häufigen Kontakt per E-Mail. Wir hatten uns bereits in Dohuk getroffen. Es war Nesreen gewesen, die mich mit ihrem Cousin Majed und seinen Geschwistern bekannt gemacht hatte und mir meinem Aufenthalt in Amadia arrangieren half, da sie meinen Gastgeber Mam Muhsen durch ihre Regierungsarbeit gut kannte. Sie hatte auch viele meiner grundlegenden Fragen zu Kurdistan beantwortet und mir geholfen, mich in seinen gesellschaftlichen Sitten zurechtzufinden.

Nesreen, die Mitte dreißig war, lebte mit ihrem Vater und einem unverheirateten Bruder in einem großen Haus, das ihr von der KDP zur Verfügung gestellt wurde. Um den Haushalt kümmerten sich Verwandte aus Chamsaida, dem Heimatdorf der Familie, und vor dem Haus stand ein mit *peshmerga*, die ebenfalls hauptsächlich aus Chamsaida stammten, besetztes Wachhaus. Kurdische Familien sind lose Verbände, die oft an die Hunderte zählen, und wer in Machtpositionen gelangt, stellt häufig Verwandte ein.

Nesreen erwartete mich bereits, und bald saßen wir bei einem Glas Tee zusammen. Selbstbewusst und direkt, mit glänzenden dunklen Haaren und Augen, war Nesreen eine der ungewöhnlichsten Frauen des irakischen Kurdistan, und, wie ich hoffte, ein Symbol für eine bessere Zukunft aller kurdischen Frauen. Als eine von zwei weiblichen Ministern und vier weiblichen Parlamentariern in der KDP-Regierung war sie ledig, unternahm ausgedehnte Reisen auf eigene Faust, stand einem Ministerium mit 1500 Angestellten vor und hatte einen Magisterabschluss von der Kennedy School of Government der Universität Harvard vorzuweisen.

Sie verdankte ihren Erfolg zu einem großen Teil ihrem Vater. Der ungebildete, aber aufgeschlossene Mann, der in Chamsaida aufgewachsen war, hatte 1958, als er begriff, dass seine Kinder kaum eine Zukunft haben würden, wenn sie im ländlichen Kurdistan blieben, seine Familie genommen und war nach Bagdad gezogen. Seine Voraussicht hatte sich bezahlt gemacht. Unter Nesreens Brüdern waren ein Geologe und erfolgreicher Maler, ein Ingenieur, ein Geschäftsmann, der sich auf Computer spezialisiert hatte, und der Direktor von *Brayati*, einem der bedeutendsten Zeitungs- und Medienunternehmen in Kurdistan.

Nesreen wurde 1967 in Bagdad als Zweitjüngste von neun Geschwistern geboren. Ihr ältester Bruder schloss sich 1974 der kurdischen Revolution an. Sie war damals sieben Jahre alt. In der Folge-

zeit wurde ihr Vater wiederholt von der Baath-Partei schikaniert. 1981 wurde die gesamte Familie, zusammen mit Hunderten von anderen *Peshmerga*-Familien, ein Jahr inhaftiert. Aber Nesreen nahm ihre Schulbücher mit ins Gefängnis, und die Wachen erlaubten ihr, das Gefängnis zu verlassen, um ihre Abschlussprüfungen abzulegen.

»Ich wollte meine Chance auf eine Ausbildung nicht aufgeben«, sagte sie, während wir an unserem Tee nippten. »Das ist es, was Saddam wollte. Er wollte, dass die Kurden ungebildete Niemands bleiben. Aber Saddam ist der Grund, weshalb ich und viele andere Kurden uns selbst nur noch mehr angetrieben haben, um zu beweisen, dass wir es schaffen können.« Sie reichte mir eine Schachtel mit importierter Schokolade.

Nach der Freilassung zog die Familie nach Dohuk, aber Nesreen blieb zurück, um an der Universität von Bagdad Architektur und Stadtplanung zu studieren. Sie war im letzten Jahr, als der Golfkrieg ausbrach und der Aufstand begann. Sie und der Großteil ihrer Familie waren gezwungen, in die Türkei zu fliehen. Sie hatte zwei Monate in einem türkischen Flüchtlingslager gelebt, als sie hörte, dass die Universität von Bagdad wieder eröffnet worden war. Da beschloss sie, zurückzukehren und ihren Abschluss zu machen. Der Schritt forderte Mut. Sie konnte nicht wissen, wie sie als Kurdin empfangen würde. Aber auch dieses Mal hatte sie ihre Chance auf eine Ausbildung nicht aufgeben wollen. Sie machte ihren Abschluss – ohne weitere Zwischenfälle.

Nach der Errichtung der Schutzzone und ihrer Rückkehr nach Kurdistan arbeitete Nesreen zuerst als Verwaltungsbeamte für die Hohe Flüchtlingskommission der Vereinten Nationen. Sie stieg in der UN-Organisation kontinuierlich auf und wurde schließlich zur Leiterin der Habitat-Außenstelle in Dohuk ernannt. Wie alle Mitarbeiter der Vereinten Nationen wurde sie weitaus höher bezahlt als

der durchschnittliche Kurde, und so war sie damals, als die meisten ihrer Brüder arbeitslos waren, die wichtigste wirtschaftliche Stütze ihrer gesamten Familie.

Mit der Hilfe eines UN-Mitarbeiters begann Nesreen, Broschüren von Universitäten im Westen anzufordern. Nachdem sie die Kennedy School an der Universität Harvard ins Auge gefasst hatte, führte sie das erforderliche Bewerbungsgespräch am Telefon, wurde angenommen und flog nach Boston, um die erste irakisch-kurdische Studentin der Schule zu werden. 15 Monate später absolvierte sie ihre Magisterprüfung. Für die Hälfte der Studiengebühr war die Regierung von Kurdistan aufgekommen, die andere Hälfte deckte ein Stipendium der Kennedy School. Ihr Vater war bei der Verleihungsfeier anwesend – eine Szene, die ich mir nur zu gern ausmalte.

Als Nesreen den Irak verlassen wollte, um in den Vereinigten Staaten zu studieren, hatte es natürlich Gerede gegeben. Sie geht allein – für über ein Jahr! Die Gemeinschaft tuschelte: Sie wird heiraten und nicht zurückkommen.

Aber Nesreen kam zurück, und man bot ihr zunächst das Amt der Stellvertretenden Ministerin für Wiederaufbau und Entwicklung an. Sie lehnte ab. Sie kannte ihre Kultur gut genug, um zu wissen, dass sie als Stellvertretende Ministerin wenig Einfluss haben würde. 1999, und das muss man der KDP-Führung zugute halten, die oft für ihre traditionelle Stammespolitik kritisiert wird, wurde Nesreen dann zur Ministerin für Wiederaufbau und Entwicklung ernannt. Alles war gut gegangen.

»Ich kann aufrichtig sagen, dass mir als Frau in der Regierung nie wirkliche Probleme gemacht wurden«, sagte sie. »Mein geringes Alter und der Mangel an Regierungserfahrung waren die größeren Hindernisse.«

Auch diesen hat sie sich gestellt und sie überwunden. Die KDP ist so weit gegangen, zu sagen, dass die besten ihrer 20 Minister ihre

beiden weiblichen Minister seien. Wichtiger ist: Ein großer Teil der kurdischen Gesellschaft hat sich nicht nur an Nesreens Leistungen gewöhnt, sondern man ist auch stolz auf sie – so sehr, dass junge Frauen häufig von der Hoffnung sprachen, einmal in ihre Fußstapfen zu treten.

Mit Rezan, einer hübschen, ständig kichernden jungen Dolmetscherin, die kürzlich ihren Abschluss an der Universität von Salahuddin gemacht hatte, erkundete ich in den nächsten Tagen Erbil. Wir begannen mit einem Rundgang über die vielen Märkte im Freien und durch die überdachten Bazare in der Umgebung der Zitadelle, Erbils ältestem, knapp 25 Meter über dem Rest der Stadt gelegenen Viertel. Zum Verkauf wurde alles angeboten, was man erwarten würde: Teppiche, Kleidung, CDs, Computer, Obst und Gemüse. Ich lauschte dem Plaudern meiner Führerin nur mit halbem Ohr, als sie vorschlug, ihren »Milchbruder« zu besuchen. So lernte ich einen strahlenden jungen Mann kennen, der ein Teppichgeschäft führte. Seine Mutter war gestorben, als er ein Säugling war, und Rezans Mutter hatte ihn gestillt. Damit waren er und Rezan Milchverwandte; sie fühlten sich nahe, durften einander aber nicht heiraten.

In Erbil steht eine gewaltige Moschee im türkischen Stil, die von der Turkmenen der Stadt errichtet wurde. Zu diesem Volk haben die Kurden ein gespanntes Verhältnis, aber es ist zwischen ihnen nie wirklich zu Gewalt gekommen. Die mit den Türken verwandten Turkmenen leben vorwiegend in Städten im Nordirak und in Bagdad. Es gibt keine zuverlässigen Bevölkerungszahlen, aber es sind vermutlich zwischen 350 000 und 750 000. Bei den Kurden haben die Turkmenen den Ruf, extrem konservativ, wohlhabend, überheblich, abweisend und passiv zu sein – eine Sicht, der die Turkmenen, auf die ich traf, im Wesentlichen zustimmten. Allerdings zogen sie

die Begriffe »konservativ, wohlhabend, stolz, zurückgezogen und friedliebend« vor. Viele Turkmenen gehen Handwerksberufen nach, sind häufig Schreiner oder Schneider, und seit Jahrhunderten beherrschen sie in den Städten im Norden die Goldmärkte.

Obwohl sie unter dem Baath-Regime grausam misshandelt wurden, boykottierten die Turkmenen 1992 die Wahl in Kurdistan und verzichteten 2002 auf die Chance einer Mitwirkung im wieder vereinten kurdischen Parlament. Viele Beobachter vermuten jedoch, dass dieses Verhalten weniger Ausdruck einer kurdenfeindlichen Haltung der Turkmenen war als vielmehr ein Zeichen mangelnder Bereitschaft, sich durch ein scheinbares Befürworten der kurdischen Unabhängigkeit den Zorn der Türkei zuzuziehen.

Die Türkei behält ihre Verwandten schützend im Auge und beschwert sich häufig über den Status der Turkmenen als Bürger zweiter Klasse in der kurdischen Schutzzone.

Eines Morgens gingen Rezan und ich zum Faili Cultural Center, dem Zentrum einer weiteren Minderheit in Kurdistan. Die etwa 150 000 Angehörige zählenden Faili sind schiitische Kurden, die sich in osmanischer Zeit in zahlreichen Teilen des Irak sowie in Bagdad niederließen und denen jetzt die irakische Staatsbürgerschaft verweigert wurde. Das Baath-Regime erklärte sie zu Iranern und zweimal schob man sie gewaltsam in den Iran ab: etwa 50 000 im Jahr 1971 und eine noch größere Gruppe in den frühen achtziger Jahren. Ebenfalls Anfang der achtziger Jahre wurden weitere über 7000 Faili verhaftet. Sie verschwanden spurlos, erzählte der Leiter des Zentrums Shawker Faili, während er mir eine bedrückend lange Wand mit Fotos der Vermissten zeigte. Allein in seiner Familie waren 18 Menschen nach der Verhaftung spurlos verschwunden, weitere elf hatte man hingerichtet.

An einem anderen Morgen nahmen Rezan und ich an einer Parlamentssitzung in der ehemaligen Sicherheitszone der Baath-Partei

teil. Von außen sah das Parlamentsgebäude dunkel und bedrohlich aus. In seinem Inneren wehte bereits ein neuer Wind. In der Eingangshalle, in der man die Böden auf Hochglanz poliert hatte, hing ein riesiges Gemälde von Mullah Mustafa, flankiert von zwei Wachen in kurdischer Tracht. Beide standen beunruhigend ausdrucks- und regungslos da – der Buckingham Palace ließ grüßen.

Rezan und ich gingen schnurstracks zur Besuchergalerie und nahmen unsere Plätze über dem holzgetäfelten Saal ein, in dem grün gepolsterte Sitzreihen im Halbkreis angeordnet waren. Etwa 50 bis 60 Abgeordnete und Kabinettsminister traten nacheinander ein. Die Minister – unter ihnen meine Gastgeberin Nesreen – setzten sich in die vorderen Bänke. Auch Mam Muhsen, mein Gastgeber aus Amadia, war anwesend; er wurde von etwa einem halben Dutzend Abgeordneter in kurdischer Tracht und einem Christen in einem langen schwarzen Gewand mit Goldstickerei begleitet. Die meisten Männer trugen jedoch, so wie das halbe Dutzend Frauen der Runde, westliche Kleidung.

Der Parlamentspräsident Dr. Rowsch Shaways betrat das Podium und eröffnete die Sitzung mit dem traditionellen kurdischen Segen *Bismellah, al-rahman al-rahim* (»Im Namen Allahs, des Erhabenen, des Gütigen«). Als die Worte erklangen, war ich erstaunt, wie vertraut mir das alles erschien – und wie klein. Von einer kleinen Abweichung in der religiösen Botschaft abgesehen hätte ich mich im Parlamentsgebäude eines kleineren US-Bundesstaates befinden können.

Neben Dr. Rowsch saß ein KDP-Abgeordneter, der Platz auf seiner anderen Seite war leer – so wie etwa die Hälfte der Plätze im Versammlungssaal nicht besetzt waren. Seit dem Bürgerkrieg 1994–1997 hatten fast alle PUK-Abgeordnete Erbil den Rücken gekehrt, und die gähnende Leere machte ihr Fehlen deutlich. Das Parlament war mit 53 Mitgliedern noch immer beschlussfähig, aber die

nun verabschiedeten Gesetze galten lediglich für die von der KDP kontrollierte Seite. Die PUK regierte ihr Territorium durch ein separates Ministerkabinett und das Politbüro der Partei.

Für viele Kurden, mit denen ich sprach, waren die Feindseligkeiten zwischen KDP und PUK ein schmerzliches und peinliches Thema, das man am besten mied. Die Erinnerungen an den Bürgerkrieg waren noch frisch, vor allem in Erbil. Der Konflikt hatte Zehntausende vertrieben und Tausende das Leben gekostet. Er hatte auch das Schlimmste sowohl in den einfachen Bürgern – manche hatten geplündert und gemordet – als auch in der Regierung zum Vorschein gebracht. Im August 1996 hatte die PUK ihre Beziehungen zum Iran vertieft. Wutentbrannt und beunruhigt über mögliche Pläne der PUK hatte die KDP daraufhin Saddam Hussein und seine Truppen in die Region zurückgeholt. Entsetzt hatte die kurdische Zivilbevölkerung zusehen müssen, wie die Baath-Armee zuerst Erbil besetzte. Internationaler Druck zwang die Baath-Armee ein paar Tage später zum Rückzug. Danach übernahm die KDP in Erbil die Macht. Die PUK zog sich nach Sulaymaniyah zurück. Erst im September 1998 und dank amerikanischer Vermittler unterzeichneten die beiden Parteien in Washington schließlich einen Kooperationsvertrag, der einen dauernden Waffenstillstand vereinbarte und weiterführenden Verhandlungen den Weg ebnete.

Die kurdische Führung hatte um ein Haar alles verspielt. Mich schauderte bei der Erinnerung an diese Geschichte, und ich wunderte mich über die Zerbrechlichkeit junger Nationen, die, während sie zwei Schritte vorwärts und einen zurück machten, so leicht ins Taumeln gerieten. Ein weiterer Fehltritt – und das halbautonome Kurdistan hätte wohl der Vergangenheit angehört.

Nach dem Ende der Parlamentssitzung besichtigten Rezan und ich mit Fawzia Eziddin Rashid, einer der vier weiblichen KDP-Abge-

ordneten, das Gebäude. Die warmherzige, rundliche Frau in mittleren Jahren hatte gütige braune Augen, ihr schwarzes Haar war kurz und zurückgekämmt. Sie hatte bereits als Studentin begonnen, für die KDP zu arbeiten. Als eine der wenigen ledigen Frauen, die damals für die KDP arbeiteten, war sie vorsichtig genug gewesen, jede Nacht in einem anderen Haus zu übernachten, um dem Risiko einer Verhaftung vorzubeugen. Damals behandelte die Gemeinschaft Frauen, die inhaftiert worden waren, als »weniger als nichts« – man ging davon aus, dass sie von den Wachen vergewaltigt worden waren und so ihre Ehre verloren hatten ...

Fawzia war auch eine der 59 Abgeordneten gewesen, die sich Ende 1994 bis Anfang 1995 für 101 Tage im Parlamentsgebäude verschanzt und in verzweifelten Verhandlungen versucht hatten, ihre zerbrechende Regierung zu retten. Während ihr Mann in Salahuddin arbeitete und sie ihre Kinder bei Verwandten in Sicherheit wusste, beobachtete sie zutiefst verzweifelt die am Parlamentsgebäude vorbeierollenden irakischen Panzer und die rivalisierenden *peshmerga*, die einander Straße um Straße, Haus um Haus bekämpften. »Es war eine traurige Zeit«, sagte sie.

Nach einer Führung durch die Parlamentsbibliothek – angefüllt mit juristischen Büchern in Kurdisch und Arabisch – zogen wir uns in Fawzias Büro zurück, um über das Frauenrechtskomitee zu sprechen, dessen Mitglied sie war.

Dem Komitee war es jüngst gelungen, sieben Gesetze, die Frauen betrafen, zu ändern. Eines drohte Männern, die ihre Frauen schlagen, mit Strafen, ein anderes legte fest, dass ein Mann, der ohne Einwilligung seiner ersten Frau eine zweite Ehefrau nahm, zu drei Jahren Gefängnis verurteilt werden konnte. Die Veränderungen klangen in ihrer Tragweite beklagenswert begrenzt, aber sie machten deutlich, wie mühselig langsam der Wandel sein kann. Ein kurdischer Politiker sagte später einmal zu mir: »Natürlich können

wir alle möglichen, bewundernswerten Gesetze verabschieden, aber was nützen sie, wenn sie sich nicht umsetzen lassen? Der Trick besteht darin, Gesetze zu erlassen, die unsere Gesellschaft zu akzeptieren bereit ist.«

Das kurdische Parlament musste darüber hinaus darauf achten, nur Gesetze zu verabschieden, die mit dem irakischen Rechtssystem in Einklang standen. Kurdistan unterstand noch immer, wenn auch mit gewissen Spielräumen, irakischem Recht. Entzogen sich die Kurden der Hoheitsgewalt Bagdads – und nach Saddams Herrschaft einer Föderation – zu weit, würde man sie des Separatismus bezichtigen können, und das würde schon bald eine Reihe ganz anderer Probleme mit sich bringen.

Auf dem gleichen Flur wie Fawzias Büro lagen die Zimmer anderer Abgeordneter. Mit einigen von ihnen sprach ich bei späteren Besuchen. Ich lernte auch den kurdischen Parlamentspräsidenten kennen sowie zahlreiche Minister und Funktionäre. Einige hatten nichts als Lob für die neue Regierung, andere gaben offen zu, dass der Weg zur echten Demokratie noch weit war.

Interessanterweise antworteten viele Politiker auf die Frage, was ihrer Einschätzung nach, sah man von Saddam Hussein und den umliegenden feindlich gesonnenen Staaten ab, Kurdistans größtes Problem sei: »Die Leute verstehen ihre Rechte nicht.« Was sie meinten war, dass die Kurden, wie alle Iraki, so lange unter einem autoritären Regime gelebt hatten, dass sie nicht wussten, wie man für sich selbst eintritt. Frauen wussten nicht, dass es eine Handhabe gegen brutale Ehemänner gab; Männer wussten nicht, dass sie gegen illegale Verhaftungen oder Folter protestieren konnten; Familien wussten nicht, dass sie sich dem gesellschaftlichen Druck zum Trotz weigern konnten, ihre Töchter zu töten.

Viele arbeiteten nun hart daran, in diesem Bereich Aufklärungsarbeit zu leisten. Durch Fernsehen und Artikel, Konferenzen und

Demokratieunterricht in Schulen, Polizeidienststellen und Milizposten wurde den Kurden allmählich bewusst, dass man eine Praxis nicht fortsetzen musste, nur weil die Dinge in der Vergangenheit auf eine bestimmte Art gehandhabt worden waren. »Demokratie ist noch sehr neu für uns«, sagte ein Stellvertretender Minister. »Aber wir sind einfache Leute, und wir lernen schnell. Schon in fünf Jahren werden die Dinge ganz anders liegen. Sehen Sie sich all die Veränderungen an, die in den letzten zehn Jahren stattgefunden haben.«

Eine der ersten Frauen, die in einer Führungsposition für die KDP tätig waren, war die 1959 in das Zentralkomitee der Partei gewählte Nahida Shaikh Salaam Ahmad. Nahida, die inzwischen über 80 Jahre alt war, kam 1937 zur Politik, als sie für die KDP als Botin arbeitete. Ihr Vater, Shaik Salaam, war ein berühmter Dichter gewesen, ihr Ehemann ein einflussreiches KDP-Mitglied und einer ihrer acht Söhne, Dr. Rowsch Shaways, war Kurdistans Parlamentspräsident.

Meine Dolmetscherin Rezan und ich suchten Nahida eines Morgens auf und trafen eine charismatische Frau mit schlohweißen Haaren und ausdrucksstarkem, verwittertem Gesicht an. Sie trug ein prächtiges blaues Kleid und ein tiefschwarzes Kopftuch, zahlreiche klimpernde Armbänder aus Gold und Korallen sowie einen breiten Türkisring. Trotz ihres Alters hatte sie eine dunkel und kräftig tönende Stimme und sprach mit dramatischen Gesten. Ich war mir sicher, dass diese Gesten das Zentralkomitee einst bestens dirigiert hatten.

Nahida erzählte uns von ihrer Arbeit für die KDP in den frühen Jahren der Partei, Mitte der vierziger Jahre. Damals, sagte sie, war sie eine von wenigen Frauen unter vielen Männern und hüllte sich deshalb stets sorgfältig in ihre *abbeya*. Die Partei war arm, und eine ihrer ersten Aufgaben bestand darin, mit der Hand den Partei-

Rundbrief zu schreiben und mehrere Kopien anzufertigen – das heißt, *bis* sie einen Einfall hatte. Durch ihre Arbeit als Lehrerin wusste sie, dass das Schulamt in Sulaymaniyah eine Schreibmaschine besaß. Sie beschloss, sie für die KDP zu stehlen. Mit der Hilfe des Pförtners machte Nahida ein Duplikat vom Büroschlüssel und kehrte eines Nachts in ihrer *abbeya* zurück. Sie nahm die Schreibmaschine, die weit schwerer war als erwartet, verbarg sie unter ihrem Gewand und schlich davon.

Am nächsten Tag war die Stadt in Aufruhr. Wo war die verschwundene Schreibmaschine? Der Pförtner wurde verhört, aber schwor – aufrichtig –, er habe die Tür des Büros nie geöffnet. Nahida und ihre Kollegen fertigten eine Holzkiste mit Griff für die Schreibmaschine an, die sie fortan von Haus zu Haus schafften, um ihre Sicherheit zu gewährleisten.

Stell dir vor, welchen Wert eine Schreibmaschine haben kann, dachte ich, während sie weitersprach. Kaum 60 Jahre waren seitdem vergangen, aber sogar im »rückständigen« Kurdistan war die Schreibmaschine inzwischen längst überholt.

Nahida erzählte auch von den vielen Gelegenheiten, bei denen es ihr gelungen war, die irakischen Behörden zu täuschen; diese repräsentierten damals nicht die Baath-Partei, sondern die haschemitische Königsfamilie oder einen von zahlreichen Diktatoren. Häufig wurde sie von der Polizei zum Verhör in die Polizeiwache geholt. Einmal sagten die Wachen zu ihr, sie würde freigelassen, wenn sie die Namen von zwei Parteimitgliedern preisgäbe. Versprecht ihr das?, fragte sie. Ja, antworteten die Wachen, und Nahida nannte ihnen Mullah Mustafa Barzani und Jalal Talabani, die beiden damals längst berühmten Anführer. Die Wachen hielten ihr Versprechen und ließen sie gehen.

Bei einer anderen Gelegenheit brachte Nahida einen hochrangigen KDP-Funktionär zu einem wichtigen Treffen in einer schwer

bewachten Stadt, indem sie ihn in alte Kleider steckte und ihn mit zwei weiteren Frauen begleitete. Als die vier die Stadt erreichten, wurden sie an einem Kontrollpunkt aufgehalten und von einem Armeemoffizier verhört. Wir sind nur drei arme Schwestern, die gekommen sind, um ihre Familie zu besuchen, und dieser Mann ist unser Vetter aus dem Dorf, der uns begleitet, um uns auf der Reise zu unterstützen, erklärte Nahida. Der Armeemoffizier sagte, er hätte selbst sechs Schwestern, und bot ihnen Tee an. Nahida forderte den verkleideten KDP-Funktionär auf, den Tee zu servieren. Der Mann, der eine solche Aufgabe nicht gewöhnt war, ließ das Tablett fallen. Du Trottel!, schimpfte Nahida geistesgegenwärtig, ich weiß nicht, warum wir uns die Mühe gemacht haben, dich mitzunehmen!

Während ich Nahidas Erzählungen lauschte, fiel mir auf, wie sehr sie nach »Abenteuergeschichten« klangen. Das gab ihnen fast eine gewisse Harmlosigkeit. Waren die Zeiten damals weniger gefährlich gewesen?, fragte ich mich kurz und verwarf den Gedanken wieder. Es war eher das Aufregende der Erzählungen, das ihnen ihre Atmosphäre verlieh. Ich hatte andere mit ähnlich schelmischer Schadenfreude von ihren knappen Fluchten vor dem Baath-Regime erzählen hören. Vielleicht gab ihnen das eine Leichtigkeit, an der man sich bei all dem Schweren festhalten konnte.

Während meiner Zeit in Erbil kam ich oft abends nach Hause, um Nesreen zu treffen. Ab und zu herrschte zwischen uns eine gewisse Förmlichkeit, wenn sie, in ihrer offiziellen Eigenschaft als Ministerin für Wiederaufbau und Entwicklung, Kurdistan im günstigsten Licht darzustellen wünschte, und ich, als Schriftstellerin, instinktiv wissen wollte, was sich in den Schatten verbarg – ob gut oder schlecht. In der Regel blieb der Meinungsaustausch entspannt, während ich versuchte, mir auf die Welt, die mich umgab, einen Reim zu machen.

Den Dingen, die Nesreen erlebt hatte, und den vielen humanitären Krisen, denen sie sich stellen musste, zum Trotz, war ihre Einstellung auf eine Weise überwältigend positiv und optimistisch, die auf mich sehr amerikanisch wirkte. Sie hielt sich nicht zu sehr mit aktuellen Problemen auf, sondern suchte eher, sie zu umschiffen und dabei ihren Blick auf die direkt vor ihr liegenden Möglichkeiten tief greifender Verbesserungen gerichtet zu halten. Ihre Sichtweise war nicht unrealistisch. In den letzten zehn Jahren hatte sich Kurdistan erfolgreich von einer von Kriegen verwüsteten Region in eine funktionierende quasi-moderne Gesellschaft verwandelt, die 65 Prozent ihres Landes wieder aufgebaut hatte.

Den Vereinten Nationen zufolge lebten zur Zeit meines Besuchs im Nordirak insgesamt über 140 000 Flüchtlingsfamilien bzw. 850 000 Flüchtlinge – die höchste Zahl im gesamten Nahen Osten. Hinzu kam, dass die Flüchtlinge sich stark unterschieden. Die Bedürfnisse der neueren Flüchtlinge waren am dringendsten; ihnen wurde bei der Neuansiedlung Vorrang eingeräumt. Das wiederum rief selbstverständlich einige Empörung hervor, so wie die Tatsache, dass die neueren Häuser qualitativ besser waren als die, die nach dem Aufstand entstanden waren.

Als das Ministerium für Wiederaufbau und Entwicklung 1992 eingerichtet wurde, arbeitete es mit den begrenzten Mitteln, die es von verschiedenen Hilfsorganisationen und der kurdischen Regierung erhielt. Ende 1996 begann mit Einführung des Programms *Oil for Food* der Vereinten Nationen regelmäßig Geld in die Kassen des Ministeriums zu fließen. Nesreen und ihren Kollegen stand nun für die Umsetzung ihrer Projekte ein Jahresbudget von 60 bis 70 Millionen US-Dollar zur Verfügung – ein krasser Gegensatz zu den meisten Ministerien Kurdistans, die oft mühsam wirtschaften mussten. Sie waren nicht mit humanitären Aufgaben befasst und profitierten deshalb nicht direkt von der UNO-Resolution.

Jedes Mal, wenn ich Kurdistan besuchte, war das Programm *Oil for Food* Gegenstand hitziger Diskussionen. Trotz der humanitären Hilfe, die das Programm zweifellos leistete, war es mit Problemen befrachtet. Einige Maßnahmen, die bei der Einführung des Programms sinnvoll gewesen waren, hatten ihre Zweckmäßigkeit überlebt; andere bedurften drastischer Reformen.

Die UNO-Resolution bestimmte, dass 13 Prozent der Mittel des Programms direkt an die nördliche Flugverbotszone fließen mussten. Bagdad entschied, wie die Waren dort verteilt werden sollten, aber die Vereinten Nationen verwalteten das Programm – ein kompliziertes Verfahren mit sehr vielen Haken. Allem voran blockierte Bagdad wirksam viele von Kurdistans dringendsten Gesuchen, von Medikamenten bis hin zu den für ausländische Fachleute benötigten Einreisegenehmigungen.

Es floss so viel Geld in die kurdischen UN-Truhen, dass es nicht schnell genug ausgegeben werden konnte. Am 10. Januar 2003 ruhten nach Angaben der kurdischen Nationalregierung vier Milliarden US-Dollar des kurdischen Anteils an den Geldern aus dem Programm *Oil for Food* ungenutzt auf einem französischen Bankkonto. Dort lagen sie noch Monate nach Kriegsende. Die Vereinten Nationen bestritten die Zahl und gaben an, die nicht verbrauchte Summe habe sich am 22. Mai 2003, als die Vereinten Nationen die Sanktionen gegen den Irak aufhoben, lediglich auf 1,6 Milliarden US-Dollar belaufen. So oder so – die nicht verbrauchte Summe war gewaltig.

Kern des Programms und Sinnbild seiner Schwächen war die zehnteilige Lebensmittelzuteilung, die jeder irakische Bürger, der älter als ein Jahr war, unabhängig von seiner wirtschaftlichen Situation im Monat erhielt. Säuglinge erhielten eine vierteilige Lebensmittelzuteilung. Ohne diese Lebensmittelrationen würden schätzungsweise 60 Prozent der Bevölkerung in Kurdistan hungern, und so funktioniert das Programm, in einem wesentlichen Punkt, gut.

Abgesehen davon, dass sie auf verschwenderische Weise auch Begüterte mit Rationen versorgte, hatte die Lebensmittelzuteilung verheerende Folgen für die örtliche Wirtschaft. Kurdistan ist eine fruchtbare Landwirtschaftsregion. Vor den *Al-Anfal*-Massakern waren die Kurden vorwiegend Bauern. Da aber jeder Erwachsene im Monat neben anderen Nahrungsmitteln auch neun Kilo Weizenmehl erhielt, waren die Kurden, die nach wie vor Felder bewirtschaften, außerstande, ihr Getreide Gewinn bringend zu verkaufen. Für andere gab es keinen Anreiz, den Ackerbau wieder aufzunehmen.

Indem das Programm die Motivation, selbst Landwirtschaft zu treiben, lähmte und zugleich eine Abhängigkeit von Zuteilungen schuf, leistete es Saddam Husseins Kampagne Vorschub, die das Ziel hatte, die Kurden von aktiven Produzenten in passive Verbraucher zu verwandeln. Und es gab weitere beunruhigende Auswirkungen. So sehr die Flüchtlinge angemessene Unterkünfte benötigten, weigerten sich manche nun aus Furcht, dort kein Auskommen zu finden, aufs Land zurückzukehren.

»Eines unserer größten Probleme ist die Nachhaltigkeit«, sagte Nesreen am Tag unserer Inspektionsreise. »Wir bauen den Dorfbewohnern neue Häuser, aber dann lassen wir sie ohne Unterstützung zurück. Ein paar Projekte sind daran gescheitert – nach allem, was wir investiert haben.«

Nesreens Ministerium, das Landwirtschaftsministerium und eine Reihe von Hilfsorganisationen versuchten, das Problem zu meistern, indem sie Dörfer mit Einrichtungen ausstatteten, die den Aufbau kleiner Betriebe ermöglichen würden: zum Beispiel Volieren oder Geflügelfarmen. Aber die wirkliche Lösung würde darin bestehen, die Vereinten Nationen zur Änderung ihrer Richtlinien zu bewegen. Während meines Besuchs waren die kurdischen Beamten in ständigem Gespräch mit der UNO, um solche Änderungen durchzusetzen, aber man machte nur wenig Fortschritte. Wesent-

licher Teil des Problems war die Tatsache, dass die Resolution Nr. 986 verabschiedet wurde, um kurzfristig humanitäre Hilfe und Hilfe beim Wiederaufbau zu leisten, nicht aber um langfristig Aufbau und Entwicklung herbeizuführen. Folglich fiel für die Vereinten Nationen der Aufbau der kurdischen Wirtschaft nicht unter ihr Mandat. Außerdem zeigte die Organisation wenig Interesse, ihr Mandat zu überprüfen. Vielleicht weil sie für die Deckung von Betriebsausgaben 2,2 Prozent Kommission aus allen irakischen Ölverkäufen erhielt. Zwischen 1997 und Anfang 2003 hatte das Programm *Oil for Food* über eine Milliarde US-Dollar für die Vereinten Nationen erwirtschaftet.

Gelegentlich versuchten die kurdischen Beamten, die Beschränkungen der Resolution zu umgehen, indem sie erklärten, ein neues Projekt, etwa eine Tomatenverarbeitung oder eine Straße, sei nicht wirklich neu – und damit *kein* langfristiges Aufbauprojekt –, sondern ein altes Projekt, das saniert werden müsse. Manchmal gelang die Täuschung, manchmal nicht. So oder so, es war ein lächerliches Spiel, das man in einem Land zu spielen gezwungen war, in dem Hilfe bitter nötig – und theoretisch verfügbar – war.

Ein weiteres wichtiges Teil im wirtschaftlichen Puzzle Kurdistans war der aufgeblasene Beamtenapparat mit rund 300 000 Beschäftigten im öffentlichen Dienst. Wie alle Beamten im Irak waren es diese gut ausgebildeten Kurden – die meisten hatten bereits unter dem Baath-Regime gedient – eher gewöhnt, Befehle entgegenzunehmen, als selbst die Initiative zu ergreifen. Und sie waren gewöhnt, dass die Regierung ihnen alles gewährte: von der kostenlosen medizinischen Versorgung bis hin zur Ausbildung.

Je mehr ich über das Programm erfuhr, desto schwindliger wurde mir, und desto höher stieg mir die Galle. In der Tat, das Programm hatte viel Gutes bewirkt: Kein Kurde hungerte, viele lobenswerte Projekte waren realisiert und ein großer Teil des Landes war wieder

aufgebaut worden. Aber das Kurdistan von 2002 war nicht das Kurdistan aus dem Jahr 1996. Es hatten viele Veränderungen stattgefunden, und das Programm bedurfte dringend einer durchgreifenden Reformierung. Abgesehen davon, dass es Saddam Hussein viel zu großen Entscheidungsspielraum ließ – ein separates und abstoßendes Thema –, behandelte die Resolution die Kurden wie Kinder. Das Geld aus dem *Oil-for-Food*-Programm war kein Almosen, es war der Anteil der Kurden an den Einkünften ihres Landes, trotzdem hatten sie wenig Einfluss darauf, wofür es verwendet wurde.

Ein Jahr später, nach dem Sturz Saddam Husseins, sollte ich mich an all dies erinnern und mich fragen, was aus Kurdistan und dem Rest des Landes würde, wenn andere, vielleicht wohlmeinende, aber ebenso oft ungeschickte Außenseiter sich einmischten. Das Programm *Oil for Food* lief offiziell am 21. November 2003 aus. Ein möglicher Ersatz des Programms und die Kultur der Abhängigkeit stellen große Herausforderungen dar.

Einladungen

In der Mitte von Erbil erhebt sich die Zitadelle wie ein unheimlicher Klumpen aus dem kollektiven Unterbewusstsein der Welt. Dieser gewaltige braungraue Klotz von knapp 25 Metern Höhe und einer Grundfläche von 85 000 Quadratmetern wurde Schicht um Schicht auf den Ruinen von Vorgängerbauten errichtet, von denen die unterste aus dem 6. Jahrhundert v. Chr. stammt, als an dieser Stelle das erste Dorf entstand. Im Laufe der Jahrhunderte herrschten hier einige der großen Kulturen der Geschichte: die der Sumerer, Babylonier, Assyrer, Perser, Griechen, Römer, Sassaniden und frühislamischen Dynastien. Alle hinterließen irgendwo in den tiefen Schichten der Zitadelle ihre geheimnisvollen Spuren, und doch wurde bislang keine ernsthafte archäologische Erforschung des Hügels durchgeführt.

In neuerer Zeit – bis in die sechziger Jahre des letzten Jahrhunderts – wohnten viele der ältesten und wohlhabendsten Familien Erbils oben in den rund 500 Häusern der Zitadelle, von denen noch viele stehen. Es gab auch Kaffeehäuser, Regierungsbehörden, Moscheen und ein Gefängnis in der Zitadelle. Die meisten Bewohner waren Muslime, aber es gab auch eine christliche und – vor der Gründung des Staates Israel – eine kleine jüdische Gemeinde.

Dann verließen jedoch die Wohlhabenden die Zitadelle. Viele Häuser waren zu alt, um modernisiert zu werden, und die städtische Infrastruktur war zu schlecht. Als die alten Familien weggingen, zogen Leute vom Land ein, deren Dörfer zerstört worden waren. Fünf oder sechs verarmte Familien drängten sich in Häusern, die früher

einer einzigen gehört hatten, und die Zitadelle kam damit weiter herunter. Heute findet man hier ein Durcheinander von aufgeteilten alten und verwahrlosten neuen Häusern sowie Schuttbergen – neben einigen wenigen unversehrten historischen Gebäuden. Eines davon ist ein in einem verspielten Stil gebautes Haus vom Anfang des 20. Jahrhunderts, in dem sich ein volkskundliches Museum befindet.

Bei unserem Besuch in der Zitadelle wurde ich mit Yassim Muhammad Wossou bekannt gemacht, dem Inhaber eines kleinen Gemüseladens. Er war ein stämmiger, einäugiger Mann Mitte dreißig, der mit seiner Frau und den acht Kindern in einem einzigen Raum lebte, der an ein Rasenstück am Rand der Burg grenzte. 25 Meter direkt unter ihm hupte und rollte der Autoverkehr der Stadt. Drei weitere Räume grenzten an die Grasfläche, und in diesen lebten Verwandte von Yassim und ihre Familien: sein Bruder mit Frau und drei Kindern, seine Schwester mit Mann und sieben Kindern, seine Eltern und vier jüngere, unverheiratete Geschwister.

Die ausgedehnte Sippe zählte also 30 Personen, und im Namen aller lud Yassim mich ein, die Nacht bei ihnen zu verbringen. »*Serchaw*«, sagte er und berührte sein Auge in einer Geste, die »bei meinen Augen« bedeutet, im übertragenen Sinne aber ausdrücken soll: »Zu Ihren Diensten«. Das war eine Geste, die traditionell geprägte Kurden oft gebrauchten – zusammen mit der noch netteren Gebärde, die rechte Hand aufs Herz zu legen. Diese bedeutete je nach der Situation »Ich fühle mich geehrt« oder »Nein, danke – sehr freundlich«.

Ich nahm die Einladung an. Mir lag viel daran, einmal den besseren Kreisen zu entkommen, in denen ich mich bisher bewegt hatte; zudem wurde mir gesagt, es wäre kein Sicherheitsrisiko, eine Nacht in der Zitadelle zu verbringen.

Einladungen wie die von Yassim erhielt ich überall. Manchmal wurden sie nur als förmliche Höflichkeit ausgesprochen, wie das in

muslimischen Gesellschaften üblich ist. Manchmal aber schienen sie auch ehrlich gemeint zu sein.

Als ich ein paar Tage später zu Yassim kam, traf ich ihn und seinen jüngeren Bruder – beide im *khak* mit Schärpe – und viele ihrer Kinder an, die auf mich warteten. »*Bikherhati, bikherhati*«, riefen sie. Ein Herr Ibrahim, der ein Jackett und ein gelbes Polohemd trug, war auch da. Er war ein gebildeter Freund der Familie, der etwas Englisch und Persisch sprach und uns als Dolmetscher behilflich sein wollte.

Er und Yassim führten mich durch die Räumlichkeiten der Familien bis hinauf zum Dach. Zwei der Räume waren aus Lehmziegeln gebaut, die vielleicht 80 Jahre alt waren, ein anderer Raum mochte erst 20 Jahre alt sein. Ein vierter kam mir kühl, finster und sehr alt vor, er hatte gerundete Ecken, unebene Wände und eine hohe Decke. In allen Räumen sah ich den üblichen Fernseher sowie Uhr, Spiegel, gerahmte Fotos, darunter eines von Barzani – was ich inzwischen in allen ärmlicheren kurdischen Häusern erwartete. Ein Raum war allerdings glänzend und üppig ausgestattet wie das Schmuckkästchen einer Sultinin: mit vielfarbigen Wandbehängen, Teppichen und Kissen. Draußen in den Dachsparren hatten Vögel ihre Nester gebaut, und sie sausten gelassen in die Räume und wieder hinaus.

Oben vom Dach aus sah man, wie auf der einen Seite die Sonne sank und der Mond auf der anderen aufging, während Gebetsrufe aus den Moscheen unter uns emporstiegen. Minarette, Kuppeln und rostende Wassertanks waren Tupfen auf der Stadtlandschaft, die sich flach wie Pfannkuchen bis zu ihrem Rand erstreckte, wo jäh eine braune Ebene begann.

Wir stiegen vom Dach herab, gingen auf die Grasfläche und setzten uns auf bunte Kissen. Andere Männer, junge Burschen, eine ältere Frau und Kinder beiderlei Geschlechts kamen zu uns, aber die

anderen Frauen und jungen Mädchen blieben in den Hauseingängen stehen und sahen zu. Irgendwo scharrte ein Kehrbesen, und von dem Stadtverkehr drang vereinzelt Autohupen herauf.

»Ich bin ein armer Mann, aber mein Herz ist reich«, sagte Yassim. Und wirklich – so schien es zu sein. Seine jüngeren Kinder umringten ihn und warteten darauf, dass er sie päckte, küsste, kitzelte.

Yassim und seine Familie waren 1979 auf die Burg gezogen, nachdem sie fünf Jahre im Exil im Südirak verbracht hatten, erzählte er mir. Sie gehörten zum Khoshnaw-Stamm und hatten ursprünglich in den Tälern nördlich von Erbil gelebt. Doch wegen der Betätigung seiner Vaters als *peshmerga* mussten sie in den Iran fliehen. Bei ihrer Rückkehr wurden sie gefangen genommen, auf dem Tigris nach Süden verschifft und mit etwa 50 anderen kurdischen Familien in ein Lager gesteckt. Erst nach dem Ende des iranisch-irakischen Krieges ließ man die Familien wieder zurück in den Norden.

»Erzählen Sie mehr über die Khoshnaw«, sagte ich. »Wie unterscheidet ihr euch von anderen Stämmen?«

»Die Khoshnaw können vergeben«, sagte Yassim. »Wenn jemand einen Angehörigen unserer Familie tötet, dann aber Reue zeigt und um Verzeihung bittet, vergeben wir ihm. Und wenn wir ein Versprechen geben, brechen wir es nicht ...

Vor *Al-Anfal* hatten die Khoshnaw über 300 Dörfer. Wir waren für unseren Tabak und unser Obst berühmt, besonders die Äpfel und Nüsse. Früher gingen im Frühjahr alle Mädchen und Jungen in die Berge, um Gemüse zu holen. Dort blieben sie zwei oder drei Wochen. Und wenn sie zurückkamen, sagten sie ihren Familien, wen sie heiraten wollten. Die Jungen hielten um die Hand der Mädchen bei deren Familien an. Und im Herbst heirateten sie. Wir heirateten immer im Herbst, denn da hatten wir unsere Ernte verkauft und besaßen Geld. Die Hochzeitsfeierlichkeiten zogen sich drei Tage lang hin. Es gab Tanz und Wettläufe, und jedes Dorf hatte ein Geschenk

für die Braut. Aber das ist alles vorbei. Jetzt wird in den Städten geheiratet, und die Hochzeit dauert gerade mal einen Tag.«

Während wir uns unterhielten, zogen sich meine Gastgeber der Reihe nach für ein paar Minuten zu ihren Abendgebeten an eine Seite des Gartens zurück, wo ein Gebetsteppich ausgebreitet lag. Als sich die Nacht herabsenkte, gingen wir zum Essen in Yassims Raum. Wir waren zwei Dutzend Leute und drängten uns um ein Plastiktischtuch auf dem Boden, wo mit Reis- und Weizengerichten, Fladenbrot, Joghurt und Gemüse aus den Bergen hoch aufgehäufte Teller standen – aber kein Fleisch. Alles sah köstlich aus, aber es fiel mir schwer, die Reis- und Weizengerichte zu essen, die mit allzu viel ungesättigtem Öl aus dem monatlichen UN-Lebensmittelkorb zubereitet waren.

Yassims *Peshmerga*-Vater kam – ein schwächlicher Mann in olivgrünem *khak* und mit Turban. Er hatte ein langes, markantes Gesicht mit Falten und Narben und sehr ausdrucksvollen Augen – ein Gesicht, das Jahrzehnte des Kämpfens, Leidens und Träumens in den Bergen geprägt hatten, wie ich fand. »*Bikherhati*«, sagte er immer wieder, und seine Augen leuchteten, wenn sich unsere Blicke trafen.

Herr Ibrahim und Yassim gingen weg, um eine kranke Freundin zu besuchen, Yassims Vater nahm mich mit in seinen Raum zum Fernsehen. Dort lief eine amerikanische Quizsendung, daneben spielten vier halbwüchsige Jungen Domino. Yassims Mutter, eine rundliche Frau in traditioneller schwarz-weißer Kleidung, tratschte mit einer Freundin in einem violett-goldfarbenen Kleid.

Yassims Mutter und ich sprachen etwas Persisch. Sie war mit ihrem Mann in den Bergen gewesen, als er in Haj Omran nahe der iranischen Grenze war, erzählte sie. Eine schreckliche Zeit sei es gewesen. Sie hatte vier Kinder unter acht Jahren, und die hatten keine Schuhe, wenig anzuziehen und kaum etwas zu essen. Bomben

schlugen fortwährend ein – bei Tag und bei Nacht. Eine siebenköpfige Familie, die gleich nebenan lebte, wurde getötet.

Brüllendes Tonkonserven-Gelächter kam aus dem Fernseher und lenkte die Aufmerksamkeit von Yassims Mutter ab. Ihr Mann war an ihrer Seite eingeschlafen; und als sie gebannt – doch mit klickernen Gebetsperlen – auf den Bildschirm glotzte, wünschte ich mir, 50 Jahre früher nach Kurdistan gekommen zu sein, in einer Zeit des Geschichtenerzählens, nicht des elektronischen Stumpfsinns.

Diese Nacht schlief ich in einem Raum nur mit Yassims Mutter und der ältesten Tochter und verdrängte damit mindestens sieben andere Leute, die irgendwie auf andere Quartiere verteilt werden mussten. Ich versuchte, die Familie davon zu überzeugen, dass es mir nichts ausmachte, mit mehr Leuten in einem Raum zu schlafen, aber sie wollten davon nichts hören, und deshalb gab ich nach.

Am nächsten Morgen erkundeten Yassim und ich weiter die Zitadelle. Wir kamen an Männern mit Turban vorbei, die in Ladeneingängen kauerten, und an hoch mit Gemüse und anderen Waren beladenen Marktkarren. Gruppen von Jungen spielten Fußball, kleinere Kinder riefen auf Englisch »Hello!«, als ich an ihnen vorbeiging, und wiederholten es mehrfach, wenn ich ihnen antwortete. Frauen und Mädchen vom Pubertätsalter an waren nirgends zu sehen.

Wir bogen von der Hauptstraße ab und schlängelten uns durch enge Gassen. Yassim schien alle und jeden zu kennen. Sein freundliches, einäugiges Gesicht verzog sich an jeder Straßenecke zu einem Lächeln. Dann betraten wir ein kleines Anwesen, um Yassims kranke Freundin zu besuchen. Wir gingen durch einen trostlosen Garten und betraten einen dunklen Raum, der voller Frauen war. Eine Person lag auf einem wackeligen Bett, Metallschüsseln standen auf dem Zementboden. Meine Augen mussten sich erst an die Dunkelheit gewöhnen, aber dann drehte sich mir schier der Magen

um. Die Frau auf dem Bett hatte fast kein Gesicht mehr. Es war weggefressen, nur rohes Fleisch und blanke Knochen darunter waren übrig. Ihre Augen leuchteten in der Dunkelheit, und obwohl sie keinen Laut von sich gab, konnte ich ihre Schreie hören, die sich in der Leere um uns herum erhoben.

»Machen Sie ein Foto«, sagte Yassim. Ich konnte es nicht.

Wir gingen wieder hinaus.

»Was ist mit ihr?«, fragte ich. Mein Herz hämmerte.

»Das kommt von den chemischen Bomben«, sagte Yassim. »Bis vor zwei Jahren hatte sie noch keine Beschwerden. Aber jetzt, glaube ich, wird sie sterben.«

»Wir sie ärztlich behandelt?« Ich war entsetzt, zutiefst erschüttert – vom Gesicht der Frau, ihren Lebensbedingungen, der Isolierung der Zitadelle. Und zugleich dachte ich – das ist nur ein Einzelschicksal in Kurdistan, vielleicht hat Yassim so etwas hundertfach oder öfter gesehen.

»Man hat sie zu Ärzten nach Erbil und Bagdad gebracht«, antwortete Yassim. »Aber es gibt keine Heilung. Nur ein schmerzlinderndes Mittel aus Teheran.«

Als wir wieder in Yassims Garten waren, erfuhr ich – dank Herrn Ibrahims Übersetzungshilfe – Näheres. Wie Yassim und seine Familie gehörten fast alle in der Zitadelle zum Khoshnaw-Stamm, dessen Heimat, das Balisan-Tal, am 16. April 1987 mit Chemiewaffen bombardiert wurde. Das war fast ein Jahr vor *Al-Anfal*. Der Menschenrechtsorganisation *Human Rights Watch* zufolge wurden bei dem Angriff 125 Zivilisten auf der Stelle getötet, und Dutzende anderer verschwanden, nachdem sie von irakischem Militär mit vorgehaltenem Gewehr aus einem Krankenhaus in Erbil getrieben worden waren, wohin sie sich zur ärztlichen Behandlung geflüchtet hatten.

Weder Yassim noch Ibrahim noch sonst jemand konnte mir Genaueres über die Frau mit dem zerfallenden Gesicht sagen. Dass

man erst so viele Jahre nach dem Chemiewaffenangriff in solcher Weise davon betroffen würde, sei sehr ungewöhnlich, sagte mir ein Arzt. Er vermutete, dass das Immunsystem der Frau durch die chemischen Kampfstoffe so stark geschwächt worden war, dass sich dann eine schwere Infektion ungehindert ausbreiten konnte.

Fawzia Eziddin Rashid, eine Abgeordnete, die mir in Erbil das Parlamentsgebäude gezeigt hatte, lud mich ein, ein paar Tage bei ihr und ihrer Familie zu verbringen. Ihr Mann, Zahir Ali Mustafa Rozhbayani, war Direktor der Gulan Cultural Foundation, eines der führenden Verlagshäuser Kurdistans. Als engagierter Frauenrechtler unterstützte er seine Frau. Weder Fawzia noch Zahir sprachen Englisch, aber ihre beiden Söhne im Universitätsalter, Zhila und Hozak, hatten gute Englischkenntnisse und halfen mir als Dolmetscher. Die vierzehnjährige Tochter Kurdonia vervollständigte die Familie.

Sie lebten in einem der schöneren und ruhigeren Viertel von Erbil, und ihr Haus spiegelte die kulturellen und geistigen Interessen der Familie wider. An den Wänden hingen Reproduktionen von Bildern von Gustav Klimt und Vincent van Gogh, die Bibliothek war reich ausgestattet mit Büchern von Autoren aus aller Welt, es fanden sich Ausgaben der Bibel, der Thora, des Koran und der Awesta, des heiligen Buches der Zoroastrier.

Der Familienclan der Rozhbayanis hatte bekannte Dichter und andere Intellektuelle hervorgebracht. Darunter war Muhammad Jamil Bandi Rozhbayani, der am 26. März 2001 im Alter von 89 Jahren in seinem Haus in Bagdad mit einer Axt, einem Schraubenzieher und einem Messer ermordet wurde. Der Schriftsteller, Journalist und Gelehrte war drei Tage vor seinem Tod von drei Figuren des irakischen Geheimdienstes aufgesucht und wegen seiner Kritik am herrschenden Regime bedroht und gewarnt worden. Als man seinen Leichnam fand, waren seine noch unveröffentlichten Memoi-

ren und andere Manuskripte verschwunden. Muhammad Jamil Rozhbayani war nur einer von schätzungsweise 500 Intellektuellen, die das Baath-Regime zwischen 1968 und 2003 ermordete.

Meine Gastgeber hatten zwar in Erbil einflussreiche Stellungen inne, stammten aber aus Kirkuk, einer Millionenstadt außerhalb der halbautonomen Zone. Sie ist so alt wie Erbil und verfügt über ein großes Ölfeld mit Reserven von nachweislich 10 Milliarden Barrel. In den Jahren vor und nach der Jahrtausendwende wurden aus den Ölquellen von Kirkuk täglich zwischen 500 000 und 900 000 Barrel gefördert. Mehr als ein Drittel des hochwertigsten irakischen Rohöls kam von hier.

Kirkuk war seit 1927, als die Ölvorkommen entdeckt wurden, Gegenstand erbitterter Auseinandersetzungen zwischen Arabern, Kurden, Assyrern und Turkmenen. Alle vier Gruppen machten historische Ansprüche auf die Stadt geltend, aber während der meisten Zeit im 20. Jahrhundert war sie überwiegend kurdisch und somit ein heißes Streitobjekt zwischen den Kurden und der irakischen Regierung. Es lag hauptsächlich an Kirkuk, dass das März-Manifest von 1970 scheiterte, das den Kurden einen Bundesstaat gesichert hätte. Aber Mullah Mustafa forderte, dass Kirkuk mit in das kurdische Gebiet einbezogen werden müsste – und das Baath-Regime weigerte sich natürlich.

In den siebziger Jahren betrieb das Baath-Regime einen »Arabisierungsprozess«, damit der ethnische Charakter der Stadt verändert würde. Um Kurden und andere Minderheiten aus Kirkuk zu vertreiben, hinderte die Baath-Partei diese daran, Grundeigentum zu erwerben (Besitzurkunden erklärte man für ungültig), ein Gewerbe anzumelden, zu heiraten oder Neugeborene standesamtlich eintragen zu lassen, sofern sie keine arabischen Namen erhielten. Das Unterrichten der kurdischen Sprache war verboten, Kurdisch-Lehrer wurden vertrieben. Willkürliche Verhaftungen häuften sich.

Straßen und Stadtviertel wurden arabisch umbenannt, und alle möglichen Araber von irgendwoher wurden mit freier Wohnung und sonstigen Vergünstigungen angelockt, in die Stadt zu ziehen.

Die meisten vertriebenen Kurden siedelten sich in dem halbautonomen »Sicheren Hafen« an. Zwischen 1991 und 2003 trafen etwa 120 000 Vertriebene in Kurdistan ein, manche besaßen nichts mehr als die Kleidung auf ihrem Leib. Manchen waren sogar die Personalausweise und die UN-Zuteilungskarten weggenommen worden – was zu einem humanitären und verwaltungsmäßigen Albtraum führte.

Meine Gastgeber waren nach dem Aufstand von 1991 aus Kirkuk vertrieben worden. Zahir, ein riesenhafter, introvertierter Mann mit gefurchter Stirn, erzählte mir diese Geschichte über mehrere Abende verteilt, wobei seine netten Söhne übersetzten und Fawzia immer neue Runden Tee, Gebäck und Obst servierte. Sie erledigte auch den größten Teil der Koch- und Putzarbeiten. In Kurdistan erstreckte sich der Feminismus noch nicht auf die Hausarbeit.

Anfang März 1991, als der Aufstand nach dem Golfkrieg begann, verhafteten die Iraki in Kirkuk vorsorglich jeden männlichen Kurden im Alter von 16 bis 60, schließlich waren es mehr als 5000 Festnahmen. Zahir wurde am 11. März um sieben Uhr morgens von Männern mit roten Masken verhaftet und mit Hunderten anderer zum Maidan Amalah, dem »Platz der Arbeiter«, gebracht, wo »Chemie-Ali«, Hassan Majid, der führende Kopf hinter *Al-Anfal*, und sein Bruder sie erwarteten. Willkürlich wurden dann 34 Männer ausgewählt und erschossen.

Zu Hause hörten Fawzia und die Kinder diese Schüsse. »Alle in der Nachbarschaft weinten«, sagte sie, »und später sah man auf dem Platz einzelne Finger, Münzen, Teile von Menschen, die mit Blut an der Mauer klebten. Sie waren von den Maschinengewehrgeräuschen regelrecht zerfetzt worden.«

Zahir und die anderen Gefangenen wurden zusammengetrieben, in Busse verladen und nach Topzawa gebracht, ein Armeelager südlich von Kirkuk. Dort pferchte man sie 48 Stunden lang in Zellen, in denen sie nur stehen konnten, und sie erhielten weder Nahrung noch etwas zu trinken.

»Am dritten Tag ließen die Soldaten 200 oder 300 Männer frei, meist alte und kranke«, sagte Zahir. »Und am vierten Tag steckten uns die Spezialeinheiten des Sicherheitsdienstes von Saddams Sohn Kusai wieder in Busse. Die Typen redeten sich gegenseitig mit ›Sir‹ an. Sie waren sehr jung, alle unter 18. Das war eine richtige Gang, wie die Roten Khmer, und sie kommandierten sogar die älteren Offiziere herum, die uns zuerst festgenommen hatten. Im Bus töteten sie einen Epileptiker, weil er zitterte. Sie sagten, er würde Ärger machen.«

Um zwei Uhr nachts langten die Busse bei einem zweiten Gefängnis an, es lag außerhalb von Tikrit und war von Stacheldraht und Minen umgeben. Die Männer wurden in Gruppen zu je 50 aufgeteilt und in pechschwarze vier mal sechs Meter große Zellen geschoben, die keine Fenster und dicke Türen hatten. Einige Männer in Zahirs Zelle begannen zu weinen, aber er redete auf sie ein und drängte sie, sich einander vorzustellen.

»Ich dachte an *Im Westen nichts Neues* von Erich Maria Remarque«, sagte er, »und erklärte ihnen, es sei besser, wenn wir wüssten, wer wir sind, besonders wenn einige von uns überlebten und die Familien der anderen benachrichtigen könnten.«

Zwölf Stunden später überredeten die Gefangenen die Wächter, ihnen eine Glühbirne zu geben; das Licht linderte und steigerte zugleich ihre Furcht. Die Zellenwände waren mit Graffiti und Blut der kuwaitischen Häftlinge beschmiert, die nicht lange zuvor im Golfkrieg gefangen genommen worden waren. Wo waren wohl diese Gefangenen jetzt?

Innerhalb von einer Woche in diesem Gefängnis hatten fast alle Häftlinge die Ruhr. Aber Zahir war noch gesund. Er hatte das Essen, das man ihnen gab, verweigert und nur von den getrockneten Aprikosen gelebt, die er zum Zeitpunkt seiner Gefangennahme bei sich hatte. Seine Tochter Kurdonia hatte sie ihm gegeben, und er war entschlossen, sie nicht aufzuessen, ehe er seine Familie wiedersah.

Nach 20 Tagen wurden die Männer in das dritte und letzte Gefängnis gebracht – Warrar –, wo sie bis zum 20. Mai blieben und dann aufgrund von Verhandlungen nach dem Aufstand freigelassen wurden. Ihre Namen waren nicht erfasst, ihre Familien nicht verständigt worden. Die wussten nicht einmal, ob sie noch lebten.

An diesem Punkt erzählten Fawzia und die übrige Familie weiter. Nach Zahirs Verhaftung waren sie zuerst in Kirkuk geblieben und hatten auf seine Heimkehr gewartet. Doch als der Aufstand am 18. März die Stadt erreichte, flohen sie zu ihren Verwandten in Chemchemical. Die *peshmerga* besetzten Kirkuk ein paar Tage lang, aber am 21. März bombardierte das Militär die Stadt und tötete Hunderte von Zivilisten.

Die Bombardierung dehnte sich auch bis Chemchemical aus, und die Familie floh weiter nach Sulaymaniyah und über die iranische Grenze und landete in einem Flüchtlingslager. Zwei Wochen später, erzählte Zhila, »hörten wir unsere Namen aus dem Lautsprecher, rannten los und sahen unseren Vater. Wir hatten schon befürchtet, er sei tot. Er sah ganz fremd aus, hatte einen Bart, war abgemagert und sonnenverbrannt.« Und er hatte immer noch getrocknete Aprikosen in der Tasche.

Nicht alle Gespräche mit der Familie Rozhbayani hatten so ernste Themen. Dank der Hilfe der Söhne Hozak und Zhila bekam ich schließlich auch ein paar kurdische Witze zu hören, die ich verstehen konnte. Viele handelten von den als einfältig geltenden Bürgern von Erbil, das von den Kurden Hawler genannt wird.

»Ein Mann aus Hawler kauft ein Mobiltelefon«, sagte Hozak. »Das Handy klingelt, und er nimmt verdutzt das Gespräch an. ›Woher hast du denn gewusst, wo ich stecke?‹, fragt er den Anrufer.«

»Eine Kurde aus Hawler und ein Araber sind befreundet«, sagte Zhila. »Der eine besucht eines Tages den anderen, und sie sehen, dass jemand eine Parole draußen an die Hauswand unter ihnen schmiert. Der Kurde lässt den Araber an einem Seil aus dem Fenster runter, um ihn nachzuschauen zu lassen, was da steht. ›Es heißt: Lang lebe Mullah Mustafa‹, ruft der Araber herauf. Der Kurde klatscht erfreut in die Hände, und der Araber stürzt ab.«

Andere Witze bezogen sich auf Saddam Hussein und die Araber.

»Saddams Tochter hat einen Unfall«, erzählte Zhila. »Sie ruft ihren Vater an und reicht das Telefon dem Mann, der sie angefahren hat. ›Wissen Sie, wer ich bin?‹, fragt Saddam. ›Ja‹, sagt der Mann, ›und wissen Sie auch, wer ich bin?‹ – ›Nein‹, antwortet Saddam. ›Gott sei Dank‹, sagt der Mann und legt auf.«

»Nach einer Wahl sind die Amerikaner sehr langsam, sie brauchen 24 Stunden, um die Stimmen auszuzählen. Die Briten sind schneller, die brauchen nur fünf Stunden. Aber die Araber sind am besten – die kennen das Wahlergebnis schon vor der Wahl.«

Hozak, der Jüngere, nahm mich zu einer Besichtigung der Zahnmedizinischen Fakultät mit, wo er studierte. Der Lehrstuhl war erst sieben Jahre alt und in einem der heruntergekommenen Universitätsgebäude untergebracht. Ein Neubau war in Vorbereitung. Wie in vielen anderen Fakultäten herrschte ein Mangel an Dozenten, aktuellen Fachzeitschriften und Büchern. Von den 170 Studenten des Lehrstuhls waren die Hälfte Frauen.

Als wir über den Campus gingen, wies mich Hozak darauf hin, dass die meisten männlichen Studenten der Universität »nicht wissen, wie man sich anzieht«. Er meinte damit, dass die meisten zu

förmlich gekleidet waren, mit dunklen Anzügen und Krawatten und gut gebügelten Hosen und Hemden; nur Hozak und ein paar andere trugen die westliche Einheitskleidung: Jeans und Turnschuhe. Und was die Frauen betraf – ob ich wohl die Unterschiede bei ihrem *hejab*, der islamischen Verhüllung, feststellen könnte?, fragte er. Ich schüttelte den Kopf, obwohl mir eine große Vielfalt im Kleidungsstil der Frauen auffiel, einschließlich vieler, die westlich angezogen waren.

Die Frauen, die formell gekleidet waren und wadenlange Röcke trugen, stammten aus religiösen Familien; und auch wenn sie konservativ eingestellt waren, könnten männliche Studienkollegen sie normalerweise ansprechen, sagte Hozak. Aber die Frauen in knöchellangen Kleidern und eng geschlungenen Kopftüchern waren streng islamisch, und man durfte sich ihnen nicht nähern. Diejenigen, die lose Kopftücher und westliche Kleidung trugen, verstanden den *hejab* eigentlich nur modisch; und schließlich die Frauen mit engen Hosen, wehenden Mänteln und lockeren Kopftüchern waren Flüchtlinge aus dem Iran. An die beiden letzten Gruppen durften Männer sich heranmachen; allerdings blieben die Studenten aus dem Iran lieber unter sich, sagte Hozak.

Seine Erläuterungen fand ich spannend. Wie ich in Dohuk erfahren hatte, schienen die Beziehungen zwischen den Geschlechtern in Erbil etwas weniger starr geregelt zu sein als weiter im Norden, und doch war dieses ganze Gebiet ein einziges Minenfeld, durch das sich Männer und Frauen mit äußerster Vorsicht bewegen mussten. Viele überlegten auch mit großer Zurückhaltung, was sie mir sagen konnten und was nicht.

Nur ein paar Studenten der Universität Salahuddin – und ebenso der Universität von Sulaymaniyah, die ich wenige Wochen später besuchte – hatten eine Freundin beziehungsweise einen Freund. Alle anderen Studenten wussten über diese Pärchen Bescheid und beobachteten sie, wie es schien, mit einer Mischung aus Eifersucht und

beschützender Überwachung. Die Universität bot ein Versteck vor den strengeren Blicken der kurdischen Gesellschaft insgesamt. Doch auch innerhalb der Universität waren die jungen Paare an bestimmte Verhaltensnormen gebunden. Man erwartete, dass ihre Beziehungen rein platonisch waren und zu einer späteren Heirat führten. Kam es nicht zu einer Heirat, konnte das Mädchen beim ersten Mal einer Verdammung entgehen, im Wiederholungsfall aber nicht; und das Ansehen des jungen Mannes litt ebenfalls beträchtlich.

Ein Jahr vor meinem Besuch hatte sich an der Uni eine »große Katastrophe« ereignet, wie mir ein Medizinstudent erzählte. Ein Student erwischte ein Pärchen beim Küssen und meldete das dem Dekan, der die beiden relegieren wollte. Überall auf dem Campus wurden Gerede, Murren und Protest laut, bis man die Angelegenheit schließlich so löste, dass die beiden »schuldigen« Studenten für drei Tage von der Universität verwiesen wurden.

»Das Ganze war peinlich und dumm«, sagte der Student. »Unser Dekan ist sehr konservativ. Sogar verheiratete Leute dürfen sich in Kurdistan in der Öffentlichkeit nicht küssen und nicht umarmen. Es ist eine Schande. Sie dürfen sich höchstens die Hände halten. Aber wenn ein junger Mann und ein Mädchen nicht verheiratet sind, dürfen sie sich überhaupt nicht berühren. Nicht mal am Finger. Das wäre etwas sehr Schlimmes. Der junge Mann würde sich schuldig fühlen und Mitleid mit dem Mädchen haben. Deshalb nähert sich ein junger Mann einer jungen Frau nicht, wenn sie es nicht wirklich ernst meinen. Das ist alles fürchtbar schwierig. Und wenn er sich an sie heranmacht, dann sehr, sehr langsam.

In einer – noch platonischen – Beziehung dürfen Jungen und Mädchen über alles miteinander reden, sogar über sexuelle Dinge. Aber wenn sie sich küssen, müssen sie heiraten. Falls nicht, ist das eine Schande, und das Mädchen hat keine Heiratschancen mehr.«

»In der kurdischen Gesellschaft herrscht große sexuelle Unterdrückung«, erzählte mir ein oder zwei Wochen später eine etwa dreißigjährige, gebildete Frau. »Aber in Gesprächen kommt einiges an die Oberfläche – und in unseren Liedern, die sehr erotisch sind, vielleicht die am deutlichsten sexbetonten in ganz Nahost. Und wenn Frauen erst einmal verheiratet sind, reden sie jede Menge über Sex – sie lieben es, sich anzügliche Witze am Telefon zu erzählen oder unanständige E-Mails zu senden. Es ist, als wären sie in einen Geheimbund aufgenommen worden.«

Eine Geheimbund, dem die Männer zweifellos schon viel früher beigetreten sind, dachte ich. Und ich wunderte mich, wie so oft, über all das in der kurdischen Gesellschaft, das mir verborgen blieb und immer verborgen bleiben würde.

Eine meiner Lieblingsstudentinnen an der Universität war Sherin, die mich eines Tages beiseite zog, um mir ein Geheimnis anzuvertrauen. Allerdings bekam ich nie heraus, was es eigentlich war. Vor allem schien sie sich einfach mit mir unterhalten zu wollen, und wir trafen uns bei vielerlei Gelegenheiten. Sherin war zart und sehr hübsch, hatte Strähnchen im Haar und trug meistens ordentlich gebügelte Jeans, weiblich wirkende Blusen und offene Sandalen. Und sie sprach wesentlich besser Englisch als die meisten ihrer Mitstudenten. Sie sagte, sie hätte es gelernt, indem sie sich amerikanische Filme anschaute – ihre Lieblingsschauspieler waren Kevin Kostner und Bruce Willis. Sie liebte überhaupt alles Amerikanische und schien manchmal ganz außer sich vor Freude zu sein, wenn wir zusammen waren – lediglich meiner Nationalität wegen.

Doch trotz ihrer modernen Kleidung und ihres Interesses an der westlichen Welt kam Sherin, wie es sich anhörte, aus einer ziemlich traditionellen Familie. Sie wollte ursprünglich Dolmetscherin oder Übersetzerin werden, doch ihr Vater ließ es nicht zu, dass sie sich

mit so vielen Ausländern träfe. Sie durfte in der Schule auch nicht mit Jungen sprechen, geschweige denn einen Freund haben, denn ihr Vater hätte es ja erfahren können. Als sie und ich einmal zusammen in einem Taxi fuhren, wollte sie nicht einmal mit dem Fahrer sprechen, weil das gegen die Vorschriften ihres Vaters verstoßen hätte. Sherin sagte, sie befasse sich mit Schriftstellerei; aber sie schrieb niemals etwas über die Liebe – ihr Vater hätte es ja finden können.

Und trotzdem liebte sie ihren Vater »sehr«, wie sie immer wieder betonte. »Er ist sehr streng, aber er ist auch sehr gut«, sagte sie. »Und ich darf nicht einfach allein über mich verfügen. Bei allem, was ich tue, muss ich an meine Schwestern denken, an meine Familie. Das macht mich manchmal nervös, ich bin psychisch nicht frei. Aber so muss es wohl sein.«

Und das war, dachte ich, ein wesentlicher Punkt, wenn man die Beziehungen der Geschlechter und vieles andere in Kurdistan verstehen wollte. Eine Liebesaffäre zu haben bedeutete nicht, dem eigenen Herzen oder gar seiner Begierde zu folgen. Eine Liebesbeziehung zu haben – oder nicht zu haben –, war eine Frage der Unterordnung unter die Familie und darüber hinaus die ganze kurdische Gesellschaft. Wenn man sich unangemessen verhielt, verriet man die Familie und verursachte vielleicht sogar deren Untergang. Dem eigenen Herzen zu folgen, barg die Gefahr in sich, alles, was einem lieb und wert war, zu zerstören.

Leyla, eine schlanke, kräftige junge Frau in Hosen und schwarzem Jackett, lud mich ein, eine Nacht in ihrem Studentinnen-Wohnheim zu verbringen, in einem von einem halben Dutzend fröhlichen Zweckbauten, die sich um Wege und Gärten gruppierten und von einer hohen Mauer umgeben waren. Leylas Freundinnen trafen sich mit uns im Garten, und wir unterhielten uns über vielerlei Themen,

darunter Saddam, amerikanische Musik und die Möglichkeit eines amerikanischen Angriffs auf den Irak, auf den alle hofften. Und dann kamen wir auf die persönlichen Erlebnisse und Geschichten. Natürlich hatte jede etwas zu erzählen.

Eine junge Frau mit gelocktem Haar und schwarz mit Mascara umrandeten Augen sagte, sie sei »von der Wiege an« einem älteren Mann eines Nachbarstammes versprochen worden, weil ihr Onkel jemanden von dieser Familie getötet hatte – etwas Übliches im stammesgeprägten Kurdistan. Als sie in die Pubertät kam, war der Mann schon 46, und sie weigerte sich, ihn zu heiraten. Er willigte ein, sie freizugeben, wenn sie ihm 100 000 *Dinar* zahlte – eine gewaltige Summe. Doch sie hatte Glück. Der Mann geriet in finanzielle Schwierigkeiten und war deshalb damit einverstanden, sie für nur 15 000 *Dinar* freizugeben. »Jetzt mache ich ein Lehrerinnenstudium, und jeden Tag danke ich Gott dafür, dass ich solches Glück hatte.«

Eine andere junge Frau, die einen engen schwarzen Pulli trug, war ebenfalls einem älteren Mann »von der Wiege an« versprochen worden. Aber als sie im zweiten Jahr auf einer weiterführenden Schule war, teilte sie ihrer Familie mit, sie würde diesen Mann niemals heiraten. Sie wollte ihre Ausbildung fortsetzen und vielleicht Ärztin oder Journalistin werden; auch wenn »der Mann schön war, hatte er doch nichts im Kopf«. Ihr Vater war zuerst zornig, aber da er sie liebte, gab er schließlich nach.

Eine dritte Studentin zog mich beiseite und sagte mir vertraulich, dass sie die Tochter eines Mannes mit zwei Ehefrauen sei. »Meine Freundinnen wissen das nicht, bitte – bitte sagen Sie nichts«, drängte sie, bis ich es versprach. Ihre Mutter war die unglückliche Erstfrau gewesen, die aber nur fünf Töchter geboren hatte, keine Söhne. Deshalb heiratete ihr Vater nochmals, und diese Frau schenkte ihm drei Söhne und zwei Töchter. Er war Geschäftsmann

und deshalb selten zu Hause – und wenn, dann war er nur bei seiner zweiten Familie. Die Studentin hatte ihn seit Jahren nicht mehr gesehen. Warum musste dieser Mann so viele Kinder zeugen, wenn er doch nicht bei ihnen sein wollte?, fragte ich mich. Der Kummer der Studentin und ihr Bedürfnis, mir ihre Geschichte zu erzählen, rührten mich zutiefst.

An diesem Abend führte mich Leyla nach einem einfachen Abendessen mit Weizenschrot, Joghurt und Tee in ihrem Wohnheim herum, damit ich noch mehr Lebensgeschichten erfahren könnte. Ich sprach mit Studentinnen, deren Dörfer bei *Al-Anfal* zerstört worden waren, Studentinnen, deren Väter und Brüder verschwunden waren, Studentinnen, die aus Kirkuk vertrieben wurden, und Studentinnen, die die verheerenden Chemiebomben-Angriffe auf Halabscha überlebt hatten. Ich hörte zu und machte mir Notizen – bis ich nicht mehr konnte. Es waren zu viele Schicksale, und viele hörten sich gleich an. Ich fühlte mich niedergedrückt und horchte nur noch auf, wenn eine Geschichte besonders grauenvoll war.

Gleichzeitig erfüllte mich Ehrfurcht. Hier waren Hunderte junger Frauen – und doch nur ein winziger Bruchteil aller jungen Kurden –, die nicht nur ihre unbeschreibliche Vergangenheit hinter sich ließen, sondern sich mutig vorwärts bewegten in eine moderne und für sie gänzlich fremde neue Welt. Wer kann absehen, was diese Frauen zu bewegen imstande sind, wohin sie streben werden und wie sich Kurdistan durch sie – endlich – verändern wird?

Die Hamilton Road entlang – mit Abstechern

Ein britischer Ingenieur namens Archibald M. Hamilton machte sich 1928 daran, eine Straße durch eine der wildesten, unzugänglichsten Gegenden Kurdistans, etwa eine Autostunde nördlich von Erbil, zu bauen – durch ein Land voll zerklüfteter Berge, tief eingeschnittener Schluchten, tosender Flüsse und kahler Felsklippen. Angeblich bestand der Zweck der Straße darin, den Handel zwischen Irak und Iran zu erleichtern, den bisher die vielen Berge behinderten. Aber ein gleichermaßen wichtiger Nebeneffekt des Projekts war es, die wilden, ungezügelter Kurdenstämme dieser Gegend unter Kontrolle zu bekommen. Hamilton zitiert in seinem Buch *Road Through Kurdistan* den Leiter dieses Projekts: »Man weiß, dass alle großen Nationen der Vergangenheit und der Gegenwart Straßen für eine wesentliche Voraussetzung hielten, um Recht und Ordnung aufrechtzuerhalten. Wenn erst einmal Fernstraßen eine Region durchdrungen haben, werden auch die wildesten Völker friedfertig, weil sie ganz einfach die zivilisierten Lebensformen nachahmen ...«

Die Hamilton Road, wie man sie bald nannte, beginnt am Spilik-Pass, gleich östlich der Stadt Harir. Als Hamilton seine Arbeit aufnahm, war der Spilik-Pass wegen der marodierenden Banden berüchtigt, die jahrhundertlang diesen Aussichtspunkt nutzten, um nach Karawanen zu spähen, die zwischen Arabien und Persien unterwegs waren. Sogar die Ingenieurtrupps waren ständig in Gefahr, angegriffen zu werden.

Jenseits des Passes macht die Hamilton Road eine Biegung und gibt einen atemberaubenden Blick auf bläulich weiße Berggipfel

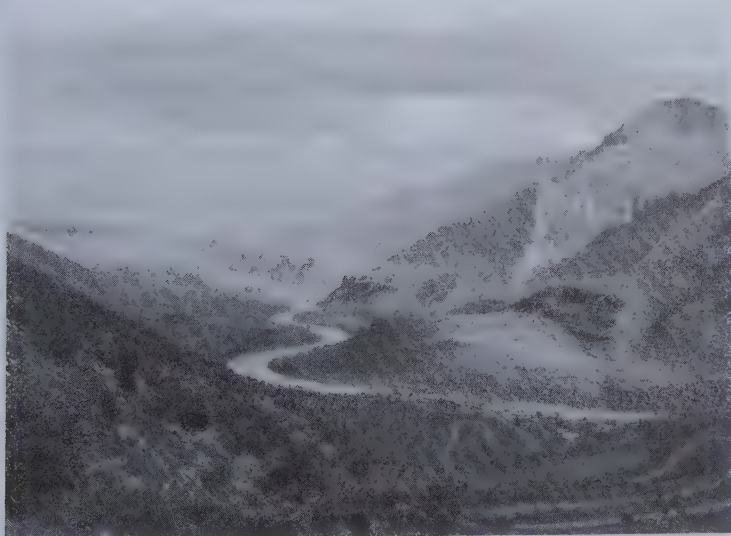
frei, die sich fast bis zum Horizont hin ausdehnen, bevor sie spiralförmig in den finsternen, geheimnisvollen Gali Ali Beg abfallen, eine 16 Kilometer lange, schroffe Schlucht. Beiderseits erheben sich Canyon-Wände, von eingelagerten Felsschichten diagonal gestreifte Hänge – eine schiefe, wirbelnde Welt. Glitzernde Abschnitte des Stroms werden sichtbar, schließlich ein starker, schneller Schwall Wasser: der Gali-Ali-Beg-Wasserfall, der wie eine breite Zunge aus dem eindrucksvollen Berg herausschießt.

Vom Wasserfall aus führt die Straße in das eigentliche Tal, an dessen Eingang eine 70 Meter hohe Felssäule steht, aus orangefarben und weiß in sich gedrehtem Gestein. Die Straße schiebt sich vorwärts, zu ihren Seiten erheben sich jäh kahle Felswände. Jede Biegung führt in den Schatten oder aus ihm heraus. Neben der Straße rauscht der Fluss durch die Schlucht; oberhalb sind Höhlen versteckt, die einst von *peshmerga* benutzt wurden. Kleine Wasserfälle treten aus den Felswänden aus wie silberne Sonnenblumen. Ganz weit oben gleichen die gestreiften Klippen den Zinnen von Burgen, die darüber wachen, wer unter ihnen hindurchfährt.

Nördlich der Hamilton Road liegen Tal und Dorf Barzan, das Herz des Barzani-Stammesgebiets und Geburtsort von Mullah Mustafa. Ich konnte diese Gegend nur mit einem Mitglied des Barzani-Familienclans erkunden, da diese Leute dafür bekannt sind, abgeschieden und zurückgezogen zu leben. Ich fuhr mit Saleh Mahmoud Barzani und Jula, der Dolmetscherin, nach Norden. Herr Saleh war ein tadellos gekleideter älterer Herr in frischem *khak* und mit kreuzweise getragenen, glänzendem ledernem Pistolengurt sowie doppelt gestuftem, rot-weißem Turban und einem tiefschwarzen Schnurrbart, der vermutlich gefärbt war. Viele kurdische Männer sind sehr eitel, und es ist nicht ungewöhnlich, dass sie ihr Haar oder ihren Schnurrbart färben. Jula war eine schöne junge Frau, die kürz-

lich aus dem Iran in den Irak zurückgekehrt war. Aber sie war überhaupt nicht glücklich darüber. Im Iran hatte sie eine Karriere als Filmemacherin begonnen – in einem Land also, das für seine vielen guten Filmregisseure bekannt ist –, aber im Irak sah sie keine Zukunft für sich.

Als wir Barzan erreichten, fand ich mich zu meiner Überraschung in einem weiten Tal, das überall mit dunkelgrünen Sträuchern und Bäumen getupft war. Mir war Barzan als »karg« und »felsig« beschrieben worden, aber zumindest im späten Frühjahr war diese Gegend ein idyllisches Refugium. Am einen Ende des Tals klebte das Dorf am Hang, am anderen toste das Schmelzwasser des Großen Zab herab, und dazwischen huschten bunt gefiederte Vögel umher. Im Barzan-Tal gibt es mehr Vögel, Wildtiere und Pflanzen als sonst irgendwo in ganz Kurdistan, nachdem Shaikh Ahmad, der



Unterwegs nach Barzan

ältere Bruder von Mullah Mustafa, in den zwanziger Jahren des letzten Jahrhunderts die Jagd und die Verwendung der Bäume und Sträucher als Brennholz untersagt hatte – eine von vielen ungewöhnlichen Maßnahmen der Barzani-Familie.

Das Dorf Barzan ist überraschend klein und hat weniger als 2000 Einwohner. Das Tal schien vor lauter Leere widerzuhallen. Mehr als jede andere Gegend Kurdistans hatte Barzan unter nicht enden wollenden An- und Übergriffen zu leiden gehabt. Es gibt nur ein einziges Haus im Dorf, das aus der Zeit vor 1991 stammt; und das heutige Ortszentrum war ursprünglich kein Platz oder Markt, sondern ein bekannter Friedhof, auf dem Mullah Mustafa, sein Sohn Idris und andere berühmte kurdische Revolutionäre begraben lagen.

Ursprünge und Herkunft des Familienclans der Barzani sind unklar und reichen vielleicht nicht einmal weiter zurück als bis ins frühe 19. Jahrhundert, als ein Neuling in diesem Tal, ein Mann namens Taj ad-Din, in den Naqshbandi-Sufi-Orden aufgenommen wurde. Dieser erste *shaikh* von Barzan und seine Nachfolger gewannen bald zahlreiche Anhänger in dieser abgeschiedenen Gegend, die damals von einem einfachen, aber wilden Hirtenvolk am Rande des Zibari-Stammesgebiets bewohnt wurde. Die *shaikhs* genossen hohes Ansehen wegen ihrer strengen Frömmigkeit und Redlichkeit, und Ende des 19. Jahrhunderts priesen die Gläubigen das Barzan-Tal als eine gleichsam utopische Gemeinschaft, in der das Land allen gehörte und Flüchtlinge aller Stämme und Religionen willkommen waren.

Mullah Mustafa wurde 1904 geboren. Er war der Sohn von Shaikh Muhammad, einem bekannten religiösen Mystiker, und der um gut 13 Jahre jüngere Bruder von Shaikh Ahmad, einem exzentrischen, aufrührerischen Religionsführer. Die Osmanen steckten Mullah Mustafa, als er noch keine zwei Jahre alt war, mit seiner Mutter neun Monate lang ins Gefängnis und hängten seinen ältesten Bruder Abd

Al-Salam 1914 auf. Sein Vater dürfte 1908 von religiösen Fanatikern ebenfalls gehängt worden sein. Mullah Mustafa studierte zehn Jahre lang in Barzan und setzte später sein Studium in Sulaymaniyah fort. »Mullah« war sein Eigenname, kein religiöser Titel, und er war auch stets ein weltlicher Führer.

1931 wies Shaikh Ahmad seine Anhänger an, Schweinefleisch zu essen, vielleicht um die Verbindung zwischen Christen und Naqshbandis zu verdeutlichen. Das brachte seinen mächtigen Nachbarn, Shaikh Rashid von Baradost, so sehr auf, dass er die Barzani-Dörfer angriff. Die irakische Regierung, die bereits wegen Shaikh Ahmads Weigerung, verschiedene Vorschriften zu befolgen und Steuern zu zahlen, verärgert war, nutzte diese gewalttätige Auseinandersetzung als Vorwand, gegen Barzan zu marschieren – und wurde von dem kleinen, armen, aber zähen und mutigen Barzani-Stamm vernichtend geschlagen. Die irakische Regierung rief dann die britische Royal Air Force zu Hilfe, die 79 Barzani-Dörfer bombardierte und 1300 Häuser zerstörte. Shaikh Ahmad und Mullah Mustafa flüchteten in die Berge, wurden dann aber doch gefangen genommen und ins Exil geschickt, erst in den Südirak, dann nach Sulaymaniyah.

Nach dem Ende dieses Exils kehrte Mullah Mustafa nach Barzan zurück und baute die kurdische Widerstandsbewegung systematisch auf. Sein erster Aufstand schlug fehl, und Mullah Mustafa und etwa 1200 seiner Kämpfer waren gezwungen, in den Iran ins Exil zu gehen, wo er sich der Kurdenrepublik Mahabad anschloss. Als Mahabad 1946 fiel, bot man Barzani die Chance, sich zu ergeben. Aber er weigerte sich. Stattdessen flohen er und seine Streitkräfte – mit den Iranern dicht auf den Fersen – in den Irak, in die Türkei, wieder zurück in den Iran und schließlich nach Russland. Es war ein heldenhafter, bei den Kurden legendär berühmter Rückzug. »Wir marschierten 52 Tage«, erzählte Barzani einmal. »Auf den hohen

Gebirgspässen war der Schnee im späten Frühjahr zwei bis vier Meter hoch. Wir hatten neun Gefechte zu bestehen, verloren vier Mann und hatten sieben Verwundete.«

Barzani lebte fast zwölf Jahre in der Sowjetunion im Exil, lernte Russisch und studierte Ökonomie und Naturwissenschaften, wurde aber nie Kommunist. Er sagte, dass gute Muslime keine Kommunisten werden könnten. Nach Brigadegeneral Kassems Staatsstreich kehrte er 1958 in den Irak zurück und setzte sich bis 1975 heftig im Kampf für die kurdische Sache ein. Das Abkommen von Algier zwang ihn, wieder ins Exil zu gehen – erst in den Iran, später in die USA, wo man Lungenkrebs bei ihm feststellte. Als geschlagener Mann, der fern von seiner Heimat in dem Land gestrandet war, das ihn eigentlich verraten hatte, verbrachte er seine letzten Jahre damit, Briefe an Politiker in Washington zu schreiben, um Interesse für die Sache der Kurden zu wecken. Er starb am 1. März 1979.

In Barzan trafen wir mit Dr. Abdullah Loqman zusammen, einem großen und schlaksigen Mann mit grau meliertem Haar. Er stammte aus Dohuk und war 1991 nach Barzan gezogen, um humanitäre ärztliche Hilfe zu leisten. Zu dieser Zeit war in der ganzen Region nahezu nichts mehr unversehrt stehen geblieben. Erst 1997 gab es dank der Hilfe des *Oil-for-Food*-Programms Erleichterungen im Tal: Dörfer wurden wieder aufgebaut, Straßen gepflastert, Schulen eingerichtet, und man führte ein umfassendes Gesundheitsprogramm ein. Dr. Loqman überwachte jetzt die Gesundheitsdienste in der Region und arbeitete mit einer deutschen Hilfsorganisation zusammen, die eine Krankenpfleger-Schule im Tal gebaut hatte.

Mit Dr. Loqman besuchten wir ein halbes Dutzend Witwen in Barzan, die am Rande des Dorfes in wieder aufgebauten Häusern wohnten, zwischen denen Viehställe standen. Die Frauen begrüßten uns mit breitem Lächeln und führten uns in einen freien, ge-

weißen Raum mit dünnen Teppichen und Kissen, wo ein junges Mädchen Tee zubereitete. Alle Frauen schienen Ende vierzig oder um die fünfzig zu sein und waren in charakteristischer Manier gekleidet: Sie trugen lange schwarze Kleider, und zwei mit Henna gefärbte Locken umrahmten ihre Gesichter. Das übrige Haar war unter zwei dünne, schwarze Schals gesteckt, von denen einer fester gezogen und der andere lockerer war. Die dünnen Enden der Schals hatten sie zusammengeknotet und entweder über den Rücken nach hinten geworfen oder vorne herabhängen lassen.

Nach dem Abkommen von Algier flohen 1975 nicht alle Barzanis und ihre Anhänger in den Iran. Manche blieben in ihren Dörfern oder kamen wenige Monate später nach einer Generalamnestie zurück. Während sie in jenem Herbst ihre Ernte einbrachten, tauchten Tausende irakischer Soldaten auf und umzingelten und zerstörten etwa 1800 Barzani-Dörfer. In der Luft wirbelten Hubschrauber herum, um ein Entkommen der Bewohner zu verhindern, die dann von Soldaten in Busse gestoßen und in die Wüste gebracht wurden, wo sie nahezu fünf Jahre unter elenden Verhältnissen leben mussten.

»Kissinger!« Herr Saleh spuckte aus, als die Frauen diese Geschichte erzählten. Dann sah er in dem Raum umher, und das Licht vom Fenster schien auf sein Habicht-Gesicht.

1980 rollte ein Konvoi von Armeelastern in ihr Lager, erzählten die Frauen weiter, und brachten sie wieder weg – dieses Mal in die Sammelstadt Qushtapa bei Erbil. Qushtapa hatte auch keine ordentlichen Einrichtungen, aber immerhin lag es in Kurdistan, und dafür waren sie schon dankbar – bis zum 30. Juli 1983 um halb vier Uhr morgens. Hunderte von Soldaten kreisten das Lager ein. Immer enger zogen sie den Ring und gingen dann von Haus zu Haus, Dach zu Dach und verhafteten alle Männer und Jungen über zwölf Jahren.

»Es war kurz vor Tagesanbruch, als ich die Soldaten auf den Dächern sah, in den Helikoptern – überall!«, sagte eine Frau. »Mein

Mann sah sie auch und sagte: »Das ist jetzt unser Ende, das sind keine normalen Soldaten.« Sie erschossen jeden, der weglaufen wollte. Und sie durchsuchten jedes Haus, jeden Schrank, jedes Klo.«

Die anderen Frauen und wir Zuhörer seufzten tief – eine Reaktion, die mir schon oft aufgefallen war, wenn solche tragischen Geschichten erzählt wurden. Die Seufzer schienen etwas von dem Stress, der sich in dem Raum aufbaute, zu mildern.

Gegen Mittag – etwa neun Stunden nach Beginn dieser Militäroperation – war alles vorbei. Zwischen 5000 und 8000 Barzani-Männer und -Jungen waren in Qushtapa und drei anderen Sammelstädten festgenommen, in Busse verladen und weggefahren worden. Wie jene, die fünf Jahre später während *Al-Anfal* verschwanden, hat man sie nie wieder gesehen. Zehn Jahre später ließ Saddam Hussein wenig Zweifel an ihrem Verbleib. »Sie verrieten ihr Land, und sie verrieten die Übereinkunft«, sagte er 1993. »Wir führten sie einer strengen Bestrafung zu, und sie fuhren zur Hölle.«

Als Hussein die Barzanis des Verrats bezichtigte, meinte er einen besonderen Vorfall. Kurz bevor die Barzani-Männer verschleppt wurden, hatte die KDP den Iranern bei der Einnahme von Haj Omran geholfen, der heruntergekommenen Grenzstadt, die ich auch schon besucht hatte. Die Verschleppung der Männer war nunmehr eine Vergeltungsmaßnahme. Und da ihrem Verschwinden kein internationaler Aufschrei der Empörung folgte, mochte sich Hussein ermutigt gefühlt haben, das gleiche Verfahren in erheblich größerem Umfang abermals anzuwenden: bei *Al-Anfal*.

Nachdem die Busse weggerollt waren, wurde das Lager Qushtapa versiegelt, Strom- und Wasserversorgung wurden abgestellt. »Wir blieben allein zurück, nur Frauen«, sagte eine jüngere Frau und begann zu weinen. Es wurde still in dem Zimmer. »Wir hatten keine Männer mehr. Alle hatten wir verloren. Wir gingen zum Fluss, um Wasser zu holen, aber die Soldaten verjagten uns und bewarfen uns

mit Steinen. Nachts waren wir voller Angst, dass sie zurückkommen und uns vergewaltigen würden. Wir wagten nicht, allein zu schlafen, sondern immer nur sechs oder sieben beisammen, und wir hatten große Messer.«

Alle weinten jetzt, sogar Herr Saleh und vielleicht auch Dr. Loqman. Obwohl sie alle diese Geschichte in der einen oder anderen Weise hundertfach miterlebt hatten, war es unmöglich, nicht zutiefst erschüttert zu sein.

»Auch andere haben geweint, als sie unsere Geschichte hörten«, sagte eine Frau, »aber warum horcht die Welt erst jetzt auf? All das ist doch schon vor vielen Jahren geschehen!«

Am folgenden Nachmittag unternahm Dr. Loqman mit Herrn Saleh, Jula und mir eine Rundfahrt. Wir besuchten eine kleine Teppichmanufaktur und fuhren den Großen Zab entlang. Üppige Pappelbestände säumten den Fluss, schroffe Felsengipfel erhoben sich zu beiden Seiten des Tals, wo einst eine Leopardenart umherstreifte und es immer noch Wildschweine, Wölfe und Bären gab. Wir erreichten einen Gebirgskamm und ein winziges Dorf, in dem 22 Familien lebten, die kürzlich aus dem Iran zurückgekehrt waren. In dem Dorf gab es weder elektrischen Strom noch fließendes Wasser, aber es bot eine Aussicht, die an anderen Orten der Welt Millionen wert wäre. Der *mukhtar* des Dorfes war ein gut aussehender, gebildeter junger Mann, der einen modischen Haarschnitt und eine Lederjacke trug.

Nordöstlich von Barzan liegt Bedial, eine uralte christliche Ansiedlung. Wir fuhren die gut gepflasterte Bergstraße entlang und sahen den Ort auf der anderen Seite eines Tales oben auf einem grasbewachsenen Berg liegen, umgeben von rötlichen Gipfeln. Das Dorf selbst zu erreichen war jedoch eine andere Sache. Wir mussten auf steinigem, unbefestigten Straßen voller Schlaglöcher einen stei-

len Berghang hinab- und einen anderen hinauffahren. Staunend hörte ich, dass die Dorfbewohner – nachdem Bedial 1975 bombardiert worden war – ihre geliebte und, wie sie sagten, 1600 Jahre alte Kirche eigenhändig wieder aufgebaut und dabei die erforderlichen Baumaterialien zu Fuß die Berghänge heraufgetragen hatten. Damals gab es noch keine Straße.

Wir fuhren weiter zu einer noch älteren Stätte, der Shanidar-Höhle. Zwischen 1951 und 1960 legte der amerikanische Archäologe Ralph Solecki die Höhle frei und fand darin neun Skelette von Neandertalern; das älteste davon war 46000 Jahre alt. Besonders überraschend war Soleckis Entdeckung von Blumen, die er neben den Bestatteten sah. »Mit dem Fund der Blumen«, schreibt er, »wird uns plötzlich zum Bewusstsein gebracht, dass das wesenhaft Menschliche und die Liebe für das Schöne über die Grenzen unserer eigenen Spezies hinausreichen. Wir können nicht mehr bestreiten, dass der vorzeitliche Mensch bereits über den vollen Umfang menschlicher Gefühle verfügte.«

Soleckis Entdeckung erinnerte mich an die Blumenliebe der Kurden und ihre Tänze und Gesänge. Trotz einer gnadenlos grausamen Geschichte sind die Kurden in vieler Hinsicht ein sanftes Volk.

Um Shanidar von der Straße aus zu erreichen, mussten wir 40 Minuten lang einen Pfad begehen, der auf einen Bergkamm führte, wieder abfiel und sich dann wieder nach oben schwang – bis zu der finsternen Höhle. Entlang dem Weg sahen wir Spuren einer alten assyrischen Straße, die König Sargon II. gebaut hatte, um Kriegszüge gegen die Kurden zu führen – eine Art früher Hamilton Road.

Der Eingang zur Höhle ist etwa 24 Meter breit und acht Meter hoch. Drinnen weitete sich der Raum zur doppelten Größe. In der Luft wirbelten Staubwolken, und schwarzer Ruß hing in dicken Fäden von der Decke. In den Wintermonaten hielten die Dorfbewohner ihre Schafe und Ziegen in dieser Höhle, so wie sie es schon seit

Jahrhunderten getan hatten. Während ich auf dem dunklen Lehm-
boden herumtappte, der nie das Sonnenlicht gesehen hatte, dachte
ich über die unzähligen Generationen nach, die hier gelebt und ihre
Geheimnisse hinterlassen hatten. Die einzige Spur der Grabungen
Soleckis, der viereinhalb Meter in die Tiefe vorgedrungen war, war
eine leichte Senke im Boden.

Nach einem mehrgängigen Essen, das eine Gruppe der Witwen von
Barzan bereitet hatte, zogen sich an diesem Abend Dr. Loqman, Julia
und ich in das Wohnzimmer zurück, um Herrn Saleh zu befragen.
Da er in Barzan geboren war, wusste er viel und hatte er viel erlebt,
wie mir gesagt worden war. Ich wollte seine Lebensgeschichte hö-
ren. Doch das erwies sich als schwierig. Obwohl er sich gern dazu
bereit erklärt hatte, interviewt zu werden, wollte er nicht über sein
eigenes Leben sprechen, sondern lieber über die Geschichte der
Kurden insgesamt. Wie sehr ich ihn auch – mit der Unterstützung
von Dr. Loqman – ermutigte, von sich selbst zu erzählen, fuhr er mit
einer sehr detaillierten, aber unpersönlichen Darstellung der Ge-
schichte der irakischen Kurden fort. Ich hatte schon viele ähnliche
Gespräche mit älteren Männern in Kurdistan geführt und mich ge-
fragt, ob das wohl mit der größeren Bedeutung zu tun habe, die hier
der Gemeinschaft zukommt, und dem geringeren Wert des Indivi-
duums. Ich konnte mir nicht vorstellen, Amerikaner oder Europäer
nach ihrem Leben zu befragen und dann etwas über Außen- und
Innenpolitik zu erfahren anstelle von Einzelheiten der beruflichen
Laufbahnen, der Familien, der persönlichen Höhe- und Tiefpunkte
im Leben.

Interviews in Kurdistan zu führen war schwierig. Manchmal –
wie bei Herrn Saleh – spielten Geschlechts- und Altersunterschiede
eine Rolle. Bei vielen Dorfbewohnern war es das Problem des An-
alphabetismus. Bevor ich in den Irak reiste, glaubte ich, dass dies

vor allem eine Frage war, ob jemand lesen und schreiben konnte. Aber in Kurdistan wurde mir klar, dass die Folgen viel umfassender sind. Wenn Menschen lesen und schreiben können, haben sie Zugang zu Informationsquellen jenseits ihrer eigenen Erfahrungswelt. Und sie werden vertraut mit der dem Lesen und Schreiben innewohnenden Logik. Besonders während meiner ersten Interviews mit Dorfbewohnern, die ich mit der Hilfe eifriger, aber unerfahrener Übersetzer führte, die oft noch zu weiterer Verwirrung beitrugen, geriet ich völlig durcheinander, wenn ich Geschichten ohne jede zeitliche Abfolge, mit undurchschaubaren Zusammenhängen von Ursache und Wirkung und Namen, die mir nichts sagten, zu hören bekam. Das lag nicht an der mangelnden Intelligenz der Dörfler, sondern an ihrer besonderen Art, die Welt für sich geistig zu ordnen.

Und dann spielten noch kulturelle Faktoren eine Rolle. Obwohl ich vor meinen Reisen nach Kurdistan so viel wie möglich gelesen hatte, standen mir doch kaum gründliche anthropologische Studien über die Kurden – im Gegensatz zu politischen Untersuchungen – zur Verfügung, noch dazu auf Englisch. Ich hatte also wenige Anhaltspunkte, um bestimmte Fragen formulieren zu können. Wie konnte ich etwas über jahrhundertealte Bräuche und Rituale in Erfahrung bringen, wenn ich nicht einmal wusste, wonach ich suchen sollte? Viel von der überlieferten Kultur Kurdistans stirbt schnell dahin, das wusste ich. Die jüngere Generation interessiert sich mehr fürs Internet und Satellitenfernsehen als für die traditionelle Lebensweise ihrer Großeltern. Aber wenn man davon etwas aufzeichnen wollte, stand man vor einer schwierigen Aufgabe.

Ich konnte an jenem Abend Herrn Saleh schließlich ein paar persönliche Dinge entlocken. Mullah Mustafa war sein Onkel gewesen, und dessen Familie hatte ihn großgezogen, nachdem sein Vater getötet worden war. Später arbeitete er für den Kurdenführer, half in

seinem Gästehaus und betreute seine Kinder, während sie alle in den Bergen lebten.

»Wie war denn Mullah Mustafa?«, fragte ich.

»Er war ein einfacher Mann und an nichts anderem interessiert als an den Anliegen der Kurden«, sagte Herr Saleh. »Er pflegte zu sagen: ›Ich bin nur der Diener dieser Nation‹.«

Was der kleine Herr Saleh mir erzählte, entsprach dem, was ich gelesen hatte. Es hieß, dass Mullah Mustafa anspruchslos gelebt und all seine Kraft nur dem Kampf der Kurden gewidmet habe. Er war ein Mann von mittlerer Größe, aber eindrucksvoller Statur, und er war bekannt dafür, zäh, charismatisch und mutig zu sein. Ungeachtet seiner bescheidenen Ausbildung verfügte er über flinke Intelligenz, natürlichen Scharfsinn und gutes Urteilsvermögen. Normalerweise trug er *shal u shapik*, einen zweistufigen rot-weißen Turban und um die Hüfte einen doppelten Patronengürtel. Seine Vorstellungen veranschaulichte er oft durch Fabeln und Parabeln. Stets fand er Zeit für das Gebet und zum Empfang von Besuchern aller Art: Diplomaten ebenso wie Bauern. Doch es heißt auch, dass er autoritär, egoistisch, kurzsichtig und einfältig in der Einschätzung der Außenwelt gewesen sei. Und er habe eine gewisse Rücksichtslosigkeit besessen.

Herr Saleh war 1971 mit Mullah Mustafa in Haj Omran gewesen, als ein Anschlag auf sein Leben verübt wurde. Der Baath-Sicherheitschef hatte fünf *Imame*, Religionsgelehrte, zu Mullah Mustafa geschickt, um mit ihm zu verhandeln. Einer von ihnen bekam ein Tonbandgerät mit, das – ohne dessen Wissen – einen Sprengsatz enthielt.

»Mullah Mustafa begrüßte die *Imame*, sie nahmen Platz, und ein Diener brachte Tee«, erzählte Herr Saleh. »Der betreffende *Imam* schaltete das Tonbandgerät ein und flog damit in die Luft. Mullah Mustafa blieb am Leben, weil der Diener dazwischen stand.«

In den Autos der *Imame* waren auch Sprengladungen montiert worden – die Männer sollten nicht lebend zurückkehren. In jenen Tagen gab sich die Baath-Partei kaum Mühe, ihre Verachtung für den Islam zu verbergen.

Als wir am folgenden Abend nach Erbil zurückkehrten, ging ich direkt zum Haus der Familie von Othman und Kanan Mufti, zwei Brüdern in den Fünfigern, deren Vater, Rashad Mufti, ein berühmter Qadiri-Religionsführer und Richter gewesen war. Othman und ich hatten uns verabredet, um an einer rituellen Feier in einem hiesigen *tekiye* – oder religiösen Versammlungsort – teilzunehmen. Er hatte diesen Besuch schon vorbereitet, indem er mir Fotos von langhaarigen Derwischen zeigte, die sich Schwerter und Dolche in ihren Körper stießen.

Die Qadiris und die Naqshbandis, zu denen die Barzani gehören, sind die beiden großen Sufi-Orden in Kurdistan. Wie alle Sufi-Orden sind sie mystische islamische Sekten, deren Anhänger danach streben, ein persönliches, ekstatisches Einssein mit Gott zu erlangen. Die Naqshbandis tun dies in stiller Meditation, die Qadiris durch rituelle Zeremonien. Die *shaikhs*, die spirituellen Führer beider Orden, haben in Kurdistan stets große Macht besessen, Bündnisse mit *aghas* geschlossen und Massenerhebungen angeführt. Den frühesten nationalen Bewegungen in Kurdistan standen *shaikhs* vor, und die Familie Barzani hätte ohne ihre Rolle im Naqshbandi-Orden nie ihre führende Stellung erreicht. Jalal Talabani, der Führer der PUK-Partei, stammte auch aus einer *Shaikhly*-Familie des Qadiri-Ordens. Die Loyalität den Orden gegenüber hat größeres Gewicht als die Stammeszugehörigkeit. Einst zählten sie Zehntausende von Anhängern aus vielen verschiedenen Stämmen.

Der Qadiri-Orden gelangte zuerst nach Kurdistan. Er wurde im 12. Jahrhundert von Shaikh Abd al-Qadir gegründet, der ursprüng-

lich in Gilan in Persien und später in Bagdad lebte, und breitete sich um 1360 im südlichen Kurdistan aus. Der Naqshbandi-Orden wurde im 14. Jahrhundert von Baha ad-Din Naqshband in Buchara (im heutigen Usbekistan) gegründet und gelangte im frühen 19. Jahrhundert nach Kurdistan. Er breitete sich dort jedoch dank des charismatischen kurdischen Führers Mawlana Khalid erheblich schneller aus. Mit der Entstehung der modernen Nationalstaaten und seit sich die Kurden der weiten Welt jenseits ihres Lebensraumes bewusster werden, haben beide Sekten erheblich an Einfluss verloren. Heute machen sich viele gebildete Kurden über die altmodische Lebensweise der *shaikhs* lustig, deren hingebungsvollste Anhänger unter den Ungebildeten, Machtlosen und Armen zu finden sind.

Ich kam gegen acht Uhr abends zur Familie Mufti und traf schon in der Vorhalle auf ein Gedränge von Besuchern. Die meisten älteren Männer trugen Pluderhosen und Turbane. Sie waren aus alter Gewohnheit gekommen, wie einst in der Zeit, als Rashad Mufti noch religiöser Führer war. Keiner seiner Söhne war religiöser Führer geworden – Kanan leitete das Archäologische Museum von Erbil, und Othman war Direktor des Ministeriums für Islamische und Religiöse Angelegenheiten. Doch wegen des seit Jahrhunderten hohen Ansehens der Familie kamen allabendlich viele Gläubige zu Besuch: sei es, um sich einen Rat zu holen, oder auch nur zum Plaudern. Angesichts der Menschenmenge fragte ich mich, wann die beiden Brüder je eine Chance hätten, zur Ruhe zu kommen.

Im Haus der Mufti-Familie stießen der mit mir befreundete Englisch-Professor Himdad und etliche seiner Freunde zu mir. Himdad wollte mir an diesem Abend als Dolmetscher behilflich sein, und seine Freunde hatten gefragt, ob sie mitkommen dürften. Keiner war je zuvor bei einer religiösen Qadiri-Zusammenkunft dabei gewesen, und deshalb erwarteten wir mit gesteigerter Spannung den

Aufbruch. Rezan, die Übersetzerin, die mich in Erbil herumgeführt hatte, wollte auch kommen; aber da die Zeremonie nachts stattfand, war ihre Teilnahme unmöglich.

Endlich war es so weit. Othmans Frau lieh mir ihre *abeyya*, das schwarze, zeltähnliche Gewand, das alles außer dem Gesicht bedeckt, und wir brachen zum *tekiye* von Kesnazan in einem der düsteren, älteren Stadtviertel auf. Während wir fahren, äußerte Othman im letzten Moment noch einige Bedenken, mich mitzunehmen. Ich wäre die einzige Frau dort, sagte er, und die Zeremonie sei nur für Männer; und obwohl er meine Anwesenheit mit dem dortigen *shaikh* schon abgeklärt hätte, könnten einige Gläubige Anstoß daran nehmen. Da ich schon immer seit meiner Ankunft in Kurdistan an einer Qadiri-Feier teilnehmen wollte, schenkte ich seinen Worten keine weitere Beachtung.

Als wir uns dem *tekiye* näherten, drängten sich auf der Straße immer mehr Autos und Männer. Die Eingangstür am Ende des Häuserblocks leuchtete silbrigweiß in der Dunkelheit. Wir parkten und folgten dem Klang von Trommeln und Gebetsgesang oder *zikr*, wobei es sich um ein Herunterleiern des Namens Gottes handelt. Das Meer der immer weiter singenden Männer teilte sich säuberlich, wir gingen hindurch in eine Eingangshalle, zogen die Schuhe aus und stellten sie zu den Hunderten überall auf dem Boden verteilter Paare.

Dann betraten wir einen hell erleuchteten, rechteckigen Raum, in dem Reihen von Männern in Pluderhosen oder Kaftanen im Schneidersitz an den Wänden und in einer Doppelreihe in der Mitte saßen. Manche trugen weiße oder bestickte Kappen, und alle sangen pausenlos »*ya, allah*«. An den Wänden hingen Fahnen, auf die die Namen Allahs und des Propheten Mohammed gestickt waren, und ganz vorne saß ein dicker, weißbärtiger *shaikh* mit leuchtend grünem Turban und einem Dolch am Gürtel, der den *Zikr*-Gesang übers Mikrofon leitete. Wir gingen nach vorn zu dem *shaikh* und sahen zu,

wie die Gläubigen sich immer weiter einreiheten, bis jeder Zentimeter des Bodens besetzt war – von vielleicht 200 Männern. »Du bist der Mächtigste, du bist der Allmächtige, ende diese Unterdrückung«, betete der *shaikh* ins Mikrofon, während der Singsang weiterging.

Dann erhoben sich die Männer und rezitierten das islamische Glaubensbekenntnis *shahada*: »*la illaha illaha, la illaha illaha*« («Es gibt keinen Gott außer Gott, es gibt keinen Gott außer Gott»). Während sie sangen, bewegten die Männer ihre Köpfe im Rhythmus auf und ab, erst langsam, dann immer schneller, wobei ihr Atem immer kürzer wurde und stoßweise ging, und das *shahada* wurde nur noch zu einem »*allah, allah, allah, allah*«. Drei Männer kamen herein und schlugen *dafs* – große Tamburine –, einige der Singenden nahmen ihre Kappen ab, unter denen Kaskaden langer Haare zum Vorschein kamen, die sie immer schneller auf und ab schwingen, bis man es klatschen hörte. Ein Mann zeigte gen Himmel, schrie »*allah, allah*«, brach zusammen und wurde von den anderen beiseite gezogen.

Ein anderer *shaikh* kam herein; er war mit einem grün-goldenen Umhang und Turban bekleidet. Dutzende Gläubige folgten ihm. Der *shaikh* neben uns machte ärgerlich ein paar Schritte nach vorn. Das war doch sein *tekiye*! Der neue *shaikh* war ein Eindringling! Vielleicht, meinte Othman, hatte er von meinem Kommen gehört, das mehr Neugier als Missbilligung hervorzurufen schien. Jemand schwenkte ein Schwert, und mich durchrieselte ein Schauer von Angst und Erregung. Der erste *shaikh* wurde noch zorniger als bisher. Offenbar hatte er seiner Anhängerschaft befohlen, an diesem Abend keine Schwerter zu benutzen – mit Rücksicht auf mich, vermutete ich.

Aber der neue *shaikh* widersetzte sich dieser Entscheidung (mit meiner heimlichen Unterstützung).

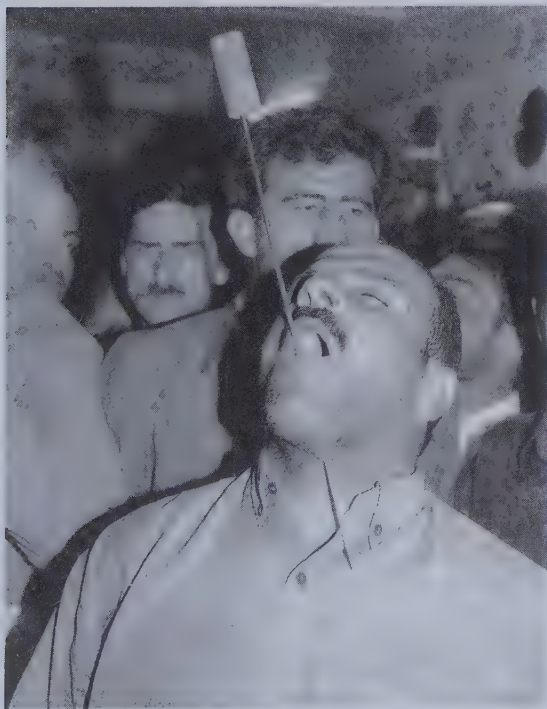
Die Lichter erloschen, und wir setzten uns alle nieder, während die beiden *shaikhs* verhandelten. Es war heiß in dem Raum, und der

Singsang wurde immer lauter. Im Halbdunkel kam ein Mann zu mir, er zerbiss ein Teeglas und zeigte auf meine Kamera. Folgsam machte ich ein Foto von seinem Mund, der wunderbarerweise keine Schnittwunden aufwies. Die Gläubigen erhoben sich wieder – und plötzlich waren Dutzende von Schwertern und speißartigen Dolchen zu sehen. Der erste *shaikh* hatte den Kampf verloren, und die Männer brannten darauf loszulegen. Das Singen und Trommeln wurde noch lauter, noch mehr Männer deuteten himmelwärts und brachen mit wehendem Haar zusammen. Ein Mann kam mit einem Dolch auf mich zu, kauerte sich nieder, stieß sich den Dolch durch eine Wange und auf der anderen Wangenseite wieder heraus. Ihm folgte ein anderer Mann, der das Gleiche mit einem Dolch tat, den er sich durch den Unterkiefer stieß. Die Männer gingen minutenlang umher, bis sie sicher waren, dass ich sie fotografiert hatte; dann zogen sie die Dolche wieder heraus und drückten ihre Daumen gegen die Wunden.

Andere Männer zogen sich die Hemden aus und stießen sich – einer nach dem anderen – ohne erkennbare Schmerzen oder Blutungen glänzende lange Schwerter seitlich in den Leib. Allerdings drückte ihnen danach ein anderer Mann den Daumen auf die Wunden. Anfangs vollzogen die Männer diese Vorführungen langsam, um mir Zeit zu lassen, Fotos aufzunehmen. Doch dann schienen mit einem Mal durchbohrte Männerkörper überall zu sein. Jemand half mir auf einen niedrigen Tisch, von wo aus ich so schnell ein Bild nach dem anderen schoss, dass ich in dem dunklen Raum nur erkennen konnte, was sich direkt vor meiner Kameralinse befand. Der Singsang schwoll noch stärker an, und Arme und Haare wurden durch die Luft geschwenkt. Ich drehte mich nach allen Seiten und versuchte, die Herrschaft über meine lästige *abeyya* zu behalten. Plötzlich fürchtete ich, dass diese wahnsinnigen, rasenden Gläubigen mich mit einem Dolch- und Schwertstoß in ihr Ritual einwei-

hen könnten ... Allerdings hatte ich nicht wirklich Angst, bis Othman mich von dem Tisch zog. Er hielt mich fest an der Hand und brachte mich schleunigst aus dem Raum und in das Auto – ohne Rücksicht auf meine Schuhe. »Sie sind hier nicht sicher«, war alles, was er sagte, als wir ins Auto stiegen und er unsere Begleiter auf die Suche nach meinen Schuhen schickte.

Während der Rückfahrt redeten Himdad, seine Kollegen und ich fieberhaft aufgeregt durcheinander. Wie hatten die Männer das gemacht, warum hatten sie keine Schmerzen empfunden, wer war der



Beim tekiye von Kesnazan

gut aussehende Mann mit dem langen, bis zur Taille reichenden Haar, und was war wirklich zwischen den beiden *shaikhs* vor sich gegangen? Und Himdad und seine Freunde spendeten mir Beifall: Ich sei so tapfer gewesen, hätte keinen Augenblick gezögert, keine kurdische Frau hätte sich so verhalten wie ich. Doch ich war mir gar nicht mutig vorgekommen, nur total aufgereggt und ein bisschen albern. War ich wirklich in Gefahr gewesen? Hatte ich mich naiv verhalten? Und was meinten meine Freunde wirklich bei ihrem Vergleich mit kurdischen Frauen? War das ein Kompliment – oder das Gegenteil?

Im Gegensatz zu uns anderen war Othman schweigsam. Er stand in enger Verbindung zum *tekiye* und hatte diese Zeremonie schon hundert-, wenn nicht tausendfach gesehen. »Am Morgen gehe ich mit meiner Tochter ins Internet, und am Nachmittag unterhalte ich mich mit meiner Frau, die Biologin ist«, sagte er düster. »Aber abends muss ich hierher kommen, in diese Welt des Aberglaubens. Ich wünschte, dass es zu Ende wäre. Die Zeit ist vorüber für so etwas.« Ich verstand, was er meinte, und hatte das Gefühl, dass er sich rechtfertigen wollte. Und doch dachte ich – wenn die Zeit der Qadiri-Rituale wirklich vorbei ist, hat etwas Erstaunliches die Welt verlassen.

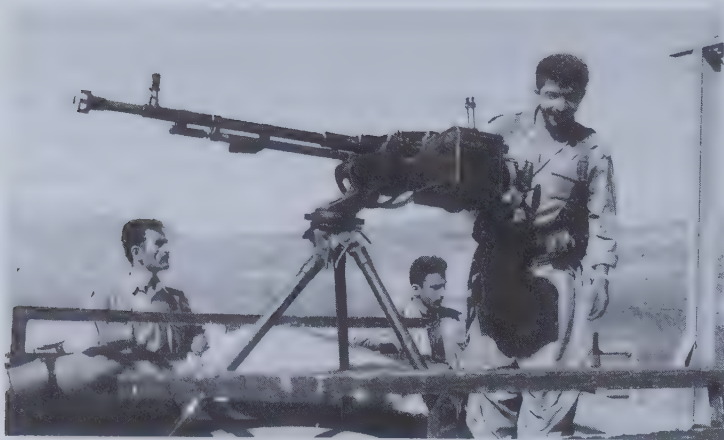
Tag des Gerichts

Als hätte die Stadt Halabscha im Jahr 1988 nicht schon genug erlitten, als innerhalb eines einzigen Tages mehr als 5000 ihrer Bewohner Chemiewaffen zum Opfer fielen, wurde sie nun von einer islamistischen Terrorgruppe mit dem Namen *Ansar al-Islam* (Verteuer des Islam) bedroht. Mit ihren schätzungsweise 500 bis 600 Kämpfern kontrollierten die Ansar al-Islam rund ein Dutzend Dörfer im Tal zwischen Halabscha und dem Iran sowie die Hauptverkehrsstraße östlich der Militärroute. Die Ansar al-Islam hatten bei einem Zusammenstoß im September des Vorjahres mindestens 42 *peshmerga* der PUK getötet. Mehr als die Hälfte wurden, nachdem sie sich bereits ergeben hatten, regelrecht abgeschlachtet. Darüber hinaus war das PUK-Hauptquartier in Halabscha in diesem Herbst wiederholt Ziel von Angriffen durch die Ansar al-Islam. Die Vertreter der westlichen Länder betrachteten die Ansar al-Islam als Feinde, und die PUK trug Sorge, dass ausländische Journalisten bei Besuchen in Halabscha stets schwer bewaffneten Begleitschutz aus ihren Reihen erhielten. Gleichzeitig lehnten die meisten ausländischen Entwicklungshelfer es inzwischen ab, nach Halabscha zu kommen. Sie sagten, das Risiko stehe in keinem Verhältnis zum Nutzen.

Zwei amerikanische Journalisten, mit denen ich die Qara Dagh besucht hatte, begleiteten mich Anfang Juni nach Halabscha: Kevin McKiernan und Ginny Durrin. Sie waren in Kurdistan, um eine Dokumentation über Massenvernichtungswaffen zu drehen, die Durrin für Ted Turner Documentaries produzierte. Kevin, ihr Kameramann, war selbst Journalist und Dokumentarfilmer, bekannt

durch seinen preisgekrönten Film *Good Kurds, Bad Kurds*. Er berichtete bereits seit 1991 über die Kurden. Begleitet wurden wir von unserer Übersetzerin Dildar Majeed Kittani, einer selbstbewussten Frau um die vierzig, die in den achtziger Jahren mit ihrem Ehemann, einem *peshmerga*, in den Bergen gelebt hatte.

Die Ansar al-Islam waren eine relativ junge Gruppierung. Sie hatte sich erst etwa acht Monate zuvor, im September 2001, aus diversen Splittergruppen gebildet, die sich von der gemäßigeren, wengleich ebenfalls fundamentalistischen Islamischen Bewegung Kurdistan (IMK) abgespalten hatten. Als ehemals drittstärkste politische Kraft in Kurdistan hatte die IMK bei den Parlamentswahlen 1992 nur fünf Prozent der Stimmen auf sich vereinen können. Nach erfolglosen Versuchen, das Wahlergebnis anzufechten, hatte sich die IMK von der kurdischen Bezirksregierung losgesagt, um in der Folgezeit im Grenzgebiet zum Iran weitgehend unabhängig zu operieren. Die IMK mit Sitz in Halabscha, wo sie tatkräftige Unter-



Unser Begleitschutz auf der Fahrt nach Halabscha

stützung aus dem Iran erhielt, verfügte über eine eigenständige verwaltungstechnische und politische Infrastruktur, bis hin zu eigenen Milizen. Zwischen 1992 und 2001 wurde Halabscha quasi von der IMK regiert: Sie setzte die Verschleierung von Frauen durch, errichtete Religionsschulen, ächtete Kino und Musik und bestand auf dem Besuch der Moschee. Andererseits trat die IMK weder öffentlich für den Terrorismus ein, noch verlangte sie die strikte Auslegung der *sharia*. Ende September 2001 eroberte die PUK die Stadt, verdrängte die Kleriker von der Macht und legte die Führung wieder in weltliche Hände – sehr zum Unmut der radikaleren Islamisten in der Stadt.

Die militanten Ansar al-Islam lehnten die gemäßigtere Haltung der IMK ebenso strikt ab wie die Zusammenarbeit mit den weltlich orientierten PUK und KDP. Stattdessen forderte die Splittergruppe die unnachsichtige Anwendung der *sharia* – bis hin zur Verbannung von Mädchen und Frauen aus Schulsystem und Berufsleben – sowie eine rigorose Bestrafung derer, die sich widersetzten. Zu den Ansar al-Islam zählten Araber und Kurden, die in den achtziger Jahren und zu Beginn des 21. Jahrhunderts in Afghanistan gekämpft hatten und nach der Niederlage der Taliban nach Kurdistan geflohen waren. Die PUK beschuldigte die Gruppe, Beziehungen zum Netzwerk von Osama bin Ladens al-Qaida zu unterhalten. Vor dem Irak-Krieg argumentierten die USA, die Ansar al-Islam seien das Bindeglied zwischen dem Baath-Regime und al-Qaida, was eine Invasion zwingend erforderlich mache. Allerdings wurde die Behauptung nie schlüssig bewiesen, und die eher einfältige Natur der sichergestellten Dokumente der Gruppe lassen Zweifel an der Beschuldigung zu. Die Ansar al-Islam wurden zeitweise während des Irak-Krieges aus Kurdistan vertrieben, als etwa zwei Drittel der Mitglieder getötet oder gefangen genommen wurden. Der Rest flüchtete sich in die Berge.

Zum Zeitpunkt unseres Besuchs allerdings war diese Islamisten-Gruppe eine ernst zu nehmende Bedrohung. Zu unserem Schutz flankierten mit *peshmerga* besetzte Jeeps – einer war mit einer Flugabwehrkanone bestückt – unsere Limousine, als wir uns der Stadt näherten. Niedrige Hügel mit goldenen Feldern um uns herum, gesprenkelt mit rosafarbenen Wildblumen, hier und da ein paar Schafherden. Alles war still, es würde ein heißer Tag werden.

Wir fuhren talwärts und kamen an einen blau glitzernden Fluss. Dort kletterten wir aus dem Wagen, um auf eine Flussfähre zu warten, die noch am anderen Ufer lag. Der Fluss mündet im Süden in den Darbandikhan-See. Er ist mit seinem Staudamm ein strategisch wichtiger Punkt und wurde in den letzten Jahren heftig umkämpft – er deckt den Großteil von Bagdads Wasserbedarf. Während wir warteten, machte ich Schnappschüsse von unseren *peshmerga*, deren gebügelte Tarnuniformen selbst nach Stunden in staubigen offenen Jeeps noch makellos aussahen. Die Männer führten ein großes Waffenarsenal mit sich, darunter Kalaschnikows, AK-47, Handgranaten und eine mehr als 30 Jahre alte Panzerfaust, die an jedem anderen Ort der Welt als Antiquität gegolten hätte. Doch in der heißen Morgensonne, in einer Landschaft mit goldenen Feldern und molli- gen Schafen, hatten all diese Waffen etwas Unwirkliches an sich.

Die Fähre kam, wir setzten über und erreichten kurze Zeit später Halabscha. An der Straße, die in die Stadt führte, war ein Standbild errichtet worden, das einen Mann in traditionellen Gewändern zeigt, der schützend über ein kleines Kind gebeugt liegt. Vorbild für die Skulptur war eines der berühmtesten Fotos, die während der Angriffe vom 16. bis 18. März 1988 entstanden, als Halabscha unter einem Gemisch aus Senfgas und den Nervengasen Sarin, Tabun und möglicherweise VX erstickt wurde. Die Gebärde des Mannes war vergeblich gewesen: Sowohl er als auch sein Enkel waren bereits tot, als die Aufnahme entstand.

Die Innenstadt von Halabscha besteht aus einigen wenigen Geschäftsstraßen. Männer und einige wenige streng verschleierte Frauen gingen von einem Geschäft zum nächsten. Trotzdem war die Atmosphäre gedämpft, ihr haftete etwas unterschwellig Bedrohliches an, so als rechne jeder mit dem plötzlichen Hereinbrechen einer Katastrophe. Ein Land Cruiser, voll beladen mit bärtigen Männern, fuhr vorbei. Ihr Anblick ließ mich grübeln, wer diese Einwohner waren, an denen wir vorüberkamen. Auch wenn Halabscha jetzt von der PUK kontrolliert wurde, blieb es doch eine konservative, religiös geprägte Stadt. Falls es unter den gewöhnlichen Gläubigen islamistische Spitzel gab, die vielleicht nur auf eine unverzeihliche Übertretung der Gesetze des Islam lauerten, würden sie letztlich schwer auszumachen sein.

Außerhalb des eigentlichen Stadtkerns erhob sich eine neue grün-weiße Moschee mit ausladender Kuppel. Dahinter folgte eine verwahrloste Straße auf die nächste, jede gesäumt von nackten Mauern, halb zerstörten Häusern und Schutthalden. 14 Jahre nach den Bombenangriffen lag ein Großteil der Stadt noch immer in Schutt und Asche – die Folge einerseits fehlender finanzieller Mittel, andererseits einer aus Ausweglosigkeit und Angst entspringenden Trägheit. Zwar hatte die Stadt in den frühen neunziger Jahren Hilfeleistungen aus dem Ausland erhalten, doch endete diese Hilfe abrupt, als es 1994 zu internen Machtkämpfen kam und die IMK sich auf die Seite der KDP schlug. Dann gab es Probleme mit dem Iran, und das Emporkommen der Islamisten tat ein Übriges. Eine oder zwei Hilfsorganisationen waren 1999 nach Halabscha zurückgekehrt, doch ihr Engagement blieb begrenzt.

Ich versuchte, mir vorzustellen, wie die Stadt einmal gewesen war. Schließlich war die Geschichte von Halabscha und dem umliegenden Shahrizur, einem der reichsten Landwirtschaftsgebiete der Erde, keine gewöhnliche gewesen. Im gesamten Shahrizur erhoben

sich Hunderte von Hügeln, an die noch kein Archäologe den Spaten gesetzt hatte. Einige gingen auf die Assyrer zurück, andere auf die persischen Sassaniden, die von Beginn des 3. Jahrhunderts n. Chr. bis zur Islamisierung im Jahr 637 den Handel gefördert hatten. Die Araber brachten das Shahrizur mit den biblischen Figuren Saul und David in Verbindung, was auf frühe Kontakte mit dem Judentum schließen lässt. Die Ahl al-haqiqah – die Anhänger des »Engelskults« – wiederum glauben, das Tal werde einst der Schauplatz des Jüngsten Gerichts sein: »Auf dem Dreschboden des Shahrizur werden die Rechtgläubigen erhalten, was ihnen gebührt«, heißt es in ihren heiligen Schriften.

In den ersten Jahren des 18. Jahrhunderts zogen rund 50 000 Jaf, einer der größten, ältesten und mächtigsten kurdischen Stämme, von Persien nach Shahrizur. Die Jaf waren für ihren starken Unabhängigkeitsdrang und ihren Hochmut bekannt, aber auch für ihre für Kurden untypische Fähigkeit zur Zusammenarbeit. Nach einer gewaltsamen Auseinandersetzung mit ihren Ardalanen-Herrschern, die ihren *agha* erschlagen hatten, bot der Pascha von Sulaymaniyah den Jaf seinen Schutz und das Recht an, ihr Vieh auf seinem Land zu weiden, und die Anführer der Jaf ließen sich in den Städten und Dörfern der Region nieder – darunter auch in Halabscha.

Über weite Strecken des 20. Jahrhunderts war Halabscha ein Zentrum des Handels, der Bildung und Aufklärung, in dem viele Kaufleute, Dichter, Wissenschaftler und Religionsgelehrte sowie eine damals blühende jüdische Gemeinde zu Hause waren. Ich traf einen älteren Bewohner von Halabscha, der sich erinnerte, dass es in seiner Jugend in der Stadt, in der er geboren und aufgewachsen war, fast jede Woche Feste und Feierlichkeiten gegeben hatte, dass große öffentliche Parks die ganze Stadt umgeben hatten und dass an langen Winterabenden oft die Gebildeten zusammengekommen waren und denen, die nicht lesen konnten, ausufernde Geschichten

vorgelesen hatten. Einige der berühmtesten kurdischen Dichter des 20. Jahrhunderts stammten aus Halabscha.

Großen Anteil an der kulturellen Blüte Halabschas hatte Adela Khanoum, auch Lady Adela genannt. Von Geburt eine Angehörige der Ardalan-Dynastie, zog Adela Khanoum nach ihrer Heirat mit Osman Pascha, einem Jaf-Anführer und von den Osmanen eingesetzten Gouverneur von Shahrizur, um die Wende zum 20. Jahrhundert nach Halabscha. Halabscha war damals noch eine staubige, unkultivierte Provinzstadt, doch die hochgebildete Aristokratin Adela Khanoum ging daran, sich eine von jener Lebensart geprägte Umgebung zu schaffen, die sie aus dem Iran gewohnt war. Sie baute zwei prächtige Landhäuser, legte zahlreiche baumreiche Gärten im persischen Stil an und ließ einen großen Bazar errichten, den sie selbst entwarf; außerdem lud sie alte persische Freunde zu ausgedehnten Aufenthalten ein. Halabschas Ruf verbreitete sich und lockte sowohl Händler als auch gelehrte Kurden in die aufstrebende Stadt.

Adela Khanoum baute ein neues Gefängnis, richtete einen Gerichtshof ein, dem sie selbst vorstand, und vom Tod ihres Mannes im Jahr 1909 an bis zu ihrem eigenen Tod 1924 regierte sie den gesamten Bezirk Shahrizur. 1909 nahm sie für sechs Monate Ely Banister Soane – einen Engländer, der, als Perser verkleidet, die Region bereiste – als Privatsekretär in ihren Dienst. Möglicherweise war es seinem Einfluss zu verdanken, dass sie sich 1919 gegen den Rebellen Scheich Mahmoud und auf die Seite der Briten stellte.

Was Soane, als Perser getarnt, wirklich in die Gegend führte, ist nicht bekannt. Er war einige Jahre für eine britische Bank im Iran tätig gewesen, dann jedoch zu der seltsamen Reise aufgebrochen, die er später in seinen Memoiren *To Mesopotamia and Kurdistan in Disguise* (siehe Zitat am Anfang des Buches) beschrieb. Es ist nicht auszuschließen, dass er dienstlich unterwegs war (die Briten engagierten ihn sechs Jahre später wegen seiner Fachkenntnisse in kur-

dischen Angelegenheiten). Sicher ist, er liebte den Nahen Osten; er verbrachte den größten Teil seines Lebens dort und konvertierte zum Islam. Ich neige zu der Auffassung, dass reine Neugier und das dringende Bedürfnis, vollkommen in einer fremden Welt aufzugehen, die Motive seiner Reise waren. Vor allem bewundere ich sein Sprachtalent, denn nahezu jeder, mit dem er zusammentraf, hielt ihn für das, wofür er sich ausgab: einen Perser aus Shiraz.

Soane beschrieb Adela Khanoum als willensstark, weltgewandt und »von rein kurdischer Abstammung«, mit einem »schmalen, ovalen Gesicht, ziemlich großem Mund, kleinen schwarzen und glänzenden Augen und einer schmalen, leichten Adlernase« – eine Beschreibung, die seine Fotos von ihr bestätigen. Als beide zum ersten Mal zusammentrafen, trug sie ein mit Goldmünzen besetztes Käppchen, goldene Armbreife und Fußkettchen, siebzehn Ringe und eine Halskette aus großen Perlen und goldenen Fischen. Soane bewunderte sie sehr, und bis heute ist sie in Kurdistan eine Legende.

Das letzte von Adela Khanoums Häusern wurde bei den Angriffen von 1988 zerstört, und in Halabscha gibt es auch keine öffentlichen Parks oder Gärten im persischen Stil mehr, ebenso wenig wie historische Bauwerke der Jaf. Doch viele Kilometer entfernt, hinter dem Südwestrand von Shahrizur, steht auf einem Hügel ein prächtiges Schloss. Es wurde in den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts vom letzten großen Anführer der Jaf, Muhammad Pascha, dem Vater von Adela Khanoums Ehemann, errichtet. Auf einem Hügel außerhalb der Stadt Kalar gelegen, bietet es einen überwältigenden Blick über die umliegenden Ebenen; es ist eines der letzten sichtbaren Zeugnisse der einst weit reichenden Macht der kurdischen Stämme.

Kevin, Ginny, Dildar und ich machten uns auf, Aras Abid Akram zu besuchen, einen großen, dünnen Mann Anfang dreißig mit einer

Neigung zu schnellen, ruckartigen Bewegungen. Aras war in Halabscha in gewisser Weise eine Berühmtheit. Er hatte bei den Chemieangriffen 22 Familienmitglieder, darunter zehn Geschwister, verloren. Er war bereits »über tausend Mal oder so« interviewt worden, erzählte er. Keines der Interviews habe viel Gutes gebracht, sagte er und zuckte die Achseln, denn die ausländischen Journalisten, die Mitarbeiter von Menschenrechts- und Hilfsorganisationen, sie alle waren gekommen und gegangen und hatten nichts getan, um das Leiden in Halabscha zu lindern. Tatsächlich wollten inzwischen die meisten Leute im Ort mit Ausländern gar nicht mehr reden.

Wir werden drei mehr sein, die sich schuldig machen, dachte ich mit einem plötzlichen Gefühl von Ohnmacht.

Aras lebte in einer ruhigen Straße, in einem gediegenen alten Wohnhaus mit dicken Wänden und Steinböden. In dem kleinen Garten voller blühender Rosenbüsche stand eine riesige Satellitenschüssel. In seinem Wohnzimmer hingen Fotos seiner gut aussehenden Eltern und ein schwärmerisch schmeichelndes Bild von seinen vielen Brüdern und Schwestern. Letztere trugen lange weiße Kleider, die direkt aus den zwanziger Jahren zu kommen schienen. Ein anderes Foto, auch dieses von Aras' Familie, zeigte etwa ein Dutzend verdrehter Körper, die willkürlich auf dem unbefestigten Boden einer Gasse verstreut lagen.

Der Morgen des 16. März 1988 hatte durchaus friedlich begonnen, erzählte Aras, während seine Frau Tee servierte. Er war in das benachbarte Krankenhaus gegangen, um bei der Bestattung toter Soldaten zu helfen, den Opfern des Iran-Irak-Krieges, der zu diesem Zeitpunkt die Stadt erreicht hatte. Seit die *peshmerga* den Iranern geholfen hatten, Halabscha einzunehmen, rechnete er, wie die meisten Einwohner, mit einem irakischen Gegenangriff. Um etwa zehn Uhr morgens bemerkte er zwei irakische Flugzeuge, die über der Stadt kreisten, und gegen Mittag stießen fünf weitere hinzu. Sie

flogen tief und warfen konventionelle Bomben ab. Eine schlug in der Nähe des Krankenhauses ein und verletzte Aras am Bein. Er humpelte hinaus, um zusammen mit seiner Mutter, einer Schwester und anderen im Keller eines Nachbarn Zuflucht zu suchen.

Die Bombardierung wurde über Stunden unvermindert fortgesetzt. Dann, etwa gegen 15 Uhr, wehte ein entfernt an Knoblauch und Äpfel erinnernder Geruch in den Keller. Er löste sofortige Panik aus, denn viele wussten, was das bedeutete, und stürzten zur Tür. Einige erbrachen sich, andere fühlten einen stechenden Schmerz in den Augen, als sie ins Freie traten und überall bereits zu Boden gesunkene Körper von Menschen und Tieren sahen. Weiße Chemiewolken hingen über dem Boden, und Leute strömten aus den Kellern. Aras blieb wegen seines verletzten Beins mit ein paar Nachbarn zurück, einer von ihnen gab ihm einen feuchten Turban, damit er sein Gesicht bedecken konnte. Er umarmte Mutter und Schwester noch einmal fest, bevor sie gingen, in der Gewissheit, dass er den Keller nicht lebend verlassen würde.

Stunden vergingen ohne weitere Vorkommnisse, und gegen acht Uhr abends wickelten sich Aras und ein Nachbar ihre Turbane fest über den Mund und gingen nach draußen. Der Nachbar wurde sofort blind – eine vorübergehende Erblindung, eine Nebenwirkung von Senfgas. Sie stolperten durch die Dämmerung und kamen nur langsam voran, weil sie alle paar Schritte über Leichen stolperten. Einige Gassen waren so voll gepackt mit Körpern, dass sie nicht durchkamen und umkehren mussten, um einen anderen Weg zu suchen. Sie machten sich auf zu einem Dorf am Stadtrand, normalerweise ein Weg von einer Viertelstunde. In dieser Nacht brauchten sie fünf Stunden. Um ein Uhr nachts erreichten sie schließlich das Dorf. Hunger und Durst waren quälend. Um fünf Uhr morgens kehrten die irakischen Flugzeuge zurück, sie flogen niedrig und warfen weitere Chemiebomben ab.

Später würde Saddam Hussein behaupten, es seien Iraner gewesen, die die Chemiebomben abgeworfen hätten – eine Behauptung, die anfänglich von US-Geheimdienstberichten gestützt wurde, die beide Seiten beschuldigten, Chemiewaffen einzusetzen. Aber Irans angebliche Beteiligung konnte nie glaubhaft untermauert werden, und die Überlebenden in Halabscha sprechen – wie Aras – nur von irakischen Kriegsflugzeugen, die sie gesehen hatten.

Stunden später wurden Aras und 14 verwundete Zivilisten von *peshmerga* und iranischen Soldaten in ein Auto geladen und in den Iran transportiert. Man brachte ihn in ein Krankenhaus. Beim Aufwachen hörte er einen Säugling schreien. »Der Klang war wie ein Schock für mich«, sagte er. »Ich dachte: Wo sind meine Mutter und mein Vater? Wo sind meine Brüder und Schwestern. Ich musste zurück.«

Er verließ das Krankenhaus noch am selben Tag. Als er am nächsten Tag wieder in Halabscha ankam, lagen noch immer Hunderte von Leichen auf der Straße. Sein Haus – dasselbe Haus, in dem wir uns jetzt befanden – war völlig leer, Teller und Bestecke waren aufgedeckt wie für eine Mahlzeit. Ein Nachbar wies ihm den Weg zu einem nahen Keller. Dort fand Aras seine Großmutter tot auf den Stufen, zwei weitere tote Familienmitglieder lagen unten. Er wurde ohnmächtig. Als er wieder zu sich kam, fand er sich im Iran wieder.

Aras konnte nicht weitersprechen. Seine Frau, eine große, hübsche Frau mit einem hoch aufgesteckten kastanienbraunen Haarknoten, hatte ihn die ganze Zeit angespannt beobachtet. Wie können sie das immer wieder durchmachen, wunderte ich mich, als Aras unvermittelt fragte: »Ist das genug?« Ohne eine Antwort abzuwarten, verließ er das Zimmer.

Die Stille, die er zurückließ, schien unerträglich. Wie bei vielen Interviews in Kurdistan wusste ich nicht, wo ich hinschauen oder was ich mit meinen Armen und Beinen anfangen sollte. Später je-

doch fragte ich Aras, warum er sich immer wieder den qualvollen Erinnerungen aussetzte.

»Die Leute hier haben Angst. Ich habe Angst«, erklärte er. »Die irakische Regierung sucht mich, weil ich zu viel rede. Aber ich will, dass die ganze Welt von Halabschas Schmerz erfährt.«

Während Kevin und Ginny noch Filmaufnahmen von Aras und seiner Frau machten, unsere *peshmerga* im Garten Rosen pflückten und sich fröhlich große rosa Sträuße in ihre Schärpen steckten, ging ich auf die Straße und blickte die schmutzige Durchfahrtsstraße hinauf und hinunter. Die einzigen Spuren von Leben waren zwei knochige Kühe, die vorbeitrotteten, und ein paar Frauen, die in den Türeingängen die bedeckten Köpfe dicht zusammensteckten und tratschten. Was der Atmosphäre einen Dämpfer aufsetzte, war das kastenförmige, gut bewachte Hauptquartier der Islamischen Bewegung Kurdistans (IMK) an der Ecke. Dildar, unsere Dolmetscherin, hatte uns bei unserer Ankunft darauf hingewiesen und uns inständig gebeten, keinen Lärm zu machen oder sonst auf irgendeine Weise Aufmerksamkeit zu erregen. Die IMK, die über die vielen Ausländer, die Aras besuchten, nicht erfreut war, könnte ihr nachher Schwierigkeiten bereiten.

Ich nahm zwei *peshmerga* mit, um mich in einer nahen Straße umzusehen, die bei den Bombenangriffen schwer getroffen worden war. Halb zerstörte Häuser füllten die sonst leeren Straßenblocks: Schuttberge, auf denen Kinder spielten, mitten in der möglicherweise anhaltenden Verseuchung. Der Keller in einem der Gebäude war noch halbwegs intakt, und als ich in den klaustrophobisch kleinen Raum voller Schutt und Mülltüten aus Plastik, die der Wind hineingeweht hatte, hinunterspähte, überkam mich ein würgendes Gefühl. Es war nicht schwer, sich vorzustellen, dass man heute in dem Raum ersticken könnte – ganz zu schweigen von damals.

Vor und nach meinem Treffen mit Aras sprach ich mit Dutzenden von Überlebenden aus Halabscha und las einen Stapel autobiografischer Geschichten, die ein Arzt einige Jahre zuvor zusammengetragen hatte. Ihre Berichte von den Angriffen wichen in Bezug auf Zeitangaben und die Abfolge der Ereignisse ein wenig voneinander ab, aber alle beschrieben sie seltsame Gerüche, die Panik, die schreienden Tiere, das Massensterben und die schier endlose Zahl von Leichen. Eine Frau berichtete, dass sie kein Geräusch hörte, als sie aus ihrem Versteck hervorkam. Eine andere erzählte, wie ihre Familie auf dem Weg in den Iran vor ihren Augen von Bomben in Stücke gerissen wurde. Eine dritte beschrieb, wie Dutzende schreiender Menschen, die in einem Keller gefangen waren, ihre Gesichter gegen die Kellerfenster gepresst hatten, voller Panik, da herauszukommen. »Es war wie der Tag des Jüngsten Gerichts im Koran«, sagte sie. Viele erzählten, wie sie drei oder vier Wochen lang ihr Augenlicht eingebüßt hatten, und mehr noch, wie sie durch die Dämpfe ihnen nahe stehende Menschen verloren hatten. »Ich sah Leute auf dem Boden liegen, die, mit Armen und Beinen um sich schlagend, starben«, schrieb ein Mann. »Und ich sah Leute, die hysterisch lachten« – eine Nebenwirkung des Nervengases.

Um mehr über die Langzeitfolgen von Bombardements mit Chemiewaffen zu erfahren, suchte ich Dr. Fouad Baban auf, einen Herz-Lungen-Spezialisten und einen der bekanntesten Mediziner Kurdistans. Dr. Baban, ein zurückhaltender und bedächtiger Mann um die sechzig, war der kurdische Koordinator des Instituts für weiterführende medizinische Studien in Halabscha (HMI), das 1999 von einer kurdischen Ärztevereinigung, Dr. Christine Gosden von der Universität Liverpool und dem Washington Kurdish Institute, einer Befürwortergruppe mit Sitz in Washington, D.C., gegründet worden war. Mit anfänglicher finanzieller Unterstützung vom US-

Außenministerium, dem britischen Department for International Development und anderen Quellen behandelte das Institut Patienten, die an Folgen von Bomben mit chemischen Kampfstoffen litten – und das nicht nur aus Halabscha, dem bei weitem am schlimmsten betroffenen Ort, sondern auch Patienten aus den etwa 280 kleineren Zielen im irakischen Kurdistan –, und dokumentierte ihre Fälle. Von den kurdischen Ärzten verlangte eine solche Zusammenarbeit außerordentlichen Mut, denn sie waren an einem Projekt beteiligt, dessen Erkenntnisse in einem Kriegsverbrecherprozess gegen Saddam Hussein verwendet werden konnten – und seine Agenten waren überall!

Nachdem mich Dr. Baban in seinem Haus in Sulaymaniyah begrüßt hatte, breitete er auf einem Kaffeetisch eine Unmenge von Unterlagen aus – die Ergebnisse einer einjährigen Studie, die mit Unterstützung der HMI angestellt worden war. Etwa 20 Ärzte und Sanitäter waren zu Fuß, mit dem Fahrrad oder dem Auto in den ländlichen kurdischen Gebieten ausgeschwärmt, um 2000 Haushalte zu befragen. In den Gebieten, in denen Chemiewaffen zum Einsatz gekommen waren, stießen die medizinischen Teams auf eine Häufung von: 1. Augenleiden wie Blindheit, Bindehautentzündung und fortgesetztes Tränen der Augen; 2. Hautkrankheiten wie Dauerreizungen und Hautstellen mit tieferer oder leichterem Pigmentierung; 3. Atemwegserkrankungen, darunter Asthma, Kurzatmigkeit und chronische Lungenfibrose; 4. Magen-Darm-Leiden; 5. Herzattacken und Schlaganfälle; 6. neuromuskuläre Störungen und 7. Krebserkrankungen, unter anderem der Haut, des Dickdarms und des Magens, sowie Leukämie und Lymphome. Darüber hinaus entdeckten die medizinischen Teams eine höhere Rate an Geburtsfehlern bei Kindern, deren Eltern den Chemikalien ausgesetzt gewesen waren, und erhöhte Raten von Unfruchtbarkeit, Sterilität und Fehlgeburten.

»Letztere Ergebnisse legen nahe, dass Chemiewaffen sich auf die DNA – und damit die nächste Generation – auswirken«, erläuterte Dr. Baban. »Und diese Störungen haben zu Verzerrungen unserer Bevölkerungsstruktur geführt. Männer lassen sich scheiden, weil ihre Frauen nicht gebären können. Der Anteil an jungen Leuten sinkt.«

Etwa ein Drittel aller Todesfälle in Halabscha ist heute die Folge von Krebserkrankungen und weniger als zehn Prozent die Folge von Infektionskrankheiten – Zahlen, die denen in Industrienationen eher gleichen als denen einer Agrargesellschaft, sagte Dr. Baban. In Halabscha waren Fehlgeburten vierzehnmal und Fälle von Dickdarmkrebs fünfmal häufiger als in Chemchemal, einer vergleichbaren Stadt in der Nähe, die von Chemiewaffenangriffen verschont geblieben war. Geburtsfehler waren in Halabscha vier- bis fünfmal häufiger als bei den Einwohnern von Hiroshima und Nagasaki nach den Atombombenangriffen im Zweiten Weltkrieg.

Dr. Baban schätzte, dass etwa 40 000 Erwachsene und Kinder im irakischen Kurdistan nach dem Kontakt mit chemischen und biologischen Kampfstoffen, die möglicherweise ebenfalls bei Angriffen eingesetzt worden waren, vorrangiger medizinischer Versorgung bedurften. Allerdings wurde nur wenig von dieser vorrangigen medizinischen Versorgung erbracht, vor allem wegen der doppelten Beschränkungen durch die Wirtschaftssanktionen der Iraki einerseits und der internationalen Staatengemeinschaft andererseits. Die Vereinten Nationen verboten dem Irak die Einfuhr von fortschrittlichen Diagnosegeräten, da ihre Bauteile für skrupellose Zwecke missbraucht werden konnten, und Saddam Hussein behinderte erfolgreich viele Gesuche der Kurden um medizinische Hilfsmittel.

»Hinzu kommt, dass die Vereinten Nationen alle Gemeinden mit den gleichen Medikamenten versorgen und für Gegenden mit er-

höher Verbreitung von Krankheiten keine Sonderzuteilungen gewähren«, sagte Dr. Baban. »Es ist zutiefst entmutigend.«

Dr. Baban war auch enttäuscht, dass es bisher nicht gelungen war, die Studie der kurdischen Ärzte in ihrer endgültigen Form zu veröffentlichen oder ihr die weltweite Aufmerksamkeit zu verschaffen, die ihr seinem Empfinden nach zustand. Er hatte Anfang 2000 den abgeschlossenen Forschungsbericht an Dr. Gosden von der Universität von Liverpool geschickt, aber sie hatte aus nicht näher bekannten Gründen Schwierigkeiten, ihn zu veröffentlichen. Vielleicht war der Bericht nicht drastisch genug?, fragte ich mich.

Selbst wenn das der Fall gewesen sein sollte, warum wurden keine weiteren Studien durchgeführt? Die kümmerlich geringe internationale Aufmerksamkeit, die den Folgen der irakischen Giftgasangriffe entgegengebracht wurde, fand ich abscheulich. Nach der Bombardierung von Halabscha hatten Tausende von Opfern im Iran medizinische Soforthilfe erhalten, einem Land, dem der Westen für diese humanitäre Hilfe – auch wenn zweifellos Eigeninteresse im Spiel war – selten Anerkennung zollte. Die Iraner brachten die irakischen Opfer über die Grenze, spritzten ihnen Atropin, um dem Nervengas entgegenzuwirken, und versorgten die am schwersten Erkrankten in ihren Krankenhäusern. Aber nach ihrer Rückkehr erhielten die meisten Opfer keine anschließende medizinische Versorgung mehr. Bis das Medizinische Institut in Halabscha mit seiner Studie begann, hatte keine größere internationale Forschungs- oder Hilfsorganisation Daten über die Folgen der Bombardierungen gesammelt oder versucht, sich den medizinischen Bedürfnissen der Opfer zu widmen. Vierzehn Jahre nach den Angriffen räumte der Westen endlich ein, dass die Angriffe tatsächlich stattgefunden hatten. Boden- oder Wasserproben waren aber kaum je genommen worden, und auch Untersuchungen, welche Kampfstoffe genau eingesetzt wurden oder ob schädliche Stoffe in

der Umgebung zurückgeblieben waren, hatte man nicht durchgeführt. Wenn schon aus keinem anderen Grund, so sollten die Untersuchungen wenigstens im Eigeninteresse der Welt durchgeführt werden, um für den Fall künftiger Giftgasangriffe notwendige Kenntnisse zu besitzen.

Nachdem wir Aras Abid Akram und seine Frau verlassen hatten, begaben sich Kevin, Ginny, Dildar und ich zum Krankenhaus von Halabscha, wo wir Dr. Adil Karem Fatah trafen, einen Mann von natürlicher Eleganz; er war liebenswürdig in seiner Art, wenngleich ein wenig nervös, sein braun gebranntes Gesicht war länglich und sein Haar frühzeitig ergraut. Dr. Adil hatte geholfen, die ungewöhnliche Häufung von Krankheitsfällen seit 1996 an die Öffentlichkeit zu bringen. Aber der Preis für sein Engagement war hoch: Wegen seiner häufigen Kontakte zu Ausländern beschuldigten ihn Extremisten der Spionage für die USA – er erhielt Todesdrohungen. Kurz nachdem ich den Irak verlassen hatte, wurden die Drohungen so heftig, dass Dr. Adil nach Syrien floh und dort um Asyl nachsuchte. Er sollte erst nach Kriegsende zurückkehren.

Dr. Adil führte uns durch das Krankenhaus. Das Gebäude war 1999 von einer schwedischen Hilfsorganisation errichtet worden; es war zwar einfach, aber mehrgeschossig, in Grün und Weiß gestrichen, mit glänzenden Fußböden und sehr sauber. Es war außerdem überraschend leer. Ich hatte mich für den Besuch gewappnet in der Annahme, Dutzende herzerreißender Fälle zu sehen, aber bis auf wenige Ausnahmen waren die Chemiewaffenopfer nicht hier. Sie litten unter chronischen Krankheiten, die am besten ambulant zu behandeln waren, wie Dr. Adil erklärte, bevor er mich daran erinnerte, dass unser Besuch 14 Jahre nach den Angriffen stattfand – eine Tatsache, die ich manchmal vergaß, schien das Leiden von Halabscha doch oft noch so greifbar.

Dennoch sahen wir einen Mann mit entzündeter Hautkrankheit und ein kleines Kind mit einer entsetzlichen Gaumenspalte, das den Monat wohl nicht überleben würde. Vor dem Krankenhaus trafen wir ein älteres Kind mit Gaumenspalte, das bereits siebenmal operiert worden war und noch zwei Operationen vor sich hatte. Die junge Mutter, deren erstes Kind an derselben Missbildung gestorben war, hielt ihren Sohn fest im Arm, als sie von Nachbarn erzählte, die ihr geraten hatten, sie solle es gar nicht erst versuchen, ihr Kind zu retten – es würde es ohnehin nicht schaffen.

Während Kenny und Ginny die Frau und ihr Kind filmten, nahm mich Dr. Adil mit, um mir eine andere Art von *Al-Anfal*-Opfer zu zeigen: eine junge Frau, deren Brust und Arme mit Verbrennungen dritten Grades übersät waren. Sie hatte versucht, Selbstmord zu verüben, indem sie sich selbst anzündete.

»Sie hatte noch mehr Glück als viele andere: Ihr Gesicht ist unverletzt«, sagte Dr. Adil, während er ihr eine schmerzlindernde Spritze gab. »Aber es wird viele Komplikationen geben. Ihr Leben wird schwer sein – sowohl durch Probleme mit sich selbst als auch durch die mit ihrer Umwelt. Ihre Familie wird sie möglicherweise verstoßen. Ihre Haut wird zusammenschrumpfen. Wir haben kaum plastische Chirurgen.«

In den letzten sechs oder sieben Jahren hat die Rate der Selbstmorde durch Verbrennen im irakischen Kurdistan alarmierend zugenommen. Eine Studie des Frauen-Informations- und Kulturzentrums in Sulaymaniyah schätzt, dass zwischen 1991 und 2000 ungefähr 1400 Frauen versucht haben, sich selbst zu verbrennen. Die Opfer waren in der Regel junge Frauen aus Dörfern. Sie litten an Depressionen, möglicherweise hervorgerufen durch Zwangsehen, brutale Ehemänner oder ausweglose wirtschaftliche Situationen – mit anderen Worten: durch traditionelle Stammessitten, gekoppelt mit dem allgemeinen Niedergang der kurdischen Gesellschaft nach

den *Al-Anfal*-Massakern. Und die Versorgung von Verbrennungsopfern – überall ein langwieriges und kostenintensives Behandlungsverfahren – war im Irak besonders schwierig. Verbandsmaterial, Salben und die für Spalthauttransplantate erforderlichen Mesh-Grafts (Hautgitter) waren nicht ohne weiteres verfügbar. Außerdem waren die Löhne in den Krankenhäusern zu niedrig, um das engagierte Personal zu halten, das nötig war, um solche Opfer angemessen zu versorgen.

Wird es niemals aufhören?, fragte ich mich niedergeschlagen. 14 Jahre nach den *Al-Anfal*-Massakern war der Feldzug des Todes noch immer nicht zu Ende.

Am Rand eines Hügel lag der Friedhof von Halabscha mit einer herrlichen Aussicht auf die umliegenden Ebenen, Täler und Berge. Im Osten erhob sich, quer zur iranisch-irakischen Grenze, das große Gebirgsmassiv Hawraman, die Heimat des gleichnamigen Volkes, das bekannt ist für die Eigenständigkeit seiner Dialekte und seines Kunsthandwerks.

Viele Opfer der Giftgasangriffe lagen hier in Massengräbern zwischen Disteln und Wildblumen begraben. Ein nie fertig gestellter Gedenkbogen verfiel im Hintergrund. Ein Massengrab, entstanden in einem Napalmbombenkrater, enthielt 1400 Leichen, ein anderes 800, von denen nur zwei identifiziert werden konnten: Jalal Hussein und Bahar Hussein. Aras Abid Akrams Familie hatte ihr eigenes Massengrab, mit 22 fein säuberlich weiß auf schwarz geschriebenen Namen.

Es war einem glücklichen Zufall zu verdanken, dass ich ein paar Tage später im Palace Hotel den britischen Journalisten Gwynne Roberts traf. Der preisgekrönte Dokumentarfilmer berichtete seit 1974 aus Kurdistan. Tatsächlich waren es seine Berichte aus Halabscha,

die Dr. Christine Gosden nach Kurdistan geführt hatten, was wiederum zur Gründung des Medizinischen Instituts Halabscha geführt hatte. Gwynne war auch 1988 heimlich in das irakische Kurdistan eingereist, als es noch unter der Herrschaft der Baath-Partei stand, um Bodenproben zu nehmen, die später von Porton Down, dem Chemiewaffenlabor der britischen Streitkräfte, untersucht wurden – ohne dabei jedoch aussagekräftige Ergebnisse zu bringen. Im Jahr 2000 hatte er in Halabscha weitere Boden- und Wasserproben gesammelt – ein komplizierter Vorgang, der der Mithilfe von vielen Leuten bedurft hatte –, allerdings waren sie nie analysiert worden. Eine Analyse war unglaublich teuer und konnte zwischen 1000 und 50 000 US-Dollar für nur eine Probe kosten. Nur Regierungen hatten Instrumente, die empfindlich genug waren, um die kleinen Mengen von chemischen Kampfstoffen zu messen. Gwynne hatte die Schweden angesprochen, die Holländer, die Briten und die auf der Grundlage des Haager Abkommens über Chemiewaffen gegründete UN-Organisation Prohibition of Chemical Weapons (OPCW); alle hatten es, wie er mir später in einer E-Mail schrieb, abgelehnt zu helfen.

Warum das so war, darüber konnten er wie auch ich nur spekulieren. Hatte es mit der Weigerung der Vereinten Nationen zu tun, die Namen der Unternehmen zu veröffentlichen, die den Irak – in vielen Fällen selbst während des Iran-Irak-Krieges – mit Chemikalien beliefert hatten? Fürchteten sie, die Unternehmen würden daraufhin die Zusammenarbeit einstellen, deren sie bedurften, um Saddams Waffenarsenale aufzuspüren? Ging es um intensive Interessenpolitik, die möglichen politischen Blamagen vorbeugen sollte?

Als der Irak-Krieg begann, waren die Namen der Chemieunternehmen kein Geheimnis mehr. Im Dezember 2002 hatte der Irak dem Weltsicherheitsrat eine 12 000 Seiten umfassende Waffenerklä-

rung vorgelegt, die unter anderem die Namen jener ausländischen Firmen nannte, die vor dem Golfkrieg 1991 den Großteil der Chemikalien und Ausrüstungen für das irakische Chemiewaffenprogramm geliefert hatten. Die Vereinten Nationen hatten darauf bestanden, die Liste der Namen nicht preiszugeben, trotzdem war sie der Presse zugespielt worden. Auf der Liste stehen 31 ausländische Hauptlieferanten, darunter 14 aus Deutschland, drei jeweils aus den Niederlanden und der Schweiz und je zwei aus Frankreich, Österreich und den USA (Alcolac International of Maryland und die Al Haddad Handelsgesellschaft in Tennessee, beide Firmen sind mittlerweile erloschen).

Im »Sicheren Hafen«

Karim Agha, der Stammesführer, saß an einem Ende seines lang gestreckten Sommergästehauses, umgeben von einem Oval leerer Barockstühle. Er war ein großer, hagerer und leicht gebückter Mann in seinen Siebzigern, gekleidet in dunkelgrauen *shal u shapik* und einen schwarz-weißen Turban. Hinter ihm hing – unübersehbar – ein plakatgroßes Hochglanzfoto des PUK-Präsidenten Jalal Talabani.

Als wir eintraten, sprang Karim Agha auf, begrüßte uns herzlich und geleitete uns zu Stühlen neben seinem eigenen. Diener glitten herein und brachten erst Tee in tulpenförmigen Gläsern, dann Tablett, auf denen sich Obst türmte. Einer von Karim Aghas Söhnen sorgte im Hintergrund für den reibungslosen Ablauf. Wie es in vielen mächtigen kurdischen Familien Brauch ist, setzte er sich in Anwesenheit seines Vaters niemals.

»Jeder Stamm hat seine eigene Lebensweise«, sagte Karim Agha und machte es sich, nachdem wir die einleitenden Höflichkeiten hinter uns gebracht hatten, gemütlich. »Jeder Stamm ist wie eine große Familie.«

Sein Stamm waren die Hamawands, bis etwa 1925 der berühmteste Kriegerstamm Südkurdistans – und zugleich einer der kleinsten. Sie kamen ursprünglich aus Persien und ließen sich im frühen 18. Jahrhundert in der näheren Umgebung von Sulaymaniyah nieder. Dort kämpften sie bis zum Untergang des Emirats im Jahr 1850 an der Seite der Babanen gegen die Osmanen, ehe sie praktisch die gesamte Region zwischen Bagdad, Mosul und Kermanshah im Iran terrorisierten.

E. B. Soane, jener Engländer, der 1909 inkognito durch Kurdistan reiste, gibt eine lebhaft Schilderung seines Treffens mit dem Stamm: »Aus jeder kleinen Schlucht in den Hügeln kamen Reiter herangaloppiert. Stattliche Männer, diese Hamawands. Die seidenen Kopfbedeckungen, die sie in vielen Farben trugen, wehten hinter ihnen im Wind, als sie heranpreschten. Ihre langen Tuniken, die selbst ihre Füße bedeckten, machten jede Auf-und-ab-Bewegung ihrer Pferde mit. Viele hatten Steigbügel mit eingelegtem Silber, ein reizvoller Kontrast zu den scharlachroten Schuhen mit nach oben gebogenen Spitzen ... Als sie nah genug herangekommen waren, öffnete jeder demonstrativ sein Gewehr, entnahm die Patronen und schwang das Gewehr auf den Rücken – eine Geste, die ihre friedliche Absicht deutlich machen sollte.«

Soane schreibt auch über die wachen dunklen Augen der Hamawands, ihre Direktheit, ihren an Hochmut grenzenden Stolz und ihr »feindseliges Gehabe, das sie selbst unter Freunden nicht immer unter Kontrolle haben«. Bis auf Letzteres gelten diese Eigenschaften auch noch für die Hamawands, die Karim Agha heute repräsentiert.

»1847 beherrschte das Osmanische Reich unser Land, es kontrollierte die gesamte Region«, hob Karim Agha an zu erzählen. »Wir waren der einzige Stamm, der sich ihnen nicht beugte – wir widersetzten uns ihnen. Aber nachdem wir große Verluste hatten hinnehmen müssen, unternahmen die Türken mit Unterstützung anderer Stämme eine große Offensive gegen uns, und wir flohen in den Iran. Aber wir betrachteten dies nach wie vor als unser Land, und wir kamen in Gruppen von 15 Reitern zurück, um sie zu bekämpfen. Wir fingen viele Karawanen ab und fügten ihnen schwere Verluste zu. Schließlich schickten sie Unterhändler, um Frieden zu schließen, und wir kehrten zurück. Aber dann begannen die Kämpfe aufs Neue, und wir zogen uns wieder in den Iran zurück. Viermal ging das so, und jedes Mal kehrten wir wieder zurück.

Ein Unterhändler des Sultans kam, um zu verhandeln. Wir sandten 200 Reiter, um ihn zu begrüßen, und nachdem er sie fünf Tage lang bewirtet hatte, ließ er alle 200 gefangen nehmen. Er sagte: »Das ganze Jahr habt ihr Vereinbarungen gebrochen, jetzt brechen wir euch.« Die Familien der 200 Reiter ergaben sich – insgesamt 700 Leute –, und sie schickten einige nach Adana in der Türkei und einige nach Libyen in Nordafrika. Viele wurden krank und starben unterwegs – das war im Jahre 1889.

Mein Vater und seine Familie wurden nach Libyen deportiert. Sie sollten dort Bauern werden. Doch sie weigerten sich und sagten: »Wir gehen nach Kurdistan zurück«, und sie entkamen aus der Wüste in die umliegenden Berge.

Die arabischen Stämme halfen ihnen, nach Ägypten und über den Suezkanal zu kommen, durch die Sinai-Wüste und Syrien. Sie marschierten meistens nachts, nach den Sternen, und schlugen viele Schlachten. Sie brauchten neun Monate, die meisten waren zu Fuß unterwegs. Frauen und Kinder auf bloßen Füßen quer durch die Wüste – Rommel brauchte Panzer und Flugzeuge, um das zu schaffen! Und 1896, nach sieben Jahren in Libyen, kehrten sie nach Kurdistan zurück.«

Diese erstaunliche, von Historikern belegte Geschichte lässt die Zähigkeit der Kurden ermessen. Nichts konnte sie von dem Land, das sie liebten und das für ihr Selbstverständnis von so entscheidender Bedeutung war, fern halten. Oder, wie es ein gebildeter kurdischer Stellvertretender Minister formulierte: »Wann immer wir Kurden unser Land verlassen, sind wir verloren. Ohne ihr Land sind die Kurden nichts.«

Karim Aghas Geschichte übersetzte Nizar Ghafur Agha Said, ein ungepflegt aussehender Mann in einem zerknitterten braunen Anzug. Nizar sprach gut Englisch, immerhin hatte er über 20 Jahre in den Vereinigten Staaten von Amerika gelebt. In den USA war Nizar

nur ein Geschäftsmann ausländischer Herkunft unter vielen, der sich halt so durchschlug. Im Irak hingegen war er das Mitglied einer vornehmen Familie und hatte gute Beziehungen. Sein Großvater war Piramerd, ein beliebter kurdischer Dichter, berühmt für seine Originalität und sein hohes Alter – er starb 1950 im Alter von 87. Piramerd hat ein sehr bekanntes Gedicht über die Hamawands und die Jahre geschrieben, in denen sie plündernd umherzogen: »Schrecken der Straßenräuber, Bestecher von Eskorten, plündernd durch die Nacht ...«



Karim Agha bekommt Kaffee serviert

Karim Agha war nicht der erste *agha*, mit dem ich zusammentraf. Im Gouvernement Dohuk hatte mich mein Gastgeber Majed zwei jesidischen *aghas* sowie Muhammad Agha, dem Anführer der Sharifani, einem Stammeszweig der Kocher, vorgestellt. Der Sharifani *agha*, ein gebildeter Mann um die vierzig, trug *khak*, einen Turban und auf Hochglanz polierte Lederschuhe. Er hatte, wie er erzählte, auf ein Medizinstudium gehofft, aber durch den frühen Tod seines Vaters war er bereits mit 16 gezwungen, die Aufgaben des *agha* zu übernehmen. Diese teilten sich nach seinen Worten in zwei Bereiche: Er fungierte als offizieller Repräsentant seines Stammes, aber er diente seinem Volk auch als Berater, den man in Liebesdingen ebenso um Rat fragte wie bei landwirtschaftlichen Problemen.

Die beiden jesidischen *aghas* – Nejem Agha Qaidi, Stammesführer der Al-Qaidi, und Shaikh Shamo, *agha* eines Haveri-Zweiges – hätten unterschiedlicher nicht sein können. Nejem war ein ungebildeter alter Mann mit grauem Gesicht, dicken Brillengläsern, einer schäbigen roten Strickjacke und verbeulten Hosen. Er wirkte sehr bedrückt. Sein Stamm war im Zuge von *Al-Anfal* aus seinen Dörfern vertrieben und zur Übersiedlung in die von Armut geplagte Sammelstadt Sharia gezwungen worden. Damit hatten seine Leute nicht nur ihre Häuser und ihr Ackerland verloren, sondern auch ihren heiligen Schrein, den sie nicht kurzerhand an anderer Stelle wieder aufbauen konnten – er musste über heiligen Gräbern errichtet werden.

Im Gegensatz dazu war Shaikh Shamo, *agha* eines den Haveri zugeordneten Stammes, ein lebhafter Mann mit einem runden Gesicht. Er war ein erfolgreicher Geschäftsmann, der unter anderem Hotels und Lotterien besaß. Er hatte zwei Ehefrauen und viele Kinder, regierte über die viel größere Sammelstadt Khanik mit etwa 3000 Einwohnern und lud mich zu einem üppigen Mittagessen ein, das wir im Stehen einnahmen, zusammen mit etwa einem Dutzend anderer Männer, die sich mit uns um einen Tisch drängten, der sich

unter den übervollen Platten schier zu biegen schien. Alle außer mir und meinem Dolmetscher trugen einen rot-weißen Turban und aßen mit den Fingern.

In Diana, abseits der Hamilton Road, traf ich Delawar Muhammad Ali, den großen und freundlichen *agha* der Majel-Stammes, der es hasste, mit seinem Titel angesprochen zu werden. Er hatte das Gefühl, das würde eine unnötige Kluft zwischen ihm und den Leuten schaffen. Ungebildet, aber scharfsichtig, bemühte sich Delawar, die im Wandel begriffene Welt um ihn herum zu begreifen. »In mancher Beziehung ist es für mich einfacher, *agha* zu sein, als für meinen Vater, denn die Leute haben jetzt mehr Geld«, sagte er. »In anderer Hinsicht ist es schwieriger, denn es gibt viel mehr Menschen, und vor allem schwerer wiegende Probleme. Mein Vater hatte kein *Al-Anfal*.«

Früher war ein *agha* ein kurdischer Führer mit praktisch uneingeschränkter Macht. Ob er für eine kleine, wenige hundert Mitglieder zählende Sippe verantwortlich war oder für einen großen Stamm mit vielen tausend: Er traf in jeder Situation alle wesentlichen Entscheidungen für seine Gruppe, der er nicht selten schikanös hohe Steuern abverlangte. Gewöhnlich hatte er mehrere Ehefrauen und viele Kinder, besaß ausgedehnten Grundbesitz und Tausende Stück Vieh. Gier und Grausamkeit mancher *aghas* riefen im Volk nicht selten tiefe Empörung hervor. Dennoch genossen die meisten *aghas* im Allgemeinen großen Respekt. Manche wurden geliebt.

Der Machtverfall der *aghas* begann im Irak in den fünfziger Jahren des letzten Jahrhunderts als Folge des zunehmenden Einflusses der Zentralregierung, der Landwirtschaftsreformen und der Technisierung der Landwirtschaft – alles Faktoren, die zur Schwächung der gegenseitigen Abhängigkeit zwischen den Stammesführern und den Bewohnern ihrer Dörfer führten. Trotzdem und ungeachtet dessen, was viele mir erzählten, ist die Zeit des *agha*, ebenso wie

die Zeit der Stämme, im irakischen Kurdistan längst nicht vorbei. Obwohl viele *aghas* keinen wirklichen Einfluss mehr besaßen, wurde selbst dem Schwächsten unter ihnen immer noch Respekt entgegengebracht. Sie vermittelten bei Auseinandersetzungen, sowohl zwischen Stammesmitgliedern als auch zwischen Angehörigen und der Regierung. Manche *aghas* hatten sich zudem beachtlichen Wohlstand bewahrt und unterhielten umfangreiche Milizen, was nichts anderes bedeutet, als dass sie von den aktuellen Machthabern umworben wurden.

Der bei weitem beeindruckendste *agha*, den ich im Irak kennen lernte, war Ako Abba Mamand Agha, Anführer der Ako. Er lebt in und um Raniya, einer von spitzen Berggipfeln umringten Stadt etwa eineinhalb Stunden nördlich von Sulaymaniyah. Die Gegend um Raniya, eine der am tiefsten von Stammestradiationen geprägten Gebiete, die es in Kurdistan noch gibt, war auch die Heimat der Bilbas, eines mit den Ako verbündeten Stammes. Ihre Nachbarn, die Pizhdar, ein ehemals mächtiger, nun aber geschwächerter Stamm, waren traditionell mit den Ako verfeindet. In der Stadt Raniya begann der Aufstand von 1991, und zwar am 5. März. Er löste eine Revolte aus, die beinahe über Nacht ganz Kurdistan erfasste.

Ako Agha lebte in einem einfachen Lager aus neuen, niedrigen Gebäuden am Stadtrand von Raniya. Dildar, die Dolmetscherin, die mit mir und meinen Begleitern nach Halabscha gereist war, brachte mich eines Nachts gegen 23 Uhr zu unserem ersten Treffen, nach unserer Fahrt von Sulaymaniyah, einem Abendessen und einem Nickerchen. Ich fragte mich, ob es klug sei, zu so später Stunde zu erscheinen. Aber Dildar, deren Mann aus Raniya kam, versicherte, dass sie Ako Agha gut kenne und dass dies kein Problem sei. Als wir ankamen, fanden wir ihn draußen in einem zementierten, in gelbes Licht getauchten Innenhof, umgeben von etwa 20 Männern und Jünglingen in weiten Hosen. Ako Agha, ein hoch gewachsener, cha-

rismatischer und kräftig gebauter Mann Mitte vierzig, trug leuchtend weiße *shal u shapik* und einen schwarz-weißen Turban.

Er lächelte nicht, als man uns vorstellte. Einen Augenblick lang überlegte ich, ob Dildar die Lage falsch eingeschätzt hatte und er unser Eindringen missbilligte: zwei Frauen, die in eine kameradschaftliche Zusammenkunft von lauter Männern platzten. Ich hatte darüber hinaus Zweifel, ob er viel von wirklichem Interesse zu sagen haben würde. Die meisten *aghas*, die ich traf, schienen zurückhaltend, vielleicht, weil sie unsicher waren, wie sie sich einer ausländischen Frau gegenüber verhalten sollten. Aber Ako Agha überraschte mich.

Zwei der Männer verließen ihre Plätze, und Dildar und ich nahmen neben unserem Gastgeber Platz. Sie und er vertieften sich in ein kurzes Zwiegespräch, während ich mich umsah. Plötzlich begriff ich, dass wir inmitten einer traditionellen Abendgesellschaft in einem *diwan*, einem Gästehaus, gelandet waren. Ich war in vielen *diwans* gewesen – zuletzt mit Karim Agha – aber nie am Abend.

Zu einer gewissen Zeit hatte jede führende Familie einen *diwan*, einen besonderen Raum oder ein Haus, in dem sich die Männer des Dorfes trafen, Geschäfte machten und ihren *agha* in gesellschaftlichen und rechtlichen Angelegenheiten um Rat fragten. Tagsüber gingen auch Frauen manchmal für einen Ratschlag in den *diwan*, aber in erster Linie war das Gästehaus doch Männern vorbehalten. Jungen begannen den *diwan* mit etwa 13 oder 14 aufzusuchen; dies war der Ort, wo ungeschriebene Stammesgesetze von einer Generation an die nächste weitergereicht wurden. Man erwartete von allen Männern, dass sie den *diwan* allabendlich aufsuchten.

Früher diente der *diwan* auch Reisenden als Herberge, die den Dorfbewohnern im Gegenzug eine äußerst begehrte Ware lieferten – Nachrichten von außerhalb. Die berühmtesten *diwans* waren Gegenstand von Volksliedern und Sagen; viele besonders wohl-

habende *aghas* leisteten sich sogar hauseigene Sänger und Dichter. Derwische auf Wanderschaft und *dengbej*, umherreisende Geschichtenerzähler, schauten ebenfalls von Zeit zu Zeit vorbei.

Wie die meisten *aghas*, die ich traf, führte auch Ako Agha einen offiziellen, mit makellosen weißen Sesseln und Sofas möblierten *diwan* im Haus, in dem er und seine Besucher normalerweise zusammenkamen. Doch im Sommer hielt er im Freien Hof, genauer im Innenhof, wo vorne auf dem Rasen Glühwürmchen wilde Arabesken tanzten und sich im Hintergrund mächtige schwarze Berge schützend auftürmten.

»Die Ako leben seit mehr als 900 Jahren in Raniya«, sagte Ako Agha, als er mir seine Aufmerksamkeit zuwandte. »Unser Territorium erstreckt sich bis zum Bezirk Erbil im Norden und reicht im Osten bis an den Iran. Wir sind ein starker und mächtiger Stamm, mit vielen Zweigen ...«

Dann zählte er schnell – ohne Zögern oder Wiederholung – 25 Namen auf und fügte hinzu, dass er, wie alle Ako-Aghas vor ihm, vom Bash-aghayi-Zweig sei. Sein Vater hatte vor der Landreform Zehntausende Hektar Land besessen, Ako besaß weniger als 40 und erhielt seine Familie hauptsächlich durch weitreichende Geschäfts- und Handelsbeziehungen.

»Die Ako sind berühmt dafür, dass sie Verfolgten Zuflucht gewähren«, fuhr er fort. Nach dem Untergang der kurdischen Republik Mahabad 1946 waren einige iranische Kurden nach Raniya entkommen, und sowohl Mullah Mustafa Barzani als auch Jalal Talabani hielten sich zeitweise in den unzugänglichen Ako-Bergen versteckt. Tatsächlich hatte Ako Agha während des internen »Krieges der Dickköpfe« persönlich versucht, die beiden Parteien zu versöhnen. Auf dem Höhepunkt der Feindseligkeiten, hatten er und Dildars Ehemann, der, wie ich zu meiner Überraschung erfuhr, ein Anführer der Bilbas war, dafür gesorgt, dass »in Raniya nicht ein Schuss fiel«.

Zuflucht zu gewähren, insbesondere denen, die vor dem Zorn ihrer eigenen *aghas* geflohen waren, war eine wesentliche Aufgabe vieler traditioneller Stammesfürsten. Doch die Gastfreundschaft des heimischen *agha* war nicht völlig selbstlos. Als Gegenleistung für den Flüchtlingen gewährten Schutz, das Land für ein neues Heim und andere Notwendigkeiten erwartete er Arbeit und Loyalität.

Ein Diener brachte große Gläser mit gekühltem *du*, dem Joghurtgetränk des Nahen Ostens, gefolgt von Tablett, die übervoll mit reifen Aprikosen, Wassermelonen und kleinen süßen Gurken waren. Mit den Gurken wurden Plastiksaltstreuer gereicht, fein säuberlich jeweils einer für zwei Personen.

»Als *agha*«, sagte Ako Agha, während wir das Obst vertilgten und Wassermelonenschalen durch die Gegend flogen, »helfe ich auch den Armen und löse viele Arten von Konflikten.« Ständigen Konfliktstoff bot natürlich der Bereich von Liebe und Eheschließung – über den ich am darauf folgenden Tag noch mehr erfahren sollte –, und ein weiterer Problembereich betraf Streitigkeiten um Grund und Boden. »Aber das schwierigste Problem, das es zu lösen gilt, ist Mord.«

»Wie oft kommt das vor?«, frage ich, verblüfft, dass er das Thema von sich aus ansprach.

Ako Agha zuckte die Achseln. »Manchmal kümmere ich mich um zwei oder drei Tötungsdelikte im Monat, manchmal ist es nur eines im Jahr«, antwortete er. »Die Leute kommen zu mir, und ich versuche die beiden Familien auszusöhnen, indem ich Geld, Land oder Frauen anbiete. Ich versuche, ein Bindeglied zwischen ihnen zu finden, das ihnen ermöglicht, den Streit beizulegen, so dass es kein weiteres Blutvergießen gibt.«

»Das heißt, Sie gehen nicht zur Polizei oder vor Gericht?«

Er lachte. »Nein. Wir lieben unsere Regierung, aber wir wollen sie nicht unnötig ermüden.«

Viele *aghas* zogen es vor, Mordfälle stammesintern zu regeln, und dieses Vorgehen hatte einen gewissen Sinn, ungeachtet der Kurdischen Menschenrechtsorganisation. Der Justizapparat in Kurdistan war immer noch schwerfällig, und viele Dorfbewohner, die sich an das Baath-Regime erinnerten, fürchteten den Kontakt mit staatlichen Einrichtungen. Der *agha* war die Institution, die sie kannten, der sie vertrauten und gehorchten.

Viele Morde wurden mit »Blutgeld« geregelt, das im Normalfall zwischen 100 000 und 300 000 *Dinar* (etwa 5000 bis 15 000 US-Dollar bzw. Euro) lag, wobei zufällige Tötungen weniger, vorsätzliche mehr kosteten. Einem Mann aus der Familie des Opfers eine Tochter aus den eigenen Reihen zur Heirat anzubieten, war ebenfalls eine weit verbreitete Lösung, zumal unter den Armen. Und wenn gerade keine Tochter im heiratsfähigen Alter verfügbar war, wurde stattdessen manchmal ein jüngeres Kind versprochen.

Was es unter allen Umständen zu vermeiden galt, war eine »Blutfehde«, zu der es zwischen den Familien kam, falls keine friedliche Einigung erzielt werden konnte. Waren Blutfehden in einer Gegend erst einmal zu einem ernsthaften Problem geworden, konnten sie sich über Generationen hinziehen. Früher spielte es kaum eine Rolle, ob der tatsächliche Mörder getötet wurde oder nicht; worauf es ankam, war, dass die gemeinschaftliche Ehre der Gruppe wiederhergestellt wurde, indem man einen Feind von zumindest vergleichbarem sozialem Rang tötete. Heutzutage sind Blutfehden bei weitem nicht mehr so verbreitet; aber ich traf einen Mann in Sulaymaniyah, der vor einer Blutfehde in seinem Heimatdorf geflohen war.

»Bei einem Mordfall eine Einigung zu finden, braucht viel Zeit und Geduld«, bemerkte Ako Agha. »In einem Fall habe ich sechs Jahre gebraucht, in einem anderen acht. In den Fall, bei dem die Einigung acht Jahre dauerte, waren zwei Stammeszweige verwickelt,

bis zur endgültigen Aussöhnung waren acht Menschen getötet und fünf verletzt worden.«

Am nächsten Morgen stiegen Dildar, Ako Agha und ich in seinen glänzenden Land Cruiser, um einen Ausflug ins Ako-Tal zu unternehmen, eine schmale Passage zwischen zwei Gebirgsketten. Zwei bewaffnete *peshmerga* begleiteten uns, und Ako Agha hatte eine Videokamera dabei.

Wir ließen Raniya schnell hinter uns, hielten uns in Richtung Westen und nahmen dann einen ebenen Feldweg nach Norden. Hübsche Lehmhäuser säumten die Straße, das Feuerholz war symmetrisch aufgestapelt, und in den Gärten strahlten Sonnenblumen. Viele Häuser verfügten über Elektrizität, die man unten am Fluss gewann. Trotzdem waren nirgends die hässlichen Leitungen zu sehen, die andere Teile Kurdistans entstellten. Die Region hatte die ruhige und friedliche Atmosphäre einer Gegend, die in jüngster Zeit keinen Bombardements ausgesetzt war.

»Wurde das Ako-Tal während *Al-Anfal* angegriffen?«, fragte ich Ako Agha.

»Nein, wir standen damals auf der Seite der Regierung«, sagte er, und mir wurde leicht flau in der Magengegend. »Aber davor waren wir in den Bergen. Ich habe den längsten Teil meiner ersten 25 Jahre in den Bergen verbracht. Unser Tal wurde in den sechziger Jahren bombardiert, weil mein Vater Barzani unterstützte, und noch einmal 1976. Damals wurden das Haus meiner Familie und die einzige Schule der Ako zerstört.

»Sind Sie zur Schule gegangen?«, fragte ich, weil ich noch nicht wusste, wie ich nach seiner Beziehung zum Baath-Regime fragen sollte.

»Nur zur Volksschule. Aber ich habe mich selbst unterrichtet. Ich habe mir Persisch beigebracht.«

Plötzlich war die Straße zu Ende. Das Ako-Tal war zu Ende. Zu beiden Seiten öffneten sich nun neue Täler. Eines führte nach Rowanduz, das andere nach Haj Omran.

Ich nahm meinen ganzen Mut zusammen und fragte: »Warum haben Sie das Baath-Regime unterstützt?«

»Wir haben es nicht wirklich unterstützt«, sagte Ako. »Eigentlich haben wir den *peshmerga* geholfen, indem wir sie unsere Berge passieren ließen. Die Kurden brauchten ein paar Stämme, die auf diese Weise auf der Seite der Regierung standen.«

»Also waren Sie in Wirklichkeit eine Art Doppelagent?«

»Ja.« Dildar beantwortete die Frage selbst, ohne zu dolmetschen. »Und das hat ihm keiner nachgetragen. Diesen Mann lieben alle.«

»Während *Al-Anfal* kontrollierten die Iraki das gesamte Gebiet um unsere Berge«, sagte Ako Agha. »Aber über 800 *peshmerga* lagen in unseren Bergen sicher verborgen. Einige waren Gast in meinem Haus, andere brachte ich durch die feindlichen Linien.«

»Und die irakische Regierung ahnte nichts?«

»Lange Zeit nicht, nein. Aber am 31. Januar 1990 wurde ich mit 33 anderen schließlich verhaftet. Sie hatten Berichte gehört. Sie hielten mich zehn Monate und zwanzig Tage fest, und dreimal wurde ich vor das Revolutionsgericht in Bagdad gestellt. Sechs von uns hat man hingerichtet, zwölf bekamen lebenslänglich, der Rest wurde auf freien Fuß gesetzt.«

Auf dem Rückweg nach Raniya fragte ich Ako Agha, wie er die Zukunft der Stämme und *aghas* im irakischen Kurdistan beurteile.

»Es wird von der Situation der Regierung abhängen«, sagte er. »Wenn es zu Konflikten zwischen den Parteien kommt, werden die *aghas* auch weiterhin sehr viel Macht besitzen. Während der inneren Machtkämpfe wurden die *aghas* mächtiger. Aber wenn die Regierung gefestigt ist, wird es in 15 bis 16 Jahren mit dem Einfluss der Stämme vorbei sein.«

»Wäre das für Sie gut oder schlecht?« Ich fragte mich, was das für ein Gefühl war, über den Verlust einer Machtposition nachzudenken, die seine Familie seit Generationen innehatte.

»Mir wäre es lieber, die Regierung beruhigt sich«, sagte er. »Denn wenn sich die Regierung beruhigt, beruhigt sich endlich auch mein Leben.«

Als wir zu Ako Aghas Anwesen zurückkehrten, wurden wir von zwei herumstolzierenden Pfauenhähnen begrüßt, die ihre schimmernenden Schleppen zum Rad aufschlugen, und von der jüngeren der beiden Frauen unseres Gastgebers, einer hoch gewachsenen und attraktiven Frau um die dreißig, die Dildar und mich schnell hinter den Winter-*diwan* und in die Wohnräume der Frauen entführte.

Wie der Rest des Anwesens waren auch die Quartiere der Frauen spartanisch eingerichtet. Es waren mehrere große Zimmer, deren Einrichtung aus nichts bestand als roten Teppichen und dünnen grün-goldenen Kissen. In einer Ecke stand, mit einem Tuch mit Blumenmuster bedeckt, eine traditionelle kurdische Wiege, in der das jüngste der neun Kinder von Ako Agha schlief. Die traditionelle Wiege, die seit dem 13. Jahrhundert unverändert in diesem Stil hergestellt wird und in Kurdistan noch heute weit verbreitet ist, wird aus Holz gebaut. Unten befinden sich Kufen, oben ein Henkel zum Tragen. Das Kind wird mit Stoffstreifen in der Wiege festgebunden, und ein Röhrchen für den Urin wird befestigt; allerdings ist das Kind nicht in der Lage, die Beine zu beugen, was zu gesundheitlichen Problemen führen kann. Verrenkte Hüften sind unter kurdischen Kleinkindern sehr verbreitet.

Als Dildar und ich uns setzten, gesellte sich eine verhutzelte, aber noch immer schöne Frau mit runden Augen zu uns. Sie war von Kopf bis Fuß schwarz gekleidet und sah aus, als müsse sie etwa achtzig sein, aber ihr Haar war – dank Tönungen und Henna – noch

immer dunkel und glänzend. Sie trug es dem Brauch der Bilbas gemäß in fünf oder sechs Zöpfen über den Rücken, während zwei offene Strähnen ihr Gesicht einrahmten.

Die Frau war Maryam Swara Hammad Agha, Ako Aghas Mutter und eine örtliche Legende. Obwohl sie die fünfte und rangniedrigste Frau von Ako Aghas Vater, Ako Abbas Mamand Agha, gewesen war, den sie geheiratet hatte, als sie noch Teenager und er in reifen Jahren war, hatte sich Maryam in seinem Haus den höchsten Respekt erworben und ihn häufig in seiner Abwesenheit vertreten. »Agha Abbas liebte sie sehr, sie konnte tun, was sie wollte, und er tat nie etwas, ohne sie vorher zu fragen«, erzählte mir Dildar.

Als Maryam und Abbas Agha sich ineinander verliebten, lagen ihre Stämme, die sonst Verbündete waren, in Fehde. Und ihr Vater, der Anführer der Bilbas, hatte sie einem anderen versprochen. Aber Maryam weigerte sich, den Wünschen ihres Vaters zu gehorchen, und nach Jahren hartnäckigen Widerstandes, in denen sie Ako Agha aus der Ferne bewundert hatte, bekam sie 1951, als sie heirateten, schließlich ihren Willen. »Mein Mann war der bestaussehende und mächtigste Mann, den ich je kennen gelernt hatte«, erzählte sie mir – sie liebte Abbas Agha, der Jahrzehnte zuvor verstorben war, noch sehr. »Er war größer als Ako – über zwei Meter – und hatte große und schöne Augen. Er konnte weder lesen noch schreiben, aber er war sehr weise.«

Eine von Maryams Hauptpflichten als Ehefrau war es gewesen, die vielen Gäste ihres Mannes zu betreuen. In jenen Tagen waren das viel mehr als heute. Immer strömten Leute herbei. Einmal, während des Barzani-Aufstands, bewirtete sie 900 Menschen, nachdem man ihr nur wenige Stunden zur Vorbereitung gelassen hatte.

Der anstrengendste Teil ihrer Aufgaben aber war die Versorgung der Paare, die im *diwan* Zuflucht suchten. Wie mir ihr Sohn Ako Agha am Abend zuvor erzählt hatte, war das Gästehaus nicht nur ein

Treffpunkt oder eine Herberge, es war auch ein Versteck für Liebende auf der Flucht. Junge Männer und Frauen, die sich entgegen den Wünschen ihrer Familien verliebt hatten, kamen in den *diwan*, wo sie niemand zu berühren wagte, bis ihr Fall geklärt war. Die Paare blieben so lange im *diwan*, wie es nötig war, um den Frieden auszuhandeln. Selbstverständlich schliefen sie bis zu ihrer Hochzeit streng getrennt. Und Ako Agha war es ausnahmslos gelungen, die Familien der Liebenden zu versöhnen.

Hier also ist das dringend notwendige Sicherheitsventil, dachte ich, als ich von dem Brauch hörte – für ein paar Glückliche ein Weg, dem Grauen der Ehrenmorde zu entgehen.

»Im Moment haben wir zwei Paare hier«, erzählte Maryam. »Eines seit zwei Jahren.«

»Zwei Jahre!«, rief ich.

»Zwei Jahre sind nichts!«, entgegnete Maryam. »Zwei Paare sind nichts! Manchmal hatten wir zehn oder zwanzig Paare hier. Manche haben geheiratet und sind immer noch hier. Manche waren bei ihrer Ankunft verheiratet und mussten auf ihre Scheidungen warten, um sich neu zu verheiraten. Ein Paar blieb fünf Jahre.«

»Fünf Jahre!«, sagte ich.

»Ja, es war wie ein kostenloses Hotel«, sagte Maryam und grinste. »Und manchmal haben die, die kamen, nicht auf das gehört, was man ihnen sagte, haben nicht geholfen und haben nicht gearbeitet. Sie haben uns ausgenutzt.«

Maryam schüttelte zornig den Kopf und erhob sich, um ihre Mittagsgebete zu sprechen, während Dildar und ich nach draußen gingen, um nach dem entflohenen Liebespaar zu suchen, das seit zwei Jahren im *diwan* lebte. Die Frau, Adiba, war zu beschäftigt mit dem Kochen, um sich mit uns zu unterhalten, aber ihr Mann, Khalid, willigte ein, uns auf einen Spaziergang im welkenden Garten in der Mittagssonne zu begleiten.

»Wir kommen aus einem Dorf bei Koya, viele Kilometer von hier«, sagte er. »Ich habe Adiba das erste Mal mit 17 gesehen, und sie war 15; wir haben uns sofort ineinander verliebt und wollten heiraten. Ich fragte ihre Familie, aber sie lehnte ab. Also rannten wir gemeinsam fort. Wir haben in Koya keine Stämme oder *diwans*, aber wir hatten von Ako Agha gehört, und davon, wie er den Leuten hilft. Deshalb kamen wir her.«

Während wir miteinander sprachen, begriff ich, dass Khalid Adiba – nach kurdischen Begriffen – »entführt« hatte. Auf meinen Reisen hatten Kurden mir gegenüber das »Entführen« von Frauen erwähnt; es war, wie es schien, ein häufiges Phänomen. Bis jetzt hatte ich nie wirklich verstanden, was das hieß. Nachfragen hatten normalerweise ergeben, dass es nicht wirklich um eine Entführung ging, sondern dass ein Paar »durchgebrannt« war, also eine Frau ihre Familie verlassen hatte, um einem Mann zu folgen.

Aber das stimmte nicht immer. Gerade in der Vergangenheit wurden Frauen oft gegen ihren Willen entführt, manchmal von rivalisierenden Stämmen. Ich sollte später eine solche Frau in der Türkei kennen lernen. Sie war im Alter von 14 Jahren verschleppt worden und hatte sich über Jahre nachts in den Schlaf geweint, erzählte sie. Aber mit der Zeit ... Sie hatte die Achseln gezuckt. Sie war jetzt in mittleren Jahren, hatte ein behagliches Zuhause und vier Kinder.

»Adiba und ich haben letztes Jahr geheiratet und haben einen Sohn, aber wir können immer noch nicht zurück«, berichtete Khalid. »Vielleicht in ein, zwei Jahren. Ich spreche manchmal mit meiner Familie, aber Adiba hat mit ihrer Familie noch nicht gesprochen. Die Familie ist immer noch sehr, sehr wütend, und das, obwohl ich schon 50 000 Dinar (rund 2500 US-Dollar bzw. Euro) bezahlt habe.«

Wie lächerlich von Adibas Eltern, dachte ich. Khalid schien ein ehrlicher, hart arbeitender Mann zu sein, der ihre Tochter wirklich

liebte. Außerdem hatte er ihnen bereits eine stattliche Summe gegeben. Was wollten sie mehr?

Zurück in den Frauenquartieren, waren Ako Agha – er kam direkt von den Schlichtung eines Verkehrsunfalls – und Hamid Kak Amin Bilbas, Dildars Ehemann, zum Mittagessen eingetroffen. Der kompakte, grauhaarige Mann um die fünfzig, der ausgebeulte kurdische Hosen trug und ein Hemd mit Button-down-Kragen, war Rechtsanwalt, ein Beruf, der seiner Familie im Blut lag.

Dildars Vater und Hamids Stiefvater hatten zusammen Jura studiert. So hatten sie und ihr Mann einander kennen gelernt, erzählte mir Dildar. Wir hatten zwischenzeitlich endlich einen Moment gefunden, um über ihre eigene Geschichte zu reden. Dennoch hatte ihr Hamid, in der ganzen Zeit, als er um sie warb, nie von seiner intensiven Beteiligung bei der PUK erzählt. Und 1986 fand sie sich erstaunt auf der Flucht in die Berge wieder, wo er sich den *peshmerga* anschließen wollte. »Ich konnte es nicht fassen!«, sagte sie lachend und schüttelte dabei den Kopf.

»Dildar ist eine sehr mutige Frau«, sagte Hamid. »Während der Giftgasangriffe, war sie die Einzige, die hinausrannte, um nasse Decken zu holen, damit wir unsere Gesichter bedecken konnten.«

»Ich steckte immer den Kopf hinaus, um zu sehen, was vor sich ging.« Dildar, die mich in Erstaunen versetzte, aber nicht überraschte, lachte.

Wie sich herausstellte, hatten Hamid und Dildar nicht einen, sondern zwei Giftgasangriffe überlebt. Außerdem war Dildar zweimal gezwungen gewesen, völlig allein feindliches Gebiet zu durchqueren. Einmal musste sie wegen eines medizinischen Notfalls reisen, der eine Behandlung in Bagdad erforderlich machte. Das andere Mal wegen des Todes ihres Vaters in Dohuk. In vier Tagen war sie, auf einem Maultier und zu Fuß, von Sulaymaniyah nach Raniya gereist.

Dort durchquerte sie mit Ako Aghas Hilfe die feindlichen Linien und die Berge, um zum Haus ihres Vaters zu gelangen.

»Ich sagte Ihnen ja, dass ich Ako Agha gut kenne«, sagte Dildar, während er und sie Blicke tauschten. Ein Diener trat ein und breitete für das Mittagessen ein Plastiktischtuch auf dem Boden aus. Das Gespräch wandte sich Hamid und den Bilbas zu. Als Föderation von sechs Stämmen, durch deren Gebiet die iranisch-irakische Grenze verlief, waren die Bilbas mindestens so zahlreich wie die Ako.

Aber an der Spitze der Bilbas stand kein übermächtiger *agha* mehr. Maryams Vater war der letzte gewesen.

»Wir haben einen anderen Weg gewählt, den gebildeten Weg, und haben das Stammeswesen hinter uns gelassen«, sagte Hamid in – dank mehrerer in London verbrachter Jahre – passablem Englisch. »Mein Stiefvater machte den Anfang, als er 1948 in Bagdad sein Jurastudium abschloss. Heute haben wir noch immer kleinere *aghas*, die sich um geringere Probleme kümmern, aber wenn es um Morde oder andere große Dinge geht, dann gehen wir vor Gericht. Wir glauben an die Gerechtigkeit der Gerichte.«

Mein Blick schweifte von Hamid zu Ako Agha und zurück. Beide waren ungefähr im gleichen Alter, beide bekleideten in ihren jeweiligen Stämmen ranghohe Positionen. Aber der eine hatte sich an die Tradition gehalten, der andere war durch Bildung modern geworden. Ako Agha war die bei weitem romantischere Gestalt, aber Hamid verkörperte den unausweichlichen Weg der Zukunft. Etwas früher hatte Ako Agha erzählt, er plane, seine Kinder studieren zu lassen. Er war tatsächlich der Letzte der traditionellen *Agha*-Dynastie. Ich erlebte mit, wie sich ein Zeitalter seinem Ende zuneigte.

Der *diwan* war nicht der einzige »sichere Hafen« in Kurdistan. Frauen, die vor dem Missbrauch und Zorn ihrer Familien auf der Flucht waren, hatten eine weitere begrenzte, aber zunehmende Zahl

an Zufluchten: Frauenhäuser. Anfangs hatte ich sie, grob vereinfachend, für eine der neuen, schlaun Ideen aus dem Westen gehalten. Es dauerte eine Weile, bis mir allmählich klar wurde, dass die Frauenhäuser nicht so sehr eine Verbesserung der kurdischen Gesellschaft darstellten, als vielmehr ein tragendes Element dieser Gesellschaft ersetzten, das vor allem durch den engen Kontakt mit dem Westen zusammengebrochen war.

Zur Zeit meines Besuchs gab es nur zwei offizielle Frauenhäuser; beide in Sulaymaniyah. Es bestanden Pläne, weitere in Dohuk und Erbil zu eröffnen. Einige Organisationen, wie der Frauenverband der Kommunistischen Partei der Irakischen Arbeiter, nahmen ebenfalls inoffiziell Frauen in Not auf.

Das zugänglichere der beiden Frauenhäuser war das Nowah Center in einer ruhigen Wohngegend am Stadtrand. Das gepflegte, von einer hohen Mauer umgebene Haus konnte bis zu 20 Frauen aufnehmen. Hinter dem Eingang rechts befand sich ein Unterrichts- und Werkraum, wo die Frauen in Kursen lesen lernen oder andere hilfreiche Fertigkeiten erwerben konnten. Im hinteren Bereich war eine Gemeinschaftsküche.

Die Leiterin des Zentrums, Bayan Mamoud, war eine energische Frau mit funkelnden Augen und glänzendem schwarzem Haar, die mir erklärte, dass das Frauenhaus 1999 von sieben Frauenorganisationen gegründet worden war. Der Großteil der Finanzierung kam von einer gemeinnützigen Einrichtung in Deutschland, das Frauenhaus erhielt außerdem eine kleine Zuwendung von der PUK. Die durchschnittliche Aufenthaltsdauer im Frauenhaus betrug drei Monate, und die Zimmer waren halb bis voll belegt. Die meisten Mandantinnen hatten von den Frauenhäusern durch Aufklärungsprogramme in ihren Dörfern, im Fernsehen oder Radio erfahren.

Wenn eine Mandantin im Frauenhaus eintraf, informierten die Mitarbeiter umgehend deren Familie. Blieb ihre Familie über einen

längeren Zeitraum, also vor allem über Nacht, über ihren Aufenthaltsort im Ungewissen, wäre ihr Leben in Gefahr. Frauen, deren Leben gefährdet war, blieben nicht im Nowah Center, sondern wurden so bald wie möglich in ein vom PUK-Frauenverband unterhaltenes Schutzhaus gebracht.

Bayan und ihr ausnahmslos weibliches Personal, darunter Anwältinnen, Sozialarbeiterinnen und Bayans Schwester, trafen dann mit der Familie der Frau zusammen. Manchmal begegnete man sich im Frauenhaus, meist aber suchten sie das Dorf auf. »Das Verfahren ist heikel«, sagte Bayan. »Am Anfang wollen uns die Familien nicht anhören. Sie sind sehr wütend. Und manchmal müssen wir einen *agha* oder einen *shaikh* treffen, und wir haben große Angst. Wir haben Schwierigkeiten mit unserem Wagen – er ist sehr alt –, und im Winter sind die Tage kurz. Wir sitzen mit dem *agha* oder dem *shaikh* und vielen Männern, nur wir zwei Frauen – ich gehe oft mit meiner Schwester allein –, und wir fühlen uns erst wieder sicher, wenn wir wieder in Sulaymaniyah sind. Wir nehmen keine Polizei mit. Wenn wir das täten, würde die Familie nur noch zorniger.«

Der Mut der Frauen erstaunte mich: Zwei junge, ledige, gut ausgebildete Außenseiterinnen trafen sich mit großen Gruppen zorniger und wahrscheinlich ungebildeter Männer.

»Oft müssen wir ein Dorf viele Male aufsuchen, manchmal sind zehn Besuche nötig«, erklärt Bayan. »Aber im Normalfall haben wir Erfolg. Die Familien beruhigen sich, wir finden eine Lösung, und sie unterschreiben einen Vertrag, den wir später bei Gericht vorlegen können, falls etwas passiert. Wir behalten die Frauen im Auge, wenn sie uns verlassen.«

Viele Frauen suchten das Frauenhaus wegen ehelicher Probleme auf. Oft ging es um arrangierte Ehen, zweite Ehefrauen oder die verbreitete kurdische Sitte *jin ba jin* – »Frau gegen Frau«. Die vorwiegend von armen Kurden praktizierte Sitte, sah vor, dass zwei

Familien Frauen als Bräute in gegenseitigen Heiratsverträgen austauschten. Im Allgemeinen wurden dabei zwei Töchter ausgetauscht, um zwei Söhne zu verheiraten. Auf diese Weise wurde der belastende Brautpreis, den üblicherweise die Familie des Bräutigams an die Familie der Braut zahlen muss, umgangen, und man konnte eine Doppelhochzeit ausrichten. Wenn keine heiratsfähige Tochter verfügbar war, konnte eine Familie eine Nichte, eine Cousine oder auch ein wesentlich jüngeres Kind verpfänden, das mit Erreichen der Pubertät heiraten würde. Ein potenziell besonders schmerzlicher Fall – glücklicherweise im Begriff auszusterben – war, wenn ein solches Paar sich scheiden ließ und von dem zweiten Paar erwartet wurde, es ihnen gleichzutun.

Bayan stellte mir einige der Frauen im Frauenhaus vor. Zwei waren über vierzig, alle anderen jedoch waren beunruhigend jung – die meisten weit unter zwanzig. Alle stammten aus Dörfern, eine Tatsache, die sogar ich, nach nicht ganz drei Monaten in Kurdistan, auf den ersten Blick erkennen konnte. Die jungen Frauen hatten eine schlichte, direkte und tüchtige Art an sich, die von den endlosen Stunden zeugte, die sie in Küchen und auf Feldern geschuftet hatten. Aber da war auch eine gewisse irritierte Wachsamkeit – so als bemühten die Frauen sich unausgesetzt, diese städtische Welt um sie herum zu verstehen, die so anders war als ihre gewohnte.

Eines der Mädchen, in einem orange-weißen Kleid, mit weißblauem Kopftuch und Strassring, erzählte, sie sei wegen *jin ba jin* im Frauenhaus. Sie wisse nicht genau, wie alt sie sei, schätze aber, sie sei 14 oder 15 Jahre alt, sagte sie, während sie an ihren Fingernägeln mit abblätterndem rotem Nagellack knabberte. Sie hatte ihren Ehemann nicht heiraten wollen, und als er sie mit nach Hause nahm, »taten er und seine Familie nichts für mich: kein Gold, kein Haus, keine Möbel«, sagte sie, und ich musste daran denken, wie jung sie war. Stattdessen lebten sie alle in einem überfüllten Haus.

Beschwerte sie sich, schlug ihr Mann sie und schrie: »Geh in dein eigenes Haus, wenn es dir hier nicht gefällt«. Aber sie hatte keine andere Wahl.

Ich reiste weiter zum Aram Center, jenem Schutzhaus, dessen Standort streng vertraulich behandelt wurde. Das ebenfalls 1999 gegründete Aram Center hatte in den letzten drei Jahren 67 Fälle aufgenommen. Alle bis auf drei hatte man lösen können. Trotzdem war das Leben im Schutzhaus sehr schwierig, da die meisten Frauen und ihre Kinder sich nicht auf die Straße wagten.

In einem der nicht gelösten Fälle ging es um ein Vergewaltigungsopfer. Die Frau Anfang zwanzig trug jeansblaue Leggings, Plastiksandalen und ein schwarzes T-Shirt. Es war mit einer Rose und einem Brief bedruckt, auf dem in Englisch zu lesen stand: »Liebling ... Wann kommst du zu mir zurück? Ich warte!« Sie konnte nicht aufhören zu weinen, als sie ihre Geschichte erzählte.

Ihre Brüder waren im Gefängnis gewesen, als sie vergewaltigt wurde. Doch sobald sie entlassen wurden, begannen ihre Brüder, ihr mit Gerede über ihren »Verrat« zu drohen, berichtete sie. »Sie fanden den Mann, der sie angegriffen hatte, und zwangen ihn, sie zu heiraten. Aber die Situation blieb schwierig, und sie fürchtete um ihr Leben. Dann ermordeten ihre Brüder ihren Schwiegervater. Zu diesem Zeitpunkt war sie schwanger, aber es gelang ihr, die Schwangerschaft zu verbergen. Nach der Geburt unterstützte ein gütiger Richter ihre Flucht in das Schutzhaus. Nun behauptete ihre Familie, sie wolle sie zu Hause haben. Aber sie misstraute ihr und sah für sich und ihren nun zwei Jahre alten Sohn keine Zukunft. »Wir können noch nicht einmal nach draußen. Wie soll er zur Schule gehen?«, schluchzte sie.

Ein anderer ungelöster Fall war der einer Frau Ende zwanzig, die eine gepunktete Bluse und schwarze Hosen trug. Sie und ihr Mann hatten ohne das Einverständnis ihrer Familie geheiratet. Sie waren

nach Dohuk durchgebrannt, hatten sich trauen lassen und waren in den Iran gegangen, wo sie zehn Jahre zusammen lebten. Zwischen den Familien wurden schließlich Geldsummen ausgetauscht, und in der Annahme, sie seien jetzt in Sicherheit, kehrten sie in ihr Dorf zurück. Zehn Tage später drang jemand nachts in das Haus der Familie ein und gab Schüsse auf die Schlafenden ab. Ihr Mann wurde getötet. Ihren Sohn schoss man in die Beine. Sie selbst wurde in den Rücken sowie an Händen und Beinen getroffen.

Ich hörte voller Entsetzen zu: Diese Geschichten drehten mir das Herz im Leib um. Ich hatte überall im Land schon von ähnlichen Vorkommnissen gehört, aber es war ein gänzlich anderes Gefühl, wenn man die furchtbaren Einzelheiten von betroffenen Frauen hörte, die ihnen fast zum Opfer gefallen waren. Wie konnte ein Teil der kurdischen Gesellschaft dieses Verhalten nicht nur billigen, sondern es sogar mit dem Begriff »Ehre« glorifizieren?

Eine ebenso einfache wie höchst unbefriedigende Antwort war, dass alle Kulturen eine grausame Kehrseite besitzen. Sie unterscheidet sich vielleicht in den Einzelheiten, aber sie scheint ein unvermeidlicher Aspekt der menschlichen Existenz.

Man nimmt an, dass die Zahl der Ehrenmorde im irakischen Kurdistan vor dem Aufstand gleich bleibend hoch oder im Sinken begriffen war. Anfang bis Mitte oder gegen Ende der neunziger Jahre stieg die Zahl dramatisch an, und man vermutet, dass sie jetzt wieder sinkt. Fachleute machen für den drastischen Anstieg eine Vielzahl von Faktoren verantwortlich, darunter wirtschaftliche und soziale Umwälzungen, die Rivalität zwischen den beiden großen Parteien, das fast völlige Versagen der kurdischen Regierung, sich der Frauenfrage zu stellen – sie hat erst jetzt begonnen, sich mit dem Thema zu beschäftigen –, den Vormarsch der Islamisten und den Einfluss des gewalttätigen Baath-Regimes. Hohe Arbeitslosenzahlen, mangelnde Schulen, Sammelstädte, in denen die Menschen

zusammengepfercht waren, ohne eine andere Beschäftigung als den Tratsch zu haben, und die archaischen Sitten einer tief im verkrusteten Patriarchat verharrenden Gesellschaft, die in einer neuen, chaotischen Welt danach strebte, die Kontrolle zurückzugewinnen – all das trug zweifellos zum Ansteigen der Zahl bei.

Aktivisten schätzen, dass seit 1991 etwa 4000 Frauen im irakischen Kurdistan Ehrenmorden zum Opfer gefallen sind – eine Zahl, die zu überprüfen unmöglich ist, weil man anders motivierte Morde als Ehrenmorde tarnt, aber auch manche Ehrenmorde als Unfälle hinstellt. Wie hoch die Zahl auch sein mag, die meisten Kurden sind sich einig, dass die Ausübung des Brauchs sofort nach dem Aufstand dramatisch zunahm. Damals ermordeten die politischen Parteien offenbar Frauen, die sie bezichtigten, mit der Baath-Partei oder in der Region tätigen Arabern fraternisiert zu haben.

Erst in den Jahren 2001 und 2002 haben die PUK und die KDP sich dem Thema Ehrenmord ernsthaft zugewandt: Sie setzten die irakischen Gesetze außer Kraft, die dem Ehrenmord strafmildernde Umstände zugestanden und den Täter zu nicht mehr als drei Jahren Gefängnis verurteilten. Zu der Zeit schließlich, als der Irak-Krieg begann, wurde der Ehrenmord im irakischen Kurdistan bereits wie jeder andere Mord geahndet. Damit war die Position, die von der Schutzzone eingenommen wurde, deutlich humanistischer als die des restlichen Irak, wo die repressive Gesetzgebung fortbestand. Auch der zunehmende Einfluss von Organisationen kurdischer Frauen sowie Veröffentlichungen und Konferenzen im Ausland haben entscheidend dazu beigetragen, die Aufmerksamkeit auf diesen Brauch zu lenken. Manche glauben, dass diese wachsame Aufmerksamkeit bereits beeindruckende Früchte getragen hat. Das Independent Women Center in Sulaymaniyah etwa schätzt, dass die Zahl der Ehrenmorde in der Region von 171 im Jahr 1991 auf 47 im Jahr 2001 gesunken ist.

Müsste ich ein negatives Beispiel für die Auswirkungen eines Traumas auf eine Gesellschaft nennen, fiel es mir schwer, ein drastischeres Beispiel zu finden als den extremen Anstieg der Mordrate in den neunziger Jahren. Im öffentlichen Leben hatten die Kurden in diesem Jahrzehnt ihrer Halbautonomie eine übermenschliche Leistung erbracht. Diese Leistung nährte den Eindruck, das Volk habe die Grauen der jüngsten Vergangenheit psychologisch mehr oder minder unbeschadet überstanden. Aber es war eine schleichende Zerrüttung am Werk, hervorgerufen durch Wunden, die vielleicht Jahre, wenn nicht Jahrzehnte brauchen würden, um zu heilen. Zumindest für einige war Kurdistan »Sicherer Hafen« nur dem Namen nach sicher gewesen.

Von Politik und Poesie

Im Westen des Iran erhebt sich tief in den Bergen ein sanft ansteigender Kegel. Im Mai leuchtet er grünlich blau, doch Mitte September ist er bereits grau und dunkel geworden. Die Straßen, die sich im Osten an diesem Berg vorbeischlängeln, sind schmal, aber geteert, gesäumt von Lehmhäusern mit Leitern, die auf die Dächer führen, von Feldern, die mit frischen Heuhaufen übersät sind, und von Obstbäumen, deren kleine grüne Äpfel auch auf die Straße fallen, so dass Autofahrer Vorsicht walten lassen müssen. Der Gipfel des Berges ist kahl, doch zu einer Seite fällt ein Felsen steil ab, von dem sich – wie es im Epos von Dem Dem heißt – die Frauen der königlichen Familie stürzten. Bis Anfang der achtziger Jahre des 20. Jahrhunderts, als das islamische Regime massiv gegen die Kurden vorging, standen noch Ruinen der legendären Burg, und in den letzten Jahren nutzte die PKK den Berg als Rückzugsgebiet. Inzwischen ist es auf dem majestätischen Gipfel, der darauf zu warten scheint, dass das nächste Kapitel seiner märchenhaften Geschichte aufgeschlagen wird, jedoch ganz ruhig.

Knapp eine Stunde nördlich von Dem Dem liegt Urumieh, die größte Stadt im Nordwesten des Iran. Sie ist vom Rest des Landes durch einen riesigen Salzsee abgeschnitten, dessen Ufer von verkrustetem welligem Weiß überzogen ist. Nur äußerst primitive Lebewesen können in seinem extrem salzhaltigen Wasser überdauern, doch der See lockt Tausende von Zugvögeln an, darunter auch Flamingos, deren rosafarbene Körper jedes Jahr ein paar Wochen wie gefaltete Origami-Vögel auf der glänzenden Wasseroberfläche

leuchten. Urumieh, das von Azeri-Türken, von Armeniern und anderen Christen sowie von Kurden bewohnt ist, soll angeblich der Geburtsort Zarathustras sein, des Propheten, der zwischen 1000 und 700 v. Chr. den Parsismus begründete.

Rund um Urumieh erstreckt sich eine fruchtbare Ebene, die einst das »Paradies von Persien« genannt wurde. Hier begann Ismail Simko, jener kurdische Rebell, der den über 90 Jahre alten armenischen Führer aus dem Hinterhalt überfiel und sein Blut trank, in den zwanziger Jahren des letzten Jahrhunderts den Aufstand gegen die iranische Regierung. Die Ebene war auch das Schlachtfeld der möglicherweise ersten Revolte im Namen des kurdischen Nationalismus gewesen. Shaikh Ubayd Allah, ein geistlicher Führer, der seinen Hauptsitz im türkischen Hakkari hatte, befahl 1880 seinen Anhängern, in Urumieh einzufallen, weil die persische Regierung mehrere *aghas* hart bestraft hatte, ohne zuvor den kurdischen Gouverneur der Region zu konsultieren. Shaikh Ubayd Allah sandte eine Botschaft an den britischen Generalkonsul in Täbris, in der er schon früh Anspruch auf Autonomie der Kurden erhebt: »Die Kurden sind eine eigenständige Nation. Wir wollen unsere Angelegenheiten selbst regeln.«

Zahlreiche persisch-kurdische Stämme schlossen sich den Soldaten des *shaikh* aus Hakkari an. Mit 8000 Mann belagerte er Urumieh, während einer seiner Söhne, der 15 000 Mann befehligte, Mahabad weiter im Süden einnahm. Wieder andere Truppen marschierten auf Täbris, wurden jedoch von der weit überlegenen persischen Armee vernichtend geschlagen, die sich in Bewegung gesetzt hatte, um die Belagerung von Urumieh zu beenden. Tausende kurdischer Soldaten und Zivilisten flohen in Richtung Hakkari, doch viele wurden unterwegs niedergemetzelt. Die Osmanen schickten den *shaikh* nach Mekka ins Exil, wo er nach ein paar Jahren starb.

Während der Belagerung von Urumieh hatten die Kurden darauf geachtet, eine bestimmte Bevölkerungsgruppe zu schonen: die amerikanischen Christen, die in Urumieh 1834 die erste presbyterianische Mission im Iran eingerichtet hatten. Zwar konnten Kurden und Missionare einander nicht ausstehen – die Feindseligkeiten führten gelegentlich zu Massakern an den Neuankömmlingen –, doch der *shaikh* war der Mission noch etwas schuldig. Sechs Monate zuvor hatte ihn nämlich ein Dr. Cochrane von einer schweren Lungenentzündung geheilt; er war eigens zehn Tage in den Bergen von Hakkari geblieben, bis der Kurdenführer wieder genesen war. Deshalb setzte sich Shaikh Ubayd Allah vor dem Angriff mit dem Arzt in Verbindung und erkundigte sich, wo sich sein Wohnhaus und diejenigen seiner Leute befanden, damit niemand, der etwas mit der Mission zu tun hatte, zu Schaden kam. Der Ehrbegriff ist bei Kurden nach wie vor sehr vieldeutig.

Ich landete eines Morgens im September mit dem Flugzeug aus Teheran in Urumieh. Was einst eine schöne Stadt gewesen sein musste, platzte jetzt, wie die meisten iranischen Städte, aufgrund der Überbevölkerung schier aus den Nähten.

Auf dem Flughafen von Urumieh lernte ich Jaleh kennen, eine rundliche, ziemlich aufgedonnerte iranisch-englische Kurdin, die, nachdem sie mehr als 20 Jahre in England gelebt hatte, dank ihrer zweiten Eheschließung wieder in den Iran zurückgekehrt war. Zur Zeit meines Besuchs war ihr Mann unterwegs, deshalb lud sie mich – vor lauter Freude, jemanden getroffen zu haben, der von Hause aus Englisch spricht – für ein paar Tage zu sich ein und überschüttete mich mit Klagen darüber, wie sehr sie England vermisse und den Iran hasse. Einige ihrer Beschwerden klangen berechtigt: Ihre Nachbarn machten sich über sie lustig, weil sie Auto fuhr, außerdem hatte sie große Probleme gehabt, ein Hausmädchen zu

finden, das bei ihr im Haus leben konnte, weil kurdische Frauen nachts daheim sein müssen. Andere Klagen waren weniger glaubwürdig: Sie hatte von »vielen« iranischen Stiefmüttern gehört, die die Kinder der früheren Frauen ihrer Ehemänner verbrannt hätten. Jaleh hatte kein einfaches Leben, da sie wegen der politischen Aktivitäten ihrer Brüder im Alter von 16 gezwungen gewesen war, aus dem Iran zu fliehen. In England hatte sie einen Mann geheiratet, der sie zehn Jahre lang misshandelte. Nachdem sie sich endlich von ihm getrennt hatte, war sie Zahnhygienikerin geworden und hatte ihren Sohn, der inzwischen studierte, aufgezogen. Ihre zweite Ehe war glücklich, aber sie war einsam, weil ihr Mann häufig geschäftlich unterwegs war.

Jaleh nahm mich in das Kurdendorf Band unmittelbar außerhalb von Urumieh mit, wo »die Leute noch leben wie vor hundert Jahren«, wie sie sagte, und spottete über die einfachen Kleider und Häuser der Dorfbewohner. Wie viele, die ihre Heimat verlassen hatten, hatte Jaleh sich etwas zu beweisen.

Jenseits von Band erstreckten sich Hunderte runder Hügel, auf denen das Gras ganz kurz gemäht und verdorrt war. Dazwischen schlängelte sich ein von Pappeln gesäumter Fluss, an dessen Ufer Rinder weideten – ein Anblick, der mich mit dem Wunsch erfüllte, auf dieser leeren Schnellstraße immer weiter zu fahren, zumindest jedoch weiter in den Irak.

An diesem Abend aßen Jaleh und ich im Freien in einem der mit bunten Lampions geschmückten Restaurants von Band mit Blick auf einen von Müll verstopften Bach. Einer ihrer Cousins gesellte sich zu uns, ein 25 Jahre alter Bauingenieur, der Interesse zeigte, als er hörte, dass ich im irakischen Kurdistan gewesen war. Er hoffe, eines Tages selbst dorthin zu reisen, sagte er.

Er hegte einigen Groll gegen die irakischen Kurden. »Die haben viele Chancen gehabt, weit mehr als die iranischen oder türki-

schen«, sagte er, »aber die Barzanis und Talabanis haben sie alle ungenutzt gelassen. Die denken nur an ihre eigene Brieftasche. Sie sind schwach und korrupt.«

Jaleh nickte zustimmend, allerdings bezweifelte ich, dass sie wirklich zuhörte. Sie war weit mehr daran interessiert, wann ihr Mann wieder nach Hause kommen würde und ob sie ihn überzeugen könne, mit ihr nach England zu ziehen. »Falls es mir nicht gelingt, gehe ich vielleicht ohne ihn oder nehme diesen Cousin mit«, sagte sie und machte dem jungen Mann schöne Augen, während sie uns allen offen eine weitere Runde Bier spendierte.

Ich blickte mich nervös um. Wir befanden uns schließlich in der konservativen islamischen Republik Iran, in der der Konsum von Alkohol mit Gefängnis bestraft werden kann. Ich hatte bereits bemerkt, dass die Leute am Nachbartisch uns missbilligend ansahen, und mein Kopftuch und meinen langen schwarzen Mantel – einen solchen oder etwas Ähnliches müssen in Iran alle Frauen in der Öffentlichkeit tragen – noch einmal überprüft, um mich zu vergewissern, dass auch ja kein Körperteil, beispielsweise ein Knie, zu sehen war. Jaleh tat meine Sorgen ab. »Die trinken auch«, sagte sie. »Und sie starren uns nur an, weil sie der Meinung sind, wir sollten nicht allein mit einem jungen Mann ausgehen.«

»Jaleh hat erzählt, dass Sie nach Mahabad reisen«, stellte der Cousin fest. »Sie müssen sehr vorsichtig sein. Im letzten Monat sind dort drei Leute hingerichtet worden, weil sie einen Karton Zigaretten geschmuggelt hatten, und vier sind letzte Woche bei einer Demonstration umgekommen. Ab 23 Uhr 30 gilt dort Ausgangssperre. Es ist eine sehr gefährliche Stadt.«

Das war zwar das erste Mal, dass ich von möglichen Gefahren in Mahabad hörte, doch es machte mich ein bisschen nervös. Als ich ein paar Tage später in Mahabad ankam, war die Atmosphäre jedoch ruhig und entspannt. Drei Menschen waren tatsächlich hingerich-

tet worden, weil sie einen Karton Zigaretten geschmuggelt hatten, aber das war ungewöhnlich, da Schmuggler in der Regel zu Geld- oder Gefängnisstrafen verurteilt wurden. Und bei einer Demonstration gegen diese Hinrichtungen waren Schüsse in die Luft gefeuert, aber niemand verletzt oder getötet worden. In Mahabad galt eine nächtliche Ausgangssperre, aber in Urumieh ebenfalls, und in keiner der Städte wurde sie ernsthaft durchgesetzt.

Wie ich bereits bei meinem ersten Besuch in Iran 1998 erfahren hatte, lieben Iraner Verschwörungstheorien und ähnliche Dinge und schmücken einfache Fakten und Gerüchte so lange aus, bis sie diese zu komplizierten Geschichten aufgebauscht haben. Diese Neigung ist zum Teil auf die Geschichte des Iran zurückzuführen – die Iraner sind häufig hintergangen worden, und einige Verschwörungstheorien erwiesen sich als wahr –, zum Teil auf das Leben unter einem repressiven Regime, das in der Durchsetzung dieser Repressionen jedoch ineffizient und unberechenbar ist. Im Iran wissen die Leute nie genau, woran sie sind. »Es gibt hier eine rote Linie, die wir nicht überschreiten dürfen, aber keiner weiß so genau, wo sie verläuft«, ist eine gängige Feststellung.

Im iranischen Kurdistan war vieles anders als im irakischen. Hier war alles geregelter, weniger ursprünglich. Im Iran gab es weniger Spuren jüngerer Kriege und viele Zeichen, dass es hier eine seit langem funktionierende, kultivierte Gesellschaft gab, in die viele Kurden, die 6,5 Millionen der Gesamtbevölkerung von 68 Millionen stellen, vergleichsweise gut integriert waren. Trotz all der Probleme, die die Kurden mit der iranischen Regierung hatten – fast ebenso viele wie die irakischen Kurden mit ihrer –, haben sie mit ihren persischen Landsleuten viel gemein. Kurden und Perser haben eine ähnliche Sprache, sind ähnlich tolerant, ähnlich unabhängig im Denken und haben eine ähnliche Einstellung gegenüber

den Arabern, die 637 v. Chr. im Namen des Islam in ihre Länder einfielen.

Zudem ist das iranische Kurdistan nicht so isoliert vom Rest des Iran wie das irakische Kurdistan vom Irak. Das Gebiet ist weniger bergig, und in vielen Gegenden des iranischen Kurdistan leben nicht nur Kurden, sondern große Ansammlungen anderer ethnischer Gruppen. Auch wohnen zwischen 500 000 und einer Million iranische Kurden in Teheran, wo sie sich wie alle anderen Iraner um ihre eigenen Angelegenheiten kümmern, vielfach nicht Kurdisch sprechen und sich mehr mit Problemen beschäftigen, die alle Iraner, nicht nur die Kurden, betreffen – zum Beispiel wirtschaftliche.

Ein wesentlicher Unterschied zwischen Iran und Irak, ebenso wie zwischen Iran und der Türkei, ist die deutlich heterogenere Bevölkerung. Die Bevölkerung des Iran ist nur etwa zur Hälfte persisch und umfasst viele große Minderheitengruppen, wohingegen sowohl im Irak als auch in der Türkei die Kurden die einzige beachtenswerte Minderheit darstellen und einen weit größeren Anteil an der Gesamtbevölkerung ihres jeweiligen Landes ausmachen – etwa 23 Prozent im Irak und 20 Prozent in der Türkei, verglichen mit zehn Prozent in Iran. Deshalb hat die iranische Regierung separatistische Bewegungen sämtlicher Minderheiten stets im Keim erstickt, da die Autonomie einer dieser Gruppen zum Auseinanderbrechen des ganzen Staates führen könnte. Im Iran gab es nicht so etwas wie die Teilautonomie, die den irakischen Kurden 1970 angeboten wurde. Die iranische Regierung hat sich jedoch selten von ihren Kurden so bedroht gefühlt wie ihre Nachbarn, und sie hat den Kurden in den vergangenen Jahrzehnten mehr kulturelle – allerdings keine politischen – Rechte eingeräumt als der Irak oder die Türkei.

Außerdem bestehen bedeutende historische Unterschiede. Schon im 14. Jahrhundert war ein großer Teil des iranischen Kurdistan quasi ein von der Ardalan-Dynastie regierter Staat, dessen

Territorium weit in den heutigen Irak hineinreichte. Mit dem Aufstieg der Safawiden, die den Iran in jener Zeit regierten, als die Osmanen in der Türkei und im Irak herrschten, setzten die Schahs zur Verteidigung ihres Territoriums auf die Kurden, räumten den kurdischen Fürsten jedoch nie jene Herrschaftsbefugnisse ein wie die Osmanen. Nachdem 1794 das Geschlecht der Qajar an die Macht gekommen war, ersetzte es die kurdischen Provinzgouverneure durch eigene Verwalter, eine Tradition, die bis heute fortgeführt wird, da Kurdistan zu einem großen Teil von Nicht-Kurden verwaltet wird – von Azeri-Türken im Norden und Persern im Süden.

Als Reza Khan, der Begründer der Pahlewi-Dynastie, 1923 an die Macht gelangte, bestand sein Hauptziel in der Einigung der vielen verschiedenen iranischen Volksstämme. Dies führte zur erzwungenen Ansiedlung Zehntausender Nomaden, darunter vieler Kurden. Die Siedlungspolitik des Schahs war gnadenlos, im Ergebnis katastrophal und führte zur Ausrottung ganzer Volksstämme. Die Luren, eng verwandt mit den Kurden, wurden dezimiert, während die Jalalis, ein kurdischer Stamm mit nahezu 10 000 Angehörigen, nach der Deportation in den Zentraliran ausstarben. Die Regierungspolitik gegenüber den Kurden und anderen Stämmen war jedoch nie wirklich erfolgreich, da es verschiedenen aufmüpfigen Clanführern gelang, ihre Macht zu erhalten, mitunter indem sie mit dem Regime des Schahs kooperierten.

Sobald die Stämme erst einmal sesshaft waren, ließen sie sich leichter kontrollieren und an die Gesellschaft assimilieren. Es wurde einfacher, Steuern einzutreiben und die Männer in die Armee einzuziehen, und der grenzüberschreitende Handel wurde verboten, wodurch die Kurden und andere Gruppen gezwungen waren, vermehrt Geschäfte mit der Zentralregierung zu treiben.

In den vierziger und fünfziger Jahren erlangten die Stämme wieder ein wenig von ihrer Macht zurück, als die Zentralregierung

durch die turbulenten Jahre des Zweiten Weltkriegs geschwächt war. Diese Macht schwand in den sechziger und siebziger Jahren, als Landreformen den Würgegriff lockerten, mit dem die *aghas* ihre Mitglieder gehalten hatten. Außerdem trugen ein zunehmender Kapitalismus und eine massive Landflucht zum Zusammenbruch der Stämme bei. Laut Aussage des iranischen Kurdenführers Abd al-Rahman Qassemelou kann seit den siebziger Jahren »die kurdische Gesellschaft in Iran nicht mehr als Stammesgesellschaft bezeichnet werden«. Ausnahmen bildeten und bilden die Grenzregionen, wo bewaffnete Stämme als Regierungspatrouillen eingesetzt wurden, sowie andere abgelegene Gegenden, in denen *aghas* mit kleinem Landbesitz ihre Macht bewahren konnten.

Ich vereinbarte einen Termin mit Ahmad Ghazi, dem Herausgeber von *Sirwe*, was »Wort« bedeutet. *Sirwe*, die erste und älteste ununterbrochen publizierte kurdische Zeitschrift im Iran, wurde 1985 gegründet, und Herr Ghazi wurde schon im folgenden Jahr ihr Herausgeber. Davor, in der Zeit der Herrschaft von Mohammed Reza Schah Pahlewi, war Herr Ghazi wegen seiner politischen Aktivitäten vier Jahre inhaftiert gewesen.

Die hellen Redaktionsräume von *Sirwe* befinden sich in einer Seitenstraße im Zentrum von Urumieh. Als ich ankam, erwartete mich ein kleiner Mann in den Sechzigern mit rundem Gesicht. Herr Ghazi sprach ausgezeichnet Englisch mit britischem Akzent, das er sich während seiner ersten Karriere als Lehrer angeeignet hatte.

Herr Ghazi erklärte mir – während er mich mit einem Glas Tee begrüßte, den die meisten iranischen Kurden nach persischer Art trinken, nämlich durch einen Zuckerwürfel im Mund hindurch –, die iranischen Kurden lebten im Wesentlichen in drei Provinzen im Nordwesten des Iran. In der nördlichsten Provinz, im westlichen Aserbaidshan, in der auch Urumieh liegt, sprachen die Kurden den

Kermanji-Dialekt und teilten ihr Territorium mit den Azeri-Türken, einem türkischen Volk, mit dem die Kurden häufig nicht auskämen. Die Zentralprovinz, Kurdistan, mit der Hauptstadt Sanandaj sei fast zu 100 Prozent kurdisch, dort würde der Sorani-Dialekt gesprochen. Und die südlichste Provinz, Kermanschah, sei wiederum nur zum Teil kurdisch und zum Teil von anderen ethnischen Gruppen bevölkert, vor allem von Luren und Persern. Auch die meisten Kurden von Kermanschah sprächen Sorani, aber an der Grenze zum Irak lebten die Hawraman, eine »kleine und besondere Kolonie«, die Gorani, einen nichtkurdischen iranischen Dialekt, sprächen. Ihr Lebensstil sei weit traditioneller als der der meisten anderen iranischen Kurden.

Eine weitere große Gruppe von Kurden lebe abgeschieden von anderen in der Provinz Khorasan im Ostiran. Sie seien die Nachkommen jener Zehntausender Kurden, die im 16. Jahrhundert von den Safawiden brutal aus ihrer Heimat deportiert wurden, um sie davon abzuhalten, sich auf die Seite der Osmanen zu schlagen.

Wie im Irak seien die meisten iranischen Kurden Sunniten, und zwar Anhänger der schafiitischen Schule, einer der vier Richtungen des sunnitischen Islam, die sie von den arabischen und türkischen Sunniten in der Region unterscheide, die zumeist Hanafiten seien. Doch wie die überwältigende Mehrheit der Iraner sei zumindest ein Drittel der iranischen Kurden Schiiten, wieder andere Ahl al-haqiqah.

»Ein Drittel sind Schiiten?«, fragte ich überrascht.

»Mindestens, und unsere Schwierigkeiten liegen mitunter darin, dass sich die schiitischen Kurden den Kurdenbewegungen nicht anschließen – weder kulturell noch politisch«, erklärte Herr Ghazi. »Das ändert sich allmählich, aber in der Vergangenheit haben sich schiitische und sunnitische Kurden voneinander distanziert.«

Fast 70 Prozent der iranischen Kurden lebten inzwischen in Großstädten. Doch selbst für jene, die in den Dörfern geblieben

seien, habe sich das Leben in den letzten 20 Jahren dramatisch verändert. »Selbst in den ländlichsten Gegenden gibt es inzwischen Schulen, Straßen und Elektrizität«, sagte er. »In beinahe jedem Dorf steht ein Satellitenfernseher. Das Analphabetentum geht zurück, und in Mahabad, Sanandaj, Kermanschah und anderen kurdischen Städten gibt es Universitäten.«

Es gebe noch immer ein paar Stammesregionen, vor allem im äußersten Norden und Süden des Kurdengebietes, in den besonders bergigen und für die Viehhaltung geeigneten Gegenden – das heißt außer Reichweite der Zentralverwaltung. Dort finde man sogar noch ein paar echte Nomaden. »Aber zum Glück sind das nur wenige Gebiete«, sagte Herr Ghazi.

»Zum Glück?«, fragte ich, verduzt über seine Wortwahl.

»Das Auseinanderfallen der Stämme war für das kurdische Volk ein Segen«, erklärte er. »Die Stämme waren sehr traditionell und fanatisch eingestellt. Sie waren ein großes Hindernis für unsere Einheit, und die Regierungen konnten sie leicht gegeneinander auspielen. Noch vor 50 Jahren waren wir keine Nation, sondern einzelne Stämme, und die Führer unserer nationalistischen Bewegungen waren die Oberhäupter großer Familien wie Barzani und Qazi Mohammed, Führer der kurdischen Republik von 1946 in Mahabad. Aber inzwischen spürt jeder, dass wir eine Nation sind. Wir lernen voneinander, und das stärkt uns. Das Gleiche gilt für die irakischen und die türkischen Kurden.«

Ich hatte im irakischen Kurdistan bereits ähnliche Überlegungen gehört, aber erst jetzt wurde mir deren ganze Ironie bewusst. Wie seltsam, dass die traditionelle kurdische Kultur beziehungsweise ein bedeutender Aspekt davon zerstört werden musste, damit eine moderne kurdische Kultur aufblühen konnte!

»Glauben Sie, dass die Kurden eines Tages ihr eigenes Land haben werden?«, fragte ich.

Herr Ghazi zögerte. »Die Zeit der Kämpfe ist vorbei«, antwortete er und wiederholte damit eine im Irak häufig gehörte Feststellung. »Jetzt müssen wir auf politischen und anderen Wegen an den Rechten für die Kurden arbeiten. Aber das Leben verändert sich hier insgesamt sehr rasch. Wir haben Satellitenfernsehen und das Internet, wir stehen mit Menschen auf der ganzen Welt in Kontakt ... Und ich glaube, dass in hundert Jahren Grenzen ohne große Bedeutung sein werden.«

Dann bat ich Herrn Ghazi, die Lage der iranischen Kurden vor und nach der islamischen Revolution von 1978/79 zu vergleichen. Vor der Revolution war der Iran von Reza Schah Pahlewi und seinem Sohn Mohammed Reza Schah Pahlewi, beides autoritäre Regenten mit starker Armee, regiert worden. Nachdem Reza Schah 1923 an die Macht gekommen war, hatte er das unterentwickelte Land mit gnadenlosem Tempo in das 20. Jahrhundert geführt; er hatte nicht nur seine nomadische Bevölkerung zwangsangesiedelt und eine starke Zentralregierung errichtet, er duldete auch keinen Widerspruch und untersagte den Frauen das Tragen des *hejab*, das heißt des islamischen Schleiers – zum großen Entsetzen der Traditionalisten. Mohammed Reza Schah, der in mancher Hinsicht etwas milder war als sein Vater, hatte dessen Politik der Modernisierung, Repression und Verunglimpfung des Islam fortgesetzt, zugleich eine enge Allianz mit den Vereinigten Staaten geschlossen, eine mächtige Geheimpolizei, bekannt unter dem Namen SAVAK, aufgebaut und Millionen von Petrodollars – die an anderer Stelle dringend gebraucht wurden – für die Aufrüstung seiner Armee ausgegeben.

Doch Ende der siebziger Jahre waren viele Iraner endgültig überfordert. Zu Hunderttausenden gingen sie auf die Straßen und zwangen Mohammed Reza, aus dem Iran zu fliehen, um ihn durch den scheinheiligen Schiitenführer Ayatollah Khomeini zu ersetzen, der aus dem Exil aus Frankreich zurückkehrte. Der Ayatollah, der all

das verkörperte, was die Schahs nicht gewesen waren, errichtete mit seinen Anhängern die erste Islamische Republik der Welt, die gemäß der *sharia* intolerant regiert werden sollte. Die Frauen wurden gezwungen, den *hejab* zu tragen, ein islamischer Lehrplan wurde entwickelt, die strikte Einhaltung der religiösen Gesetze gefordert und jeder westliche Einfluss, einschließlich Alkohol und Musik, verboten.

Da das Volk der Kurden von den Pahlewis brutal unterdrückt worden war, unterstützten sie anfänglich die Revolution, da sie darin eine Chance sahen, Autonomie zu erlangen. In den siebziger Jahren hatten sich mehrere regimekritische Mullahs auf kurdischem Gebiet versteckt, und Ayatollah Khomeini hatte im Exil Sympathie für die kurdische Sache geäußert. Doch nach der Revolution waren diese Versprechen auf einmal vergessen. Schon im August 1979 griff Khomeini in Kurdistan hart durch.

»Zur Zeit des Schahs konnten wir zwar sagen, dass wir Kurden sind, aber wir konnten weder ein Buch herausbringen noch öffentlich ein kurdisches Gedicht lesen«, sagte Herr Ghazi. »Und viele saßen aufgrund politischer Aktivitäten im Gefängnis. Ich bin inhaftiert worden, nur weil ich von Autonomie gesprochen habe, weiter nichts. Für Kurden war das eine schlimme Zeit.

Auch unter diesem islamischen Regime haben wir politisch gekämpft, und nach der Revolution war die Lage sehr schlecht. Viele sind erschossen worden, viele geflohen, das war unhaltbar. Aber inzwischen hat sich die Situation, vor allem kulturell, sehr gebessert. Wir haben viele Publikationszentren, wir haben etwa 20 Vertreter im Parlament, wir haben freie Wahlen. Zur Zeit des Schahs sind die kurdische Sprache und Kultur nach und nach in Vergessenheit geraten, doch inzwischen blühen sie wieder auf.«

»War das vor oder nach dem Amtsantritt von Präsident Khatami?«, fragte ich und kam damit auf den gemäßigten Führer zu

sprechen, der 1997 mit einem erdrutschartigen Sieg die Wahl gewonnen hatte. Khatami hat einige Reformen eingeleitet, obwohl ihm von den Konservativen, die das iranische Parlament weitgehend beherrschen, Steine in den Weg gelegt wurden.

»Seit Khatami regiert, gibt es deutlich mehr kulturelle Veröffentlichungen, und wir können freier reden. Unsere Vertreter im Parlament drängen die Regierung, den Kurden mehr Rechte einzuräumen und die kurdische Sprache in den Schulen zu unterrichten. Privater Kurdischunterricht ist schon jetzt möglich ...

Natürlich leiden wir noch unter zahlreichen Diskriminierungen. Wir dürfen nicht über das Schicksal von Kurdistan sprechen oder allzu offen Kritik äußern. Aber ich glaube, unsere Lage bessert sich.«

Andere iranische Kurden, die ich traf, sahen die Zukunft weniger rosig als Herr Ghazi. Schließlich waren im Iran politische Kurdenparteien und auch Demonstrationen noch immer verboten – obwohl es beides gab. Die Kurden hatten wenig administrative Kontrolle über ihre eigenen Gebiete und stellten trotz mehrerer Volksvertreter keine Gouverneure oder Minister. Außerdem war Kurdistan wesentlich ärmer und weniger entwickelt als der Rest des Iran, es besaß weniger große Fabriken oder Unternehmen und litt unter enorm hoher Arbeitslosigkeit. Und die Revolutionshüter hatten ein wachsames Auge auf die Kurden und waren jederzeit bereit, jemanden, der politischer Aktivitäten verdächtigt wurde, ins Gefängnis zu stecken.

Zu den eher pessimistischen Intellektuellen, mit denen ich sprach, zählte Bahram Valadbaigy, Direktor des Kulturinstituts von Kurdistan in Teheran. Die erst 2001 gegründete Einrichtung – ihr erstes offizielles Kulturinstitut – wurde als wichtiger Meilenstein für die iranischen Kurden betrachtet.

An dem Nachmittag, als wir uns trafen, ließ mir Herr Valadbaigy über einen Dolmetscher erklären, dass das Institut vier wesentliche Ziele verfolge. Eines bestehe darin, ein standardisiertes Schriftkurdisch zu entwickeln. Ein weiteres sei die Stärkung der Beziehungen zu den irakischen und türkischen Kurden durch kulturelle und studentische Austauschprogramme. Darüber hinaus berate und unterstütze das Institut verschiedene kurdische Studentenveröffentlichungen und bringe ein eigenes Magazin heraus.

Bei diesem letzten Vorhaben sei es bereits zu ernstern Problemen mit dem islamischen Regime gekommen. In der ersten Ausgabe des Magazins seien mehrere politische Essays abgedruckt worden, deshalb unterbinde die Regierung die Veröffentlichung und drohe, das Institut zu schließen.

»Inzwischen gibt es im Iran viele kurdische Zeitschriften, aber es ist überall das Gleiche«, stellte Herr Valadbaigy bitter fest. »Wir dürfen noch immer über nichts anderes schreiben als über Folklore und Kultur. Tradition, nichts als Tradition ... Wie soll die den Kurden weiterhelfen? Unser Land hat sich nicht verbessert. Khatami hat nichts unternommen. Wir haben bei der islamischen Revolution mitgemacht und gehofft, dabei etwas zu gewinnen. Aber wir haben nichts als Krieg, Kampf und Armut bekommen ...«

»Aber ist die Lage jetzt nicht besser als zur Zeit des Schahs?«, fragte ich.

»Schon, aber nur weil sie uns jetzt Luft zum Atmen lassen!«, sagte er. »Aber das reicht nicht! Man kann heute nicht mit damals vergleichen. Warum ist die Lage besser? Weil wir darum gekämpft haben! Viele haben ihr Leben gelassen. Das war kein Geschenk.«

Dennoch stimmte Herr Valadbaigy in einem wichtigen Punkt Herrn Ghazi zu. »Die Kämpfe sind gescheitert«, sagte er. »Und die Welt hat sich verändert. Jetzt müssen wir andere Wege gehen, um unsere Ziele zu erreichen.«

Mahabad, etwa eineinhalb Stunden Fahrt südlich von Urumieh, war schöner, als ich erwartet hatte. Vielleicht hatte ich es mir wegen seiner wechselhaften Geschichte unwirtlich und heruntergekommen vorgestellt. Stattdessen entdeckte ich eine saubere, ordentliche Stadt, mit etwa 200 000 Einwohnern, umgeben von ausgedehnten Hügeln, mit Feldern und Obstgärten im Vordergrund und dunstverhangenen Gipfeln in der Ferne. Viele Straßen waren Alleen, hie und da gab es einen Kreisverkehr und Plätze, die mit Statuen oder einem Schrein versehen waren. Auch in Mahabad gab es Internetcafés und eine Fußgängerzone, in der sich am Spätnachmittag Familien und verschleierte Frauen, nach Sonnenuntergang Jungen und Männer drängten.

An meinem ersten Nachmittag in Mahabad führte mich Rojeen herum, eine große und auffallend hübsche Kurdin Mitte zwanzig, die ich auf der Fahrt im Sammeltaxi hierher kennen gelernt hatte. Rojeen fand sich jedoch nicht schön. Sie plante, sich baldmöglichst die Nase korrigieren zu lassen. Ich konnte mir beim besten Willen nicht vorstellen, was an ihr zu verschönern sei – ihre Nase, gerade und durchschnittlich groß, kam mir perfekt vor. Aber ich hatte gelesen, dass Nasenkorrekturen in Teheran der letzte Schrei seien, und Rojeen war eine modebewusste Teheranerin.

Rojeen, die ein wenig Englisch, aber kein Kurdisch sprach, hielt sich nur wenige Tage in Mahabad auf, um sich um die Plantage ihrer Familie zu kümmern, was sie alle zwei Wochen tat. Ihr Vater, der älteste Sohn einer führenden Familie von Mahabad, war vor drei Monaten an Krebs gestorben, und ihre Mutter war nicht in der Lage, sich um irgendetwas zu kümmern. Als ältester von drei Töchtern war Rojeen die Aufgabe zugefallen, sicherzustellen, dass in den Obstgärten der Familie alles reibungslos lief.

Als wir uns länger unterhielten, wurde mir klar, dass Rojeen einer außergewöhnlichen Familie entstammte. Zwei ihrer Urgroß-

väter waren mächtige Kurdenführer gewesen; einer herrschte in Mahabad, der andere im nahen Bukan. Als ihre Großmutter heiratete, wurde zwischen den beiden Städten ein roter Teppich ausgerollt – na ja, wenigstens einen Teil der Strecke, wie Rojeen einräumte. Doch ihre Großmutter war nach Teheran gezogen, als Rojeens Vater 17 oder 18 war, und sämtliche ihrer zehn Kinder waren dort aufgewachsen und hatten nur wenig Kurdisch gelernt. Außerdem hatten die meisten Perser geheiratet, während ihre Mutter »sehr mit der Zeit« gegangen sei, Lesen und Schreiben gelernt habe und ein echter Filmfreak geworden sei. »Meine Großmutter ist 80 Jahre alt, aber sie lernt immer noch dazu!«, sagte Rojeen und lachte.

Auch Rojeens Vater war ein außergewöhnlicher Mensch gewesen. Als ihm seine Frau keine Söhne gebar, wurde er gedrängt, sich eine zweite Frau zu nehmen, aber er weigerte sich. Er liebte seine Frau und seine Töchter und sah keine Notwendigkeit, einen Sohn zu haben.

»Ist es den Leuten heute immer noch so wichtig, unbedingt Söhne zu haben?«

»Manchen«, antwortete Rojeen, »aber nicht mehr so wie früher. Und bei der jungen Generation ist es ganz anders. Uns ist das ganz egal. Manche haben nur ein Kind – kein Problem. Manche haben gar keine Kinder – auch gut.«

»Und was ist mit der Blutrache?«, fragte ich ein wenig zögerlich, aber ich wollte die Wendung, die unsere Unterhaltung genommen hatte, beim Schopf packen.

»Was?« Rojeen hatte noch nie von Blutrache gehört und auch keiner der jungen städtischen Kurden, die ich später in Sanandaj und Kermanschah kennen lernte. Kurden mittleren Alters wussten immerhin, wovon ich sprach, aber die meisten erzählten mir, dass sie seit Jahren nicht mehr von einem solchen Fall gehört hätten, abgesehen aus der traditionellen Region Hawraman.

»Niemand bringt eine Frau um, weil sie vor der Ehe Sex hatte«, sagte Rojeen, nachdem ich ihr meine Frage erklärt hatte, »aber es wird erwartet, dass Frauen jungfräulich in die Ehe gehen.«

Rojeen war bereits verheiratet gewesen und wieder geschieden. Ihr kurdischer Mann war gut aussehend und Arzt gewesen, aber er war nicht einverstanden, wie sie sich kleidete – sie zeigte zu viel Bein. Außerdem ging er nicht gern auf Partys, was Rojeen für ihr Leben gern tat. Sie hatte sich äußerst eingeengt und unglücklich gefühlt. Ihre Eltern hatten sie in dem Beschluss, sich scheiden zu lassen, unterstützt, und jetzt gehe es ihr prima. »Ich habe einen Freund, ich bin frei.« Sie hatte vor, frühestens in drei oder vier Jahren wieder zu heiraten. Sie war wohl kaum eine typische Iranerin, aber auch nicht sonderlich atypisch. Bei meinem ersten Besuch im Iran hatte ich viele starke und unabhängige Frauen kennen gelernt, die, insbesondere in Teheran, die Entwicklung der traditionellen islamischen Gesellschaft vorantrieben.

Nachdem unser Rundgang durch das Zentrum beendet war, fuhren wir aus der Stadt in Richtung der Obstplantagen von Rojeens Familie und kamen an Hügeln vorbei, die wie mit Gold überzogen wirkten. Aus dem Kassettenrekorder erklang die Musik von Kamkar, einer Musikgruppe aus Sanandaj, deren Lieder weltweit bekannt sind. Rojeen fuhr – Autofahrerinnen seien in Mahabad akzeptiert, sagte sie. Es sei eine relativ liberale Stadt, allerdings natürlich bei weitem nicht so offen wie Teheran.

»Warum trägst du Schwarz?«, fragte mich Rojeen und wechselte plötzlich das Thema. »Ich muss es, schon wegen meinem Vater, aber warum du?«

»Was meinst du?« Ich blickte an meinem formlosen schwarzen *manteau* – dem französischen Begriff für »Mantel«, der im Iran gebräuchlich ist – herunter, den ich mir 1998 bei meiner ersten Reise in die Islamische Republik gekauft hatte.

»Heute trägt man nicht mehr Schwarz«, stellte Rojeen fest.

Genau genommen war das nicht richtig. Die meisten Frauen auf den Straßen trugen noch immer Schwarz. Aber inzwischen wusste ich, wovon sie sprach. Mein *manteau* war inzwischen schrecklich aus der Mode. Als ich vor zwei Wochen in Teheran angekommen war, war ich überrascht gewesen, als ich feststellte, dass die einheitlichen schwarzen *manteaus* meines ersten Besuchs durch enge Tuniken in Braun-, Grün- und Beigetönen ersetzt worden waren. Entgegen den entmutigenden Nachrichten, die mich seit meinem früheren Besuch aus Iran erreicht hatten – wie das massive Vorgehen gegen die liberale Presse und Verhaftungen von liberalen Politikern –, hatte sich das Bild auf den Straßen deutlich aufgehellt. Zwar waren die Menschen enttäuscht über das Unvermögen des moderaten Präsidenten Khatami, so viele Reformen durchzusetzen, wie sie sich irgendwie erhofft hatten, dennoch schienen sie besserer Stimmung zu sein als zuvor. Ich hatte den Eindruck, jeder besitze auf einmal ein Handy und surfe im Internet. Die Straßen von Teheran waren gesäubert, viele der früher allgegenwärtigen Wandmalereien mit Darstellungen von Märtyrern des iranisch-irakischen Krieges waren entfernt worden, und es hielten sich mehr Leute aus dem Westen in der Stadt auf.

In den Obstplantagen von Rojeens Familie wuchsen Äpfel und Aprikosen, so weit das Auge reichte. Ihr Vater war reich gewesen. Doch Rojeen und ihre Schwestern hatten, weil die Familie keine Söhne hervorgebracht hatte, entsprechend den islamischen Gesetzen nur 50 Hektar seines Grundbesitzes geerbt. Die übrigen 50 Hektar waren an männliche Verwandte gefallen. »Es ist trotzdem gut so, weil wir genug haben, aber psychologisch ist es schlecht«, sagte Rojeen.

Neben den Obstgärten befand sich, wie eine Tafel in der Nähe verriet, das »Farhri-gae Steinmausoleum«, allerdings wäre »Faqraqa«

die passendere Umschreibung. Das war eine der Sehenswürdigkeiten von Mahabad, die man einfach gesehen haben muss, doch als ich am folgenden Abend – mit anderen Begleitern, weil Rojeen arbeiten musste – dorthin fuhr, schien es zunächst gar nichts Bemerkenswertes zu sehen zu geben. Nachdem wir unser Auto an der unbefestigten Straße abgestellt hatten, liefen wir fast zwei Kilometer über ein Feld, das mit scharfen, spitzen Gräsern bewachsen war. Der Mond ging auf, und ich schimpfte insgeheim, als ich im Halbdunkel einen immer steileren, mit Kuhlen und Steinen übersäten Hügel hinaufstolperte. Dann tauchten die uralten Gräber plötzlich vor uns auf, drei schwarze Löcher und darüber aufragende Säulen – faszinierend, geheimnisvoll, unbegreiflich. Die Gräber stammen wahrscheinlich aus der frühen Zeit der Meder, eines Volkes, das etwa 800 bis 500 v. Chr. in dieser Region lebte. Einst beherrschten die Meder ein Gebiet, das sich vom Kaspischen Meer im Norden bis zum Zagros-Gebirge im Süden und der ehemaligen assyrischen Hauptstadt Ninive im Westen erstreckte – kurz gesagt, das Land der Kurden. Viele Kurden glauben, dass die Meder ihre direkten Vorfahren sind, womit die Gräber von Faqraqa eine der ältesten kurdischen Sehenswürdigkeiten wären.

In Mahabad gab es einen Kreisverkehr, der unter Kurden noch immer Chowar Chira genannt wird, das heißt auf Kurdisch »vier Lampen«, wegen der Laternen, die einst an den Ecken des Platzes standen, obwohl er offiziell in Shahradari, beziehungsweise »Gemeinde«, umbenannt wurde. Der Kreisverkehr, an dem es jedoch nichts zu sehen gab, markierte einen weit jüngeren – und sehr legendären – historischen Ort der Kurden. Hier hatte am sonnigen Morgen des 22. Januar 1946 ein drahtiger Mann in russischer Uniform und mit leuchtend weißem Turban auf dem Kopf ein hölzernes Podest bestiegen. Vor ihm hatte sich eine Menge sowohl von

traditionell gekleideten Stammesangehörigen und Oberhäuptern als auch von Politikern und Geschäftsmännern in dunklen Anzügen versammelt, während die Frauen von den nahen Häuserdächern aus zusahen. Der Mann, Qazi Mohammed, hob zu seiner Rede an: Die Kurden seien ein eigenständiges Volk mit eigenem Land und einem mächtigen neuen Verbündeten (die Sowjetunion), sie hätten das gleiche Recht auf Selbstbestimmung wie alle anderen Nationen, sagte er. Dann rief er offiziell die autonome Kurdenrepublik aus, und 300 Schuss Salut wurden abgefeuert.

Vierzehn Monate später wurden Qazi Mohammed, sein Bruder und ein Cousin im Dunkel der Nacht von iranischen Schergen im Chowar Chira gehängt. Keiner der in der Nähe Wohnenden hatte bis zum Morgengrauen irgendetwas davon mitbekommen. Die Exekutionen versetzten der Stadt einen solchen Schock, dass Mahabad die folgenden 30 Jahre politisch nicht mehr zur Ruhe kam.

Kurz nach meiner Abreise aus Mahabad sah ich auf dem Rückweg aus dem iranischen Kurdistan nach Teheran selbst drei gehängte Männer – eine seltsame und zufällige Erinnerung an 1946. Als ich mit dem Nachtbus in die Hauptstadt fuhr und im Morgengrauen nichts ahnend einen Vorhang zur Seite schob, sah ich eine reglose Gestalt am Ausleger eines Krans hängen. Zuerst traute ich meinen Augen nicht: Sie sah wie eine Stoffpuppe mit einem Schopf dunkler Haare und einem langärmligen Hemd aus, hing jedoch ruhiger und schwerer, als zu vermuten war. Dieser Mann und seine Freunde waren gehängt worden – heutzutage in der Islamischen Republik eine seltene Strafe, die früher jedoch häufig verhängt wurde –, weil sie als Zuhälter die Prostitution gefördert hatten: ein besonders schwerer Verstoß gegen die *sharia*. Der Nebel des frühen Morgens dämpfte die Szene, hob sie aber zugleich hervor, ließ die Details als exemplarisch erscheinen und zeichnete ein Bild der menschlichen Grausamkeit, das mir zusetzte und mich noch immer umtreibt.

Für das kurdische Volk hat die Kurdenrepublik von Mahabad von 1946 enorme Bedeutung. Sie markiert den einzigen tatsächlichen Augenblick in jüngerer Zeit, in dem die Kurden beinahe wirklich die Kontrolle über ihre eigene Regierung und Verwaltung erlangten. Selbst das halbautonome irakische Kurdistan der neunziger Jahre – das von westlicher Luftüberwachung und dem UN-Programm *Oil for Food* abhing – lässt sich damit nicht vergleichen, zumindest nicht in der Einschätzung der Kurden.

Die Republik von Mahabad wurde in den turbulenten Jahren am Ende des Zweiten Weltkriegs ausgerufen, als die Russen den Nordiran und die Briten den Süden besetzt hielten. Aufgrund seiner Sympathien für die Nazis war Reza Schah gezwungen worden, zu Gunsten seines Sohnes, Mohammed Reza, abzudanken. Im Herbst 1942 gründete in Mahabad eine Gruppe von Kurden mit Hilfe der politisch erfahreneren irakischen Kurden der Hewa-Partei eine moderne nationalistische Partei: Komala. Drei Jahre später unterstützten die Russen die Kurden in ihrem Wunsch nach einem autonomen Staat, und aus der Komala, der sich Mitglieder der Hewa und anderer Gruppen angeschlossen hatten, wurde die Demokratische Partei Kurdistans, Vorläufer der heutigen KDP im Irak und der Kurdischen Demokratischen Partei des Iran (KDPI).

Zum Präsidenten der neuen Republik wurde der aus einer führenden Familie Mahabads stammende Qazi Mohammed gewählt, der wie viele seiner Vorfahren Richter des islamischen Rechts war und sowohl eine religiöse als auch eine informelle weltliche Bildung genossen hatte. Er war ein entschlossener, charismatischer und geselliger Mann, der im reifen Alter eine geschiedene Frau geheiratet hatte – in der damaligen Zeit höchst unkonventionell – und dessen Haus häufig als Zufluchtsort für jene diente, die vor dem Zorn ihrer Familien, vor Stammesführern oder den iranischen Behörden flohen.

Die junge kurdische Republik wurde von einer kleinen Armee von 1200 Mann aus der direkten Umgebung und von einer größeren Gruppe von Stammesangehörigen von außerhalb unter der Kontrolle ihrer traditionellen Führer verteidigt. Der bekannteste unter ihnen war Mullah Mustafa Barzani, der ein Kontingent von 1200 *peshmerga* anführte, welche ihre Fähigkeiten in jahrelangen Kämpfen im Irak erprobt hatten. Zufällig waren Barzani und seine Kämpfer zusammen mit ihren Familien in Folge ihrer Revolte von 1943 bis 1945 gerade aus dem Irak vertrieben worden.

Die Mahabad-Republik strebte die Kontrolle über das ganze iranische Kurdistan an, doch ihr Einfluss reichte nicht bis zur wichtigen kurdischen Stadt Sanandaj und anderen Regionen im Süden, die weiter unter iranischer Herrschaft blieben. Und auch in Mahabad unterstützten nicht alle die Idee eines autonomen kurdischen Staates. Zu den weniger Begeisterten zählte der Großvater meiner Freundin Rojeen, Patriarch einer einflussreichen Mahabader Familie, der auch einer der Ersten war, die sich nach dem Fall der Republik den Iranern unterwarfen.

Während der Mahabad-Republik veröffentlichten die Kurden ihre eigenen Zeitungen und Zeitschriften, bauten einen Radiosender auf, beschlossen einen kurdisierten Lehrplan für die Schulen, gründeten ein kurdisches Theater und überlebten dank Landwirtschaft, Steuern – und Schmuggel. Die Stadtbewohner durften Waffen tragen, und die Sowjets verzichteten darauf, ihren Einfluss auszuüben.

Aber die hoffnungsvollen Tage der kurdischen Republik währten nur kurz. Im Laufe des Jahres 1946 bereiteten sich die Russen allmählich darauf vor, ihre Kriegsallianz mit den Briten und Amerikanern aufzukündigen. Weil sie beschlossen, lieber für eine prosovjetsche Einstellung im Iran zu sorgen, verließen sie Mahabad. Als sie sich aus der Region zurückzogen, überließen sie es den Kurden,

sich selbst zu verteidigen. Am 16. Dezember, elf Monate nach Ausrufung der Unabhängigkeit, gab sich Qazi Mohammed den Iranern kampflos geschlagen. Das Gebiet von Mahabad wurde entwaffnet, das Unterrichten der kurdischen Sprache verboten, und alle kurdischen Bücher wurden verbrannt. Schon drei Monate später trat Mullah Mustafa seinen legendären Rückzug nach Russland an, und Qazi Mohammed, sein Bruder und sein Cousin wurden gehängt.

Während meines Aufenthalts in Mahabad wohnte ich bei Ahmad Bahri, dem Herausgeber der Zeitschrift *Mahabad*, und seiner Familie. Sie lebten in einem dunklen, aber geräumigen Haus am Stadtrand, was mich an die Forschungsreisende Isabella Bird (keine verwandtschaftlichen Beziehungen) denken ließ, die aus einer anderen Richtung in die Stadt gekommen war. Bird, die die Region 1890 im Alter von 60 Jahren erkundete, hatte eine falsche Abzweigung genommen und fand sich »auf einem Hügel über der Stadt, nicht unter den Lebenden, sondern den Toten. Eine solche Stadt der Toten habe ich noch nie gesehen. Ich ritt eine ganze Stunde hindurch, ohne ihr Ende zu erreichen. Fünfzigtausend Grabsteine ... Unheimlich, melancholisch und schrecklich übel riechend.«

Eines Abends arrangierte Herr Bahri mir zuliebe ein Treffen mit Mahabads literarischer Elite. Er sagte, die Stadt sei beinahe ebenso bekannt für ihre Schriftsteller wie für ihre Politiker. Die kurdische Republik von Mahabad hatte zwei modernen Autoren, Abd al-Rahman Hejar und M. Hemin, zu Ruhm verholfen und in der Stadt eine literarische Bewegung ausgelöst, die noch immer anhielt.

Zwei übergroße Aquarellporträts von Hejar und Hemin dominierten das Wohnzimmer der Bahrís. Herr Bahri und zwei seiner Gäste – Frau Jaferi und Herr Ashti – hatten bei Hemin studiert. Außerdem war an diesem Abend ein Herr Khosrow anwesend, ein irakischer Kurde, der seit Jahren in Mahabad lebte.

Herr Bahri war Fachmann für kurdische Volkssagen, von denen es in der Region Mahabad dank ihrer historischen Isolation besonders viele gab, wie er sagte. Mahabad war die Heimat der Mukrier, eines mächtigen Verbundes von Stämmen, und Herr Bahri hatte in den vergangenen 20 Jahren über 200 Kassetten mit Volkssagen aufgenommen, die von deren Geschichtenerzählern und Troubadouren erzählt oder gesungen wurden.

Als Herr Bahri davon berichtete, dachte ich, dies sei die Art von Forschung, die im Irak dringend nötig wäre – vor allem, als er mir antwortete, dass er mich zu keinen traditionellen Geschichtenerzählern oder Troubadouren mehr führen könne. Es gebe keine mehr.

Wir unterhielten uns eine Weile über kurdische Literatur. Die Moderne und Postmoderne und ihr Fehlen in kurdischen Schriften schienen unter den Anwesenden ein Lieblingsthema zu sein. Auch beklagten sie die geringe Zahl an kurdischen Romanen, da die kurdische Literatur traditionell Lyrik bedeutet – die auch im ganzen Iran die verbreitetste literarische Form ist, wo sogar Analphabeten in Dörfern lange Gedichte auswendig aufsagen können.

Die Autoren schlossen sich eher den pessimistischen Ansichten von Herrn Valadbaigy in Teheran an als jenen positiven von Herrn Ghazi in Urumieh. Die Publikationsbedingungen seien noch lange nicht zufrieden stellend. »Um veröffentlichen zu können, unterwerfen wir uns alle der Selbstzensur«, erklärte Herr Bahri. Außerdem waren alle vier der Meinung, dass die jüngst gestiegene Zahl an kurdischen Zeitschriften irreführend sei, da viele vom islamischen Regime finanziert und damit vielleicht genutzt würden, um die Kurden von strittigeren Themen abzulenken.

»Das Leben hier ist nicht gut, aber auch nicht schlecht«, sagte Frau Jaferi, und fasste in einem Satz zusammen, was ich im iranischen Kurdistan häufig gehört hatte, was aber meiner Meinung

nach dem irakisch-kurdischen Ausspruch »This is life« widersprach, der so oft auf die Beschreibung einer Gräueltat folgte. Beide Sätze beinhalteten endloses Leid und stoisches Erdulden, aber der eine war gedämpft, der andere ein Aufschrei.

Eines Nachmittags nahm mich Frau Jaferi zu einer kurdischen Hochzeit mit, zur dritten, an der ich in Kurdistan teilnahm – eine geringe Zahl angesichts der langen Zeit, die ich dort verbrachte und der großen Bedeutung, die Hochzeiten in der kurdischen Kultur haben.

Bei der ersten Hochzeit war ich zusammen mit meiner Gastfamilie in Dohuk gewesen. Sie fand in einer der riesigen modernen Hallen statt, die überall im irakischen und iranischen Kurdistan speziell zu diesem Zweck erbaut wurden. Dennoch herrschte Gedränge, und die Band hatte die Lautstärke derart aufgedreht, dass einem die Ohren weh taten. »Entsetzlich«, sagten meine Begleiter, als wir, nachdem wir die Familie hastig beglückwünscht hatten, davoneilten.

Die zweite Hochzeit hatte in Sulaymaniyah stattgefunden. Das war eine außergewöhnliche Massenveranstaltung gewesen, die mit professionellen Tänzern und Musikkapelle in einem Sportstadion abgehalten wurde. 50 aus armen Familien stammende Paare hatten gleichzeitig geheiratet, um die Kosten der Hochzeit zu senken – eine hervorragende Idee, wie ich fand, da die traditionelle kurdische Hochzeit fast unerschwinglich geworden ist. Die Bräute trugen westliche weiße Hochzeitskleider, die Männer dunkle Anzüge und Blumen im Knopfloch. Sie boten einen schönen Anblick, als sie in den langen goldenen Strahlen der Nachmittagssonne tanzten. Die PUK hatte das Ereignis gesponsert und jedem Paar sogar eine kleine Summe geschenkt.

Was die Hochzeit in Mahabad betraf, so wurde ich gebeten, mich traditionell kurdisch zu kleiden – eine Bitte, an die ich mich inzwi-

schen gewöhnt hatte. Überall in Kurdistan wollten die Leute mich in ihrer traditionellen Kleidung sehen und fotografieren. Einige Trachten, die ich anprobierte, waren Alltagskleider, doch meist wurde mir ein kunstvolles buntes Gewand aus glänzendem Stoff, Brokat und Pailletten gereicht. Es machte mir nie etwas aus, für meine Gastgeber zu posieren – das war ein geringer Preis für ihre großzügige Gastfreundschaft –, aber ich war immer froh, wenn ich die fremden Kleider wieder ausziehen durfte.

Das Kleid in Mahabad war ganz anders als die, die ich bis dahin angezogen hatte. Es handelte sich um ein langes, einteiliges Kleid, das mit einem kapuzenartigen Schal um den Hals und einer breiten Schärpe um die Hüften getragen wurde. Bei jüngeren, schlanken Frauen sah die Schärpe umwerfend aus, da sie deren schmale Taille betonte, aber bei Molligeren wirkte sie unvorteilhaft.

Die Hochzeit wurde von Qazi Mohammeds Familie, noch immer eine der führenden von Mahabad, ausgerichtet, und als Nasrin Jaferi und ich um 14 Uhr ankamen, herrschte auf dem Gelände bereits großes Gedränge. Das Hauptgebäude war unterteilt worden – die Männer saßen auf der einen Seite auf dem Boden, die Frauen auf der anderen –, und es war ein ständiges Hin und Her durch die weit offen stehenden Türen. Die meisten Frauen trugen traditionelle, bunte Kleider und viel Goldschmuck, aber einige jüngere Frauen hatten T-Shirts und Jeans an. Etwa die Hälfte der Männer trug dunkle westliche Anzüge, die anderen waren traditionell gekleidet, und nur wenige der älteren Männer hatten einen Turban auf.

Wir waren gerade rechtzeitig zum Mittagessen angekommen, und nach der Begrüßung mit drei Küsschen auf die Wangen, wie es kurdischer Brauch ist, nahmen uns junge Frauen bei der Hand und führten uns in die Mitte der Frauenseite, wo uns die anderen irgendwie Platz machten. Männer, die riesige silberfarbene, reichlich beladene Tablett balancierten, schlängelten sich durch die Menge

und servierten Kebab, Reis, Gemüse und einen dicken iranischen Eintopf, der *ash* heißt.

Die meisten Frauen um uns herum waren jünger als 30, sehr geschminkt, und sie trugen leuchtend bunte Kleider, aber kein Kopftuch. Sie musterten mich neugierig.

»Welche von uns halten Sie für die Hübscheste?«, fragte eine dunkelhaarige Schönheit in einem feuerroten Kleid mit schwarzer Kapuze aus Chiffon und passender Schärpe. Neben ihr saß eine etwas ältere blonde Frau mit langem goldenem Ohrschmuck, die in ihrem cremeweißen Kleid hinreißend aussah.

Diese Frage ließ sich nun wirklich nicht beantworten.

Nach dem Essen zogen wir ins Freie hinaus, wo unter den Bäumen für ein Beisammensein, zum Teetrinken und Tanzen, Dutzende roter Plastikstühle aufgestellt waren. In der Mitte saßen zwei strahlende Frauen mittleren Alters aus Qazi Mohammeds Familie, die mich überschwänglich begrüßten. Eine kleine Musikgruppe spielte auf, während Angestellte mit Teetablets und riesigen Eisblöcken, die sie in große Wasserkühler aus Metall warfen, hin und her eilten. Braut und Bräutigam waren noch nicht da; die Braut sollte später kommen, so gegen 20 Uhr, doch dann würden Nasrin und ich bereits wieder gegangen sein. Es war der zweite Tag einer traditionellen kurdischen Hochzeit, der Zeitpunkt, an dem sich die Braut von ihrer Familie verabschiedet und ins Haus des Bräutigams zieht.

Die Musik hob an, und der Tanz begann. Zunächst war die Reihe kurz, wurde aber stetig länger, da sich immer mehr Leute an den Händen fassten. Wir führten einen beliebten Tanz namens *saypah* auf, was »drei Schritte« bedeutet. Ich hatte ihn im Irak gelernt und schätzte inzwischen seinen langsamen, einfachen Rhythmus, der hypnotisierend und beruhigend ist, wenn sich die Reihe der Tänzer minutenlang im Kreis dreht und alle nahe zusammenrücken, alle akzeptiert, alle geschützt sind, keiner ausgeschlossen wird.

Als ich eine Pause einlegte, gesellten sich mehrere Männer zu mir, um über Politik zu reden – worüber sonst? Die Männer sagten voraus, dass die iranischen Kurden eines Tages in naher Zukunft einen halbautonomen Staat in einem föderalen Iran haben würden. Sobald Saddam Hussein entmachtet und im Irak auch ein solches System errichtet sei, sei es nur noch eine Frage der Zeit, bis dort das Gleiche erreicht würde. Und wie sah es mit einem unabhängigen Großkurdistan aus? Die Männer schüttelten die Köpfe. Zum einen seien die iranischen Kurden zu gut integriert, außerdem hätten die Kurden gar nicht die wirtschaftliche oder militärische Macht, einen eigenen Staat zu unterhalten.

Der jüngste der Männer, ein Medizinstudent in *shal u shapik*, sagte daraufhin, er hoffe, die Vereinigten Staaten würden den Irak bald bombardieren. Alle anderen widersprachen ihm, einige sehr heftig. Sie wollten, dass Saddam verschwindet, aber nicht, wenn dies das Eingreifen der Vereinigten Staaten bedeutete. Ich stellte fest, dass die iranischen Kurden im Gegensatz zu den irakischen der amerikanischen Außenpolitik und ihren Absichten zutiefst misstrauen.

Der Dichter Hemin schreibt in seinen Versen, die noch heute im iranischen Kurdistan gelesen werden:

Ihr Jungen! *Peshmerga*! Ihr Mutigen! Furchtlosen!
Ihr nehmt das Schwert, wir spitzen die Feder!
Mit Gottes Hilfe entreißen wir den Händen von Fremden
Das reine kurdische Heimatland ...

Glücklich, wer sich Türke nennen kann

Der Raum war dunkel und etwas muffig. Der Abend dämmerte, die Geräusche von der Straße wurden schwächer. Die fünf oder sechs Frauen mittleren Alters trugen weiße Musselin-Kopftücher mit gestickter Borte, sie saßen um mich herum und beugten sich auf ihren Stühlen ein wenig nach vorn. Ihre Kopftücher verliehen ihnen ein engelhaftes Aussehen, doch ihre Blicke wirkten gehetzt.

Eine nach der anderen stand auf und ging im Raum umher, als würden sie Geschichten am Lagerfeuer erzählen. Nezahat begann damit, nachdem sie sich eine Zigarette angezündet hatte, und bevor sie mit ihrer Geschichte zu Ende war, zündete sie sich eine zweite an.

Sie war mit ihrer Familie aus dem Heimatdorf nach Diyarbakir gezogen, der inoffiziellen kurdischen Hauptstadt im Südosten der Türkei – Jahre bevor die Kämpfe zwischen den Kurden und den Türken begannen. Sie fanden am Rande der Stadt einen Platz, wo sie wohnen konnten, und verdienten ihren Lebensunterhalt mit einem Laden. Da kam die älteste Tochter mit der Politik in Berührung. Mit zwölf Jahren musste die Kleine mit ansehen, wie türkische Milizen zwei Nachbarn kaltblütig niedermähten – ein Anblick, den sie nie vergaß. Als sie 19 war und der PKK-Führer Abdullah Öcalan verhaftet wurde, verbrannte sie sich aus Protest – zu Hause! Außer ihrer Mutter war sonst niemand im Haus, und die konnte sie nicht retten. Ihre Tochter war von Flammen umhüllt. Sie brachte sie zwar eilends ins Krankenhaus, aber es war zu spät. 40 Tage darauf »war sie eine Märtyrerin«. Nezahats Gesicht war ausdruckslos, aber ihre Hände zitterten, als sie sich die dritte Zigarette anzündete.

Dann war Seniha an der Reihe: Ihr Sohn war mit 15 zur PKK gegangen, und ein Jahr später war er ein Märtyrer, erzählte sie. Er starb in Lice, einer Stadt gleich außerhalb von Diyarbakir, die 1993 von türkischen Streitkräften nahezu eingeebnet wurde: ein Vergeltungsüberfall nach einem PKK-Angriff. Er wurde zusammen mit zwölf Schulfreunden getötet. Sie hatten sich alle der PKK angeschlossen und wurden vermutlich gemeinsam in einem Massengrab beerdigt. Sie und die anderen Mütter erfuhren erst sieben Monate später vom Tod ihrer Söhne, und dann war es zu spät, teilten die Behörden mit, um das Grab zu finden oder die Leichen der Jungen heimzuholen.

Sakine hatte fünf Söhne gehabt. Einer starb im Gefängnis infolge eines Hungerstreiks, mit dem er gegen die dortigen Haftbedingungen protestiert hatte, einer wurde im Kampf für die PKK getötet, und einer starb bei einem Verkehrsunfall. Ein weiterer wurde 1979 verhaftet, gefoltert und wiederholt »mit Stöcken vergewaltigt«, wie sie sagte. 1992 kam er frei und floh zehn Tage später in die Berge, um weiterzukämpfen, weil er angeblich die Ruhe nicht aushalten konnte. Seitdem hatte sie nichts mehr von ihm gehört. Ihr Mann verbot ihr, die Söhne im Gefängnis zu besuchen; er behauptete, anständige Frauen suchen keine Gefängnisse auf. Als sie nicht gehorchte, ließ er sich scheiden. Nun hatte sie nur noch einen Sohn zu Hause, und sie sorgte sich sehr um ihn. Wie würde sie ihm Sicherheit geben können?

Diese Frauen nannten sich Friedensmütter und versuchten, mit türkischen und mit anderen kurdischen Müttern Verbindung aufzunehmen, die ihre Liebsten im Bürgerkrieg verloren hatten. »Alles, was wir wollen, ist Frieden«, sagte eine der Frauen in dem nun fast dunklen Raum. Von draußen kamen keine Geräusche mehr, aber neben mir weinte jemand.

Das türkische Kurdistan ist ein Geisterland. Ich spürte das sogleich, als ich ankam, und das Gefühl hielt noch lange an. Der kurdisch-türkische Bürgerkrieg mag vorüber sein, aber seine Tritte hallen noch immer in den Straßen wider, überfallen einen rücklings wie die Kugeln von Mördern. Die Geister von Opfern werden noch immer in Autos gezerzt oder in Reihen aufgestellt, um erschossen zu werden. Dörfer aus der Erinnerung brennen noch immer, unsichtbare junge Männer und Frauen sterben weiterhin. Und eine andere Art von Gespenstern gibt es hier – äußerlich lebendig, aber innerlich tot. Sie leben in den großen Elendsvierteln der Städte, denn ihre Häuser und Dörfer wurden zerstört, ihre Liebsten sind verschwunden.

Der kurdisch-türkische Bürgerkrieg wütete im Südosten der Türkei von 1984 bis 1999. Er war eines der schlimmsten Ereignisse im späten 20. Jahrhundert, die von der Berichterstattung übergangen wurden. In seinem langen, üblen Verlauf wurden etwa 37 000 türkische Soldaten, kurdische Guerillakämpfer und Zivilisten getötet, bis zu drei Millionen Kurden waren schließlich wohnsitz- und heimatlos, und mehr als 3000 kurdische Dörfer wurden zerstört – etwa so viele wie im Nordirak. Doch die ganze Zeit über – und auch heute noch, da die Folgen des Krieges und die Missachtung der Menschenrechte fortauern – nimmt die Welt kaum Notiz davon.

Die Saat des kurdisch-türkischen Bürgerkrieges wurde schon bald nach der Gründung der modernen Republik Türkei gelegt. Nach dem Zusammenbruch des Osmanischen Reiches und dem Ersten Weltkrieg befanden sich die Türken in einer gedemütigten Lage; die Alliierten planten, ihr Gebiet aufzuspalten, und versprachen verschiedenen Völkern einzelne Landesteile. Einige der besten Stücke von Anatolien, dem türkischen Stammland, sollten an christliche Völker vergeben werden, während die muslimischen Türken in einen kleinen, ziemlich unfruchtbaren Landstrich ohne

Zugang zum Meer verbannt worden wären. Es wurde sogar darüber gesprochen, den Kurden ein Territorium zu geben.

Als es kaum noch schlimmer kommen konnte, wurde es schlimmer. Die Griechen nahmen mit britischer Unterstützung Smyrna (heute Izmir) ein, wo es einen großen Anteil griechischer Bürger gab, und rückten weiter nach Osten vor. Für die Türken brachte dies das Fass zum Überlaufen. Die Vorstellung, dass ehemals von der Türkei unterjochte Völker jetzt ihr Gebiet bewohnen könnten, rüttelte sie auf und scharte sie hinter dem Osmanen-General Mustafa Kemal zusammen, der sich zuvor in den Dardanellen-Kämpfen ausgezeichnet hatte. Sie führten 1919 bis 1922 den türkischen Unabhängigkeitskrieg und hatten am Ende erfolgreich die Briten, Franzosen und Griechen aus ihrem Gebiet vertrieben.

Mustafa Kemal stieg nicht nur zum Nationalhelden auf, sondern »Atatürk« (der »Vater der Türken«) wurde zu einer gottähnlichen Gestalt und herrschte autoritär bis zu seinem Tod 1938. Als verwestlichter Karriereoffizier setzte er 1923 bei den Alliierten den Vertrag von Lausanne durch, der die Republik Türkei begründete. Dann beförderte er sein bankrottetes Land so schnell wie möglich ins 20. Jahrhundert. Er verbot den islamischen Schleier, ersetzte das arabische Alphabet durch das lateinische und baute eine widerstandsfähige moderne Wirtschaft auf. Die neue Republik baute auf demokratischen Grundsätzen auf, sie hatte Parlament und Verfassung; aber das autoritäre Vermächtnis des Osmanischen Reiches lauerte noch in allen Winkeln. Kemal wurde als Retter verehrt, und die meisten Türken waren glücklich, dass ihr neuer Präsident die allumfassende Macht an sich riss.

Anfangs unterstützten die Kurden Kemal und kämpften mit seinen Truppen im Unabhängigkeitskrieg. Sie fühlten sich durch den Vertrag von Lausanne ermutigt, der alle Bürger der neuen Republik als gleich vor dem Gesetz erklärte, »ohne Unterschied der Geburt,

nationalen Herkunft, Sprache, Rasse oder Religion«. Aber schon 1922 schaffte Kemal die alte Sultansherrschaft ab, auf die sich die Autorität der *aghas* gestützt hatte. Und 1924 begann er einen gnadenlosen Kampf zur Anpassung der Kurden.

Sein Ziel war es, einen unzerstörbaren Nationalstaat mit einer monolithischen türkischen Identität zu schaffen, der niemals von fremden Mächten auseinander gerissen werden könnte. Zu diesem Zweck leugnete er die Existenz der größten Minderheit des Staates, die ein Fünftel seiner Bevölkerung bildete. Die einzigen Minderheiten, die er anerkannte, waren kleine nichtmuslimische Gruppen. Am 3. März 1924 wurden alle kurdischen Schulen, Vereinigungen, Veröffentlichungen und religiösen Einrichtungen verboten, der Gebrauch der kurdischen Sprache vor Gericht und in Regierungsbehörden wurde untersagt, und das Wort »Kurdistan« wurde aus allen offiziellen Dokumenten getilgt. Kurdische Kleidung, Musik, ja selbst kurdische Namen wurden geächtet, und – das war das Unglaublichste – man erklärte die Kurden zu »Bergtürken, die ihre Sprache verlernt haben«. Kurden, die sich nicht mehr als Kurden bezeichneten, konnten in der türkischen Regierung und Gesellschaft Karriere machen, was auch oft geschah. Aber jeder Kurde, der es wagte, seine – oder ihre – wahre Identität zu erkennen zu geben, riskierte Verhaftung, Folter und Gefängnisstrafen. Noch 1979 wurde ein ehemaliger Bauminister, der erklärt hatte: »In der Türkei gibt es Kurden. Und ich bin auch ein Kurde«, zu zwei Jahren und vier Monaten Gefängnis mit Zwangsarbeit verurteilt.

Der 3. März 1924 brachte auch die Abschaffung des islamischen Kalifats und verwandelte die Türkei in einen weltlichen Staat. Dadurch wurde das religiöse Band, das Kurden und Türken über Jahrhunderte vereint hatte, durchtrennt. Viele Muslime – Türken wie Kurden – waren zutiefst gekränkt. Sie hatten sich nicht am Unabhängigkeitskrieg beteiligt, um in einem säkularisierten Staat zu leben.

Die Ereignisse von 1924 führten zur ersten Revolte türkischer Kurden unter der Führung von Shaikh Said von Piran. Der *shaikh* und seine Streitkräfte bemächtigten sich eines Drittels des türkischen Kurdistan, bevor türkische Truppen den Aufstand niederschlugen. Shaikh Said und Dutzende anderer wurden gehängt, Tausende von Zivilisten getötet, weitere Tausende deportiert und Hunderte von Dörfern niedergebrannt. Damit war ein Maß für die Grausamkeiten in den türkisch-kurdischen Beziehungen geschaffen worden.

Atatürk versuchte, die Kurden weiter in die Bedeutungslosigkeit zu treiben, indem er durch einen türkischen Geschichtsmythos »bewies«, dass angeblich alle Kulturen der Welt von den Türken begründet worden seien und dass sich alle Sprachen von der »Sonnen-sprache« ableiteten, deren unmittelbarer moderner Nachkomme – natürlich! – das Türkische war. Das Kurdische besäße, so wurde behauptet, nur 800 Wörter und sei deshalb keine richtige Sprache. Das Wort »Kurde« komme vom knirschenden Geräusch des zusammengetretenen Schnees – *kurd, kurd, kurd* –, das die frühen Türken machten und hörten, wenn sie durch den Schnee der Berge des Südostens stapften. Viele Türken, die noch immer unter den Demütigungen des frühen 20. Jahrhunderts litten, griffen begierig nach derlei absurden nationalistischen Theorien, die sogar in den Schulen gelehrt und noch Jahre nach Atatürks Tod propagiert wurden. Chauvinistische Sprüche wie »Ein Türke ist das ganze Universum wert« flossen in die Begriffsbestimmung eines loyalen Staatsbürgers der Türkei ein.

Das Leben im türkischen Kurdistan wurde in den fünfziger Jahren nach den ersten freien, allgemeinen Wahlen etwas besser. 1960 entmachtete ein Militärputsch die autoritäre Zivilregierung und führte eine neue, liberale Verfassung ein, die dem Land mehr Demokratie verschaffte als je zuvor. Die neue Verfassung sah aber auch

den Nationalen Sicherheitsrat vor, der sich aus einer gleichen Zahl militärischer und ziviler Mitglieder zusammensetzte und dem ein Viersternegeneral vorstand. Der Sicherheitsrat hatte das Recht einzuschreiten, wenn er befand, dass eine zivile Regierung außer Kontrolle geriet. Das war schließlich 1971 und 1980 mit zwei legalen Militärputschen der Fall.

Die sechziger Jahre waren ein unruhiges Jahrzehnt für die Türkei. Linke Studenten und andere Radikale organisierten große Demonstrationen gegen die Regierung, die zu Massenverhaftungen führten. Der Staatsstreich von 1980 brachte die übelsten Verletzungen der Menschenrechte. Die gewaltsamen Auseinandersetzungen zwischen linken und rechten Radikalen hatten seit 1978 über 5000 Tote gefordert, und der Staatsstreich führte nun zur Annahme einer weiteren neuen Verfassung. Jetzt wurde die Macht des Militärs institutionalisiert, bürgerliche Freiheiten wurden drastisch beschnitten, alle politischen Parteien verboten. Das Militärregime verstärkte alsbald grausam die Ächtung der kurdischen Sprache, schickte Truppen in den Südosten und ließ Zehntausende »politisch Verdächtiger« festnehmen und verhören.

Was die türkischen Behörden unterdessen übersahen: Die Geschichte der türkischen Kurden trat in ein neues Stadium ein. Abdullah Öcalan und seine Anhänger hatten die Kurdische Arbeiterpartei PKK gegründet. Ein tragischer Bürgerkrieg zog auf.

Meine Reise durch das türkische Kurdistan begann nicht im Südosten der Türkei, dem traditionellen Stammland der Kurden, sondern im Nordwesten im bunt schillernden und kultivierten Istanbul – einst Konstantinopel, davor Byzanz –, denkbar weit entfernt von Kurdistan. Und doch ist Istanbul auch die größte kurdische Stadt der Welt mit zwei Millionen Kurden in der Stadtbevölkerung von zwölf Millionen. Als die Vertreibung aus ihren Dörfern in den zwan-

ziger Jahren des letzten Jahrhunderts begann, wanderten viele Kurden nach Istanbul und andere Städte im Westen ab. Das Rinnsal schwoll in den sechziger und siebziger Jahren zum Strom an – zu meist aus wirtschaftlichen Gründen – und wurde infolge des Bürgerkriegs in den achtzigern und neunziger Jahren zur Flut. Etwa ein Drittel der 14 Millionen türkischen Kurden – also 20 Prozent der türkischen Gesamtbevölkerung von 70 Millionen – leben jetzt in den westlicheren Städten Ankara, Adana, Mersin, Izmir und Istanbul.

Die meisten neueren kurdischen Migranten in Istanbul sind ungebildet, können kein Türkisch und sind hoffnungslos arm. Man muss der Türkei allerdings zugute halten, dass viele der Migranten, die in den sechziger und siebziger Jahren kamen, inzwischen zur gediegenen Mittelschicht gehören und dass ihre Kinder eine ordentliche Ausbildung haben und in qualifizierten Berufen arbeiten. Diese türkischen Kurden haben sich in die in der Türkei vorherrschende Lebensweise eingefügt und leben – in viel größerer Zahl als etwa im Iran assimilierte iranische Kurden – wie urbane Bewohner anderer moderner Hauptstädte mit all dem üblichen Drumherum: Computer, Mobiltelefone, Nachtleben, Musik, ungezwungene sexuelle Beziehungen, westliche Mode.

In Istanbul wohnte ich bei einer solchen kurdischen Familie aus der Mittelschicht, die in einem hübschen Viertel am Stadtrand lebte. Die Eltern – Elif und Yakup Sevinc – kamen ursprünglich aus einem Dorf der Region Bingol, einer kargen kurdischen Provinz im Norden. Sie waren vor 30 Jahren in die Hauptstadt gezogen. Elif konnte lediglich Kurdisch sprechen, als sie ankamen, und Yakup konnte nur das elementare Türkisch, das er beim Militär gelernt hatte. Und doch waren sie bemerkenswert weit gekommen, sie bewohnten nicht nur eine schöne, neue Wohnung, sondern waren auch die stolzen Eltern von drei gut ausgebildeten Söhnen: Ali war Wirtschaftswissenschaftler und lebte mit seiner eigenen Familie in der Nähe;

Attila, der sich jetzt auch Alan nannte, war nach New Jersey ausgewandert; Aydin studierte noch.

Ali und sein Cousin Sheri, der Architekt war und auch Englisch sprach, holten mich bald nach meiner Ankunft ab, um mich zu meinen Gastgebern zu bringen; Elif wartete schon. Sie war rund und mütterlich und hatte ein liebenswertes Gesicht, auf dem immer ein Lächeln stand. Stets war sie bereit, einen zu umarmen, und sie kümmerte sich während meines Aufenthalts fürsorglich um mich – nicht nur um mich, sondern, wie es schien, jederzeit um die ganze Welt. Sie kochte für alle jeden Abend ein gewaltiges kurdisch-türkisches Mahl. Danach wurde natürlich duftender Tee in tulpenförmigen Gläsern gereicht. Elif war im Jahr zuvor in New Jersey gewesen, um ihren Sohn Attila zu besuchen; sie hatte soeben begonnen, Kurse im Schreiben zu besuchen, und machte spätnachmittags gewissenhaft ihre Hausaufgaben am Küchentisch. Wenn ich an all die Hochs und Tiefs und Herausforderungen in ihrem Leben dachte, empfand ich Ehrfurcht und Respekt.

Die Gastfreundschaft dieser kurdischen Familie war noch großzügiger, als ich sie überall sonst erfahren hatte. Ali würde mir gelegentlich als Fahrer und historischer Berater dienen, Yakup wollte mich mit verschiedenen Freunden bekannt machen, und Sheri und ihre Englisch sprechende Freundin Sedef – eine Azeri-Türkin, deren Familie ursprünglich aus dem Iran kam – würden mir als Dolmetscherinnen helfen. Vor allem Aydin, der jüngste Sohn, ein großer, schlaksiger Mann mit unerschütterlichem Lächeln, opferte mir mehr als eine Woche seiner Zeit, um mich durch Istanbul und sein kompliziertes Verkehrssystem zu lotsen.

Trotz all dieser Zeichen von Erfolg und Wohlstand gab es hier wie stets noch eine andere Wirklichkeit. Der Familie und ihren Freunden ging es gut – nein, sie brauchten sich keine Sorgen zu machen wegen chemischer Angriffe, gnadenloser islamischer Gesetze oder

türkischer Milizen, die ihre Dörfer niederbrannten, wie ihre kurdischen Vettern im Irak, Iran oder Südosten der Türkei. Doch was sie erreicht hatten, kostete einen hohen Preis. Üblicherweise: schwere Arbeit. Aber noch zusätzlich: jahrzehntelange Verleugnung der eigenen kurdischen Identität.

Obwohl sich meine neuen Freunde gewiss enger ihrem Erbe verbunden fühlten als viele andere Kurden der Mittelschicht im Westen der Türkei, sprach keiner aus der jüngeren Generation Kurdisch. Es war verboten gewesen, während sie aufwuchsen, ebenso wie kurdische Musik und alle anderen Ausdrucksformen kurdischer Kultur und Politik. Wie die meisten in Städten lebenden Kurden, die jetzt in ihren zwanziger, dreißiger oder vierziger Jahren waren, hatten sie die Schule durchlaufen und vorgegeben, Türken zu sein. Und auch wenn der Druck ursprünglich von außen kam, hatten sie ihn verinnerlicht. Damals ein Kurde zu sein war erniedrigend – schlimmer noch, jeder »wusste« ja, dass Kurden dumm und dreckig, hässlich und böse, aggressiv und primitiv sind. Kurzum: Tiere.

»Ich hasste meine kurdische Herkunft«, sagte mir eine Dreißigjährige. »Ich versuchte, nicht daran zu denken, und ich sagte nie, dass ich Kurdin bin. Ich wollte nicht einmal, dass meine Mutter zu Elternsprechtagen in die Schule kam, denn sie sprach nur Kurdisch, und dann würden meine Freunde es erfahren.«

»Da gab es einen Jungen, in den ich sehr verliebt war. Eines Tages sagte ich ihm, dass ich Kurdin sei«, erzählte eine andere. »Aber er wollte mir nicht glauben. Er sagte: ›Sprich bitte nicht so von dir! Das ist ja, als würdest du dich verfluchen. Kurden sind hässlich und dumm. Du bist doch viel zu schön und zu gescheit, um eine Kurdin zu sein.«

Für viele politisch nicht aktive Kurden in der westlichen Türkei begann 1991 ein Wandel, als Präsident Turgut Özal das Parlament

davon überzeugte, schließlich das Verbot der kurdischen Sprache und von Aufzeichnungen kurdischer Volksmusik aufzuheben. Damit stand Özal fast allein unter den türkischen Politikern, doch er hatte erkannt, dass der im Südosten eskalierende Bürgerkrieg – er erreichte 1992–1995 seinen Höhepunkt – die Türkei buchstäblich zerreißen würde, falls die Regierung nicht ihre harte Kurdenpolitik abmilderte. Die Aufhebung des Sprachverbots führte zu einem Aufruhr unter den Abgeordneten. Dabei war das nur eine begrenzte Maßnahme und bezog sich lediglich auf private Gespräche; kurdische Rundfunksendungen, Schulerziehung und moderne Liedtexte blieben weiter verboten. Aber mit der Aufhebung des Verbots gab die Türkei immerhin zu, dass es tatsächlich eine kurdische Bevölkerung gab. Schon das war ein Grund für große Freude unter den Kurden.

Doch gleichzeitig verabschiedete das Parlament ein strenges neues Antiterrorgesetz. Seine Anwendung erlaubte es den Behörden, jeden einzusperren, der verdächtig war, »separatistische Propaganda zu verbreiten« oder anderweitig die nationale Sicherheit zu gefährden. Es wurde dazu benützt, Hunderte von Autoren, Verlegern, Musikern und anderen nicht gewalttätigen »Zuwiderhandelnden« zu langen Gefängnisstrafen zu verurteilen – allein, wenn sie nicht mit der Kurdenpolitik der Regierung übereinstimmten.

Trotzdem gab es in den neunziger Jahren kleine positive Veränderungen im Alltag der Kurden in der westlichen Türkei. Das Wort »Kurde« tauchte wieder in Zeitungen auf. »Ich traute meinen Augen nicht, ich hätte es mir nicht vorstellen können«, sagte mir ein junger Kurde in Istanbul. Kurdische Musik und andere kulturelle Darstellungen setzten sich durch. Vor allem – einfache Kurden ließen wieder ihr Erbe erkennen, statt es zu verleugnen. Politisch bewusstere Kurden hatten das allerdings teilweise schon seit den achtziger Jahren getan.

Zur Zeit meines Besuchs in der Türkei im Herbst 2002 war die politische Situation für die Kurden weiterhin leichter geworden. Die Türkei arbeitete daran, die Achtung der Menschenrechte zu verbessern, um in die Europäische Union aufgenommen zu werden. Den Kurden waren gerade im August vom Parlament begrenzte Rundfunk- und Unterrichtsrechte eingeräumt worden, und auch die Todesstrafe wurde abgeschafft. Das Antiterrorgesetz war nach wie vor in Kraft, doch die Angeklagten erhielten meist nur Geld- und keine Gefängnisstrafen. Dennoch erkannte die türkische Regierung die Kurden offiziell nicht als Minderheit an und verwehrte ihnen grundlegende bürgerliche, kulturelle und politische Rechte. Brutale Polizeipraktiken, unmenschliche Haftbedingungen, strenge Zensur und die ständige Bedrohung durch Verhaftung und Folter dauerten an.

Auf einem trostlosen Hügel am Rand von Istanbul – die Gegend heißt Bagcilar – dehnte sich ein ärmliches Wohnviertel mit unverputzten Beton-Wohnblocks, aus Lehm und Stöcken gebauten Bruchbuden, dreckbesmierten Moscheen und müllübersäten leeren Grundstücken, auf denen Jungen Fußball spielten, aus. Um aus der Stadtmitte nach Bagcilar zu kommen, brauchte man über zwei Stunden mit dem Bus. Manche Bewohner unternahmen diese Reise täglich – zur Arbeit oder auf der Suche nach Arbeit.

Aydin, unsere Dolmetscherin Sedef und ich kamen eines Morgens nach Bagcilar, um – nach vorheriger Vereinbarung – mit drei Frauen zusammenzutreffen. Wir suchten unseren Weg durch schmutzige Straßen und wurden von dürren Männern in Pluderhosen und alten Frauen in grellbunten Kleidern und mit weißen Musselin-Kopftüchern beäugt. Die Stimmung war angespannt, was, wie ich später erfuhr, die Folge ständiger Polizeiüberwachung und gelegentlicher Razzien war. In diesem Viertel wohnten viele PKK-Familien.

Nachdem wir etliche Treppen erklimmen hatten, betraten wir eine hallende, unbeleuchtete Wohnung, wo wir von wesentlich mehr Frauen, Mädchen und Kindern begrüßt und in ein karges Wohnzimmer geführt wurden. An den Wänden standen durchgessene Sofas, darüber hingen Schwarzweißfotos der Väter und Söhne: kräftiges, zurückgekämmtes Haar, leuchtende dunkle Augen, Bilderrahmen mit schwarzem Band. Ich fühlte mich in den Nordirak zurückversetzt.

Unsere Gastgeberinnen gehörten zu einer Großfamilie aus Dörfern nahe Bitlis im türkischen Südosten, die 1994 nach Istanbul gekommen war, nachdem man ihre Dörfer niedergebrannt hatte.

Die meisten waren Frauen mittleren Alters, sie trugen Kleider mit Blumenmustern und lange Westen, wie ich sie auch in Dohuk gesehen hatte. Die Kurden von Dohuk und die aus der Südosttürkei haben viele Gemeinsamkeiten, nur die hübschen Musselin-Kopftücher mit Spitzenborten gibt es fast ausschließlich in der Türkei. Manche Kopftücher bedeckten nur den Kopf, andere wurden rund um Kopf und Kinn geschlungen und fassten das Gesicht wie eine Kamee ein.

Wir setzten uns nieder, während die Teenager – Jungen wie Mädchen – mit Teegläsern hereineilten und ein Junge sich mit zwei Teekannen in die Mitte des Zimmers setzte, um nachschenken zu können. Noch mehr Kinder, Frauen und sonstige Verwandte drängten in den Raum. Die Gesichter verwischten sich, als unsere Gastgeberinnen zu reden begannen und ihre Worte zunächst von einer jungen Frau für Aydin und Sedef vom Kurdischen ins Türkische und dann von Sedef für mich vom Türkischen ins Englische übersetzt wurden – eine komplizierte Prozedur, die mir die Sprachbarriere zwischen den Generationen der Kurden bewusst machte.

Zuerst sprach Fatma, eine in Blau und Grün gekleidete Frau mit ausgeprägten Gesichtszügen: »1994 klopfte eines Nachts türkische

Miliz an unsere Tür, fesselte meinen Mann, schleppte ihn zum Fluss und erschoss ihn«, erzählte sie sachlich. »Er war der fünfte und letzte Mann aus unserem Dorf, der an diesem Tag getötet wurde. Sie nahmen allen Goldschmuck aus unserem Haus mit und steckten eine Gewehrmündung in den Mund meines kleinen Enkelchens. Sie sagten, sie würden den Jungen auch töten, denn wenn er groß wäre, würde er ja auch zur PKK gehen. Aber sie ließen ihn am Leben. Alle wurden in der Mitte des Dorfes zusammengetrieben. Panzer kreisten uns ein, und wir dachten, wir würden umgebracht. Stattdessen brannten sie unsere Häuser und Felder nieder und nahmen alle unsere Tiere mit. Wir zogen dann ins nächste Dorf weiter, wo die Leute uns halfen, und später kamen wir nach Istanbul. Wir hofften hier auf Arbeit, aber es gab keine Arbeit. Keiner hilft uns hier. Die Regierung tut nichts. Und es gibt auch keine ausländischen Hilfsorganisationen.«

Ich dachte an die vielen Opfer von *Al-Anfal*, denen ich im Irak begegnet war. Fatmas Geschichte spiegelte deren Schicksal wider. Aber die irakischen Kurden wussten die Welt auf ihrer Seite, die türkischen Kurden jedoch niemanden.

Dann sprach Nazdar, eine Frau mit ähnlich kräftigen Gesichtszügen. »Mein Mann war ein *shaikh*, und eines Tages verhaftete ihn die türkische Polizei – sie behaupteten, er würde die PKK unterstützen. Sie folterten ihn, sie hämmerten Nägel in seine Füße. Nach vier Monaten ließen sie ihn gehen. Sie sagten, er dürfe das Haus nicht verlassen. Aber er ging in die Moschee – er dachte, er könnte in die Moschee gehen –, da kam die Miliz und tötete ihn. Am nächsten Tag befahl mir die Polizei, ein Stück Papier zu unterschreiben. Ich kann nicht lesen, aber ich hatte Angst und unterschrieb. Auf dem Papier stand, mein Mann hätte Selbstmord begangen.«

Danach ging Nazdars Tochter zur PKK. Das Mädchen war damals 17, verließ eines Nachmittags das Haus, um Nachbarn zu besuchen,

und kehrte nie zurück. Fünf Jahre lang hatte Nazdar nichts von ihr gehört. »Und jetzt ist unser Dorf abgebrannt – wohin soll sie gehen, wenn sie nach Hause kommt?«

Mesut, ein schwächlicher Mann Anfang zwanzig, war zwölf Jahre alt, als seine Familie nach Istanbul floh. Als Kind, das auf dem Dorf aufwuchs, hatte er zusehen müssen, wie Freunde, die nur ein paar Jahre älter waren als er, von der Regierung gezwungen wurden, für sie zu kämpfen, verhaftet wurden, nachdem Gewehre in ihre Häuser geschmuggelt worden waren, oder von der PKK entführt wurden, um Guerillakämpfer zu werden. In der Schule sprachen seine Lehrer nur Türkisch, sie priesen unablässig das Vermächtnis von Atatürk und schlugen die Kinder, die nicht mitmachten. »Glücklich, wer sich Türke nennen kann«, ließen die Lehrer die Schüler wieder und wieder aufsagen – die Lieblingsparole dieses Landes. Die Lehrer schikanierten Kinder, die kurdische Kleidung trugen, und stiften andere Kinder an, Mitschüler zu bespitzeln und es zu melden, wenn diese untereinander Kurdisch sprachen.

Sedef, meine Übersetzerin, und ich tauschten Blicke aus. Als Azeri-Türkin war sie ebenso weit entfernt – und zutiefst erschüttert – wie ich von solchen kurdischen Geschichten. Wie die meisten Türken wusste sie so gut wie nichts davon, was in den letzten beiden Jahrzehnten im Südosten geschehen war.

Abdullah Öcalan, den seine Anhänger »Apo« (Onkel) nannten, wurde 1948 in der südlichen Provinz Urfa geboren, einem Gebiet mit gemischter kurdischer und türkischer Bevölkerung. Als Bauernsohn wuchs er in dem Kurdendorf Ömerli auf und sprach Kurdisch, das er aber als Teenager weitgehend wieder verlernte. »Ich denke und plane ausschließlich auf Türkisch«, sagte er einmal.

Er besuchte mit einem staatlichen Stipendium eine Ingenieurschule in Ankara und studierte ab 1971 an der angesehenen Fakultät

für Politische Wissenschaften der Universität Ankara. Hier kam er mit anderen aufrührerischen jungen Kurden und Türken zusammen, mit denen er eine maoistische Gruppe bildete, deren Ziel eine sozialistische Revolution in der Türkei war. Er brach das Studium ab und ging zurück in den Süden nach Diyarbakir. 1978 veranstaltete er mit elf anderen den ersten Kongress der Kurdischen Arbeiterpartei PKK. Ganz im Gegensatz zu den früheren stammesabhängigen Kurdenbewegungen in der Türkei, im Irak und Iran war diese Kurdenpartei eine ideologisch linksgerichtete, marxistisch-leninistische Gruppierung, die sich nicht nur gegen die Staatsmacht wandte, sondern auch gegen kurdische *aghas* und Grundherren, »die die chauvinistische Klasse vertreten«. Die PKK erklärte, dass es nur eine einzige Lösung für die Kurdenfrage gebe: einen vollkommen unabhängigen kurdischen Nationalstaat, den man mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln erzwingen müsse.

Im September 1980 veranstaltete das türkische Militär den dritten Putsch in 20 Jahren. Apo und seine Anhänger hatten sich nach Syrien und ins libanesisches Bekaa-Tal zurückgezogen, wo sie Stützpunkte und Ausbildungslager für junge Freiwillige einrichteten.

1984 unternahm die PKK ihre erste erfolgreiche grenzüberschreitende Operation und griff zwei Städte im türkischen Südosten an. Unterdessen quälte die türkische Miliz kurdische Dorfbewohner. 1988 erreichte der Konflikt ein neues, tragisches Stadium. Die PKK brannte kurdische Schulen nieder und ermordete Lehrer und Beamte, denen sie vorwarf, Regierungsparolen zu verbreiten. Die PKK-Guerillas tauchten in Dörfern auf und verlangten Lebensmittel, Quartier und Geld. Dorfbewohner, die sich nicht fügten, wurden geschlagen, manchmal auch ermordet. Jungen und junge Männer wurden gewaltsam entführt und zu den Guerillakämpfern gepresst.

Die Dorfbewohner befanden sich in einer untragbaren Situation. Weigerten sie sich, mit der PKK zusammenzuarbeiten, mussten sie

brutale Repressalien erdulden. Zeigten sie sich kooperativ, drohten ihnen ebenso entsetzliche Folgen. Kriegsrecht galt jetzt im gesamten Südosten, und das türkische Militär griff hart durch. Ohne Warnung erschienen die Milizen plötzlich in kurdischen Dörfern und schlugen, verhafteten, folterten und metzelten unschuldige Opfer nieder.

Die kurdische Gesellschaft war zutiefst gespalten. Manche Familien unterstützten die PKK, andere wurden Dorfwächter, wieder andere versuchten, neutral zu bleiben.

Das brutale Vorgehen der PKK hielt an. Allein zwischen 1992 und 1995 hat sie nach Feststellungen von *Human Rights Watch* nicht weniger als 768 außergerichtliche Hinrichtungen vorgenommen: Lehrer, Beamte, politische Gegner, Kinder, alte Männer, Frauen. Trotzdem wuchs die Unterstützung der PKK durch die türkischen Kurden gewaltig an, und der kurdische Nationalstolz schoss in die Höhe – sogar bei den vielen Millionen, die die Vorgehensweise der PKK verurteilten und weder für Marxismus noch für Separatismus etwas übrig hatten.

Der Westen zeigte wenig Interesse daran, die Vorgänge innerhalb der Türkei genauer unter die Lupe zu nehmen. Als – neben Israel – praktisch einzige Demokratie im Nahen Osten (auch wenn es eine höchst mangelhafte war) und einziges muslimisches NATO-Mitglied war die Türkei ein wichtiger Verbündeter des Westens in einem Teil der Welt, in dem es wenige Freunde gab. Die Türkei hatte erst kürzlich eine wichtige Rolle im Golfkrieg gespielt und war nunmehr absurderweise die notwendige Ausgangsbasis für die Luftüberwachung zum Schutz des irakischen Kurdistan.

Für einen kurzen Moment schien 1993 der Frieden in greifbare Nähe gerückt. Öcalan erklärte sich zur Waffenruhe bereit und trat nicht mehr für den Separatismus ein, und Präsident Turgut Özal machte den Kurden verschiedene Angebote. Aber Özal starb uner-

wartet nach einem Herzanfall, bevor ernsthafte Verhandlungen begonnen hatten, und die Kämpfe wurden wieder aufgenommen und dauerten fast ununterbrochen bis 1998 an, als Öcalan – immer noch von Syrien aus – der Regierung ein einseitiges Waffenstillstandsangebot machte. Da befand sich die PKK bereits in der Defensive. Die Dörfer, in denen Öcalans Truppen einst Nahrung und Unterkunft gefunden hatten, waren zerstört worden, und seine Guerillakämpfer waren zunehmend unerfahren – sie starben, bevor sie überhaupt zu kämpfen gelernt hatten.

Die Türkei reagierte auf Öcalans Angebot mit einer Truppenverstärkung an der syrischen Grenze und forderte seine Auslieferung. Heimlich setzte sich der PKK-Führer nach Moskau ab, dann suchte er Asyl in Italien, den Niederlanden und Griechenland, bevor er am 2. Februar 1999 in Nairobi in Kenia landete, um sich ein paar Tage später auf Dauer in ein anderes afrikanisches Land zurückziehen zu können. Doch am 15. Februar wurde er auf dem Weg zum Flughafen entführt und türkischen Spezialkräften übergeben, die bereitstanden und ihn mit verbundenen Augen, Handschellen und medikamentös ruhig gestellt in die Türkei zurückbrachten. Wer hatte ihn verpiffen?

Die Kurden beschuldigten die Griechen, die Griechen die Kenianer. Außerdem beschuldigten die Kurden den israelischen und den US-Geheimdienst, obwohl beide bestritten, mit der Sache »direkt« zu tun gehabt zu haben.

Die Nachricht von Öcalans Verhaftung löste eine Welle der Empörung im Nahen Osten und in Europa aus, Zehntausende von Demonstranten strömten auf die Straßen, griechische und kenianische Botschaften wurden angegriffen, Protestierende verbrannten sich selbst. Die Türkei kerkerte Öcalan auf der Insel Imrali ein und ließ neun Tage lang keine Verbindung zur Außenwelt und zu seinen Anwälten zu. Dann wurde sein Fall in einem Eilverfahren gericht-

lich abgehandelt, das von Menschenrechtsvereinigungen und vom Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte als unangemessen kritisiert wurde. Der PKK-Führer wurde des Hochverrats für schuldig befunden und zum Tode verurteilt. Aber im August 2002 schaffte die Türkei, die seit 1984 keine Hinrichtungen mehr vollzogen hatte, die Todesstrafe ab, und Öcalans Strafe wurde in lebenslange Haft ohne die Möglichkeit von Straferlass umgewandelt.

Die PKK löste sich im April 2002 offiziell auf und wurde als Kurdischer Freiheits- und Demokratie-Kongress (KADEK) neu gegründet, der die Rechte der Kurden mit demokratischen Mitteln durchsetzen sollte. Doch im September wurde der einseitige Waffenstillstand widerrufen, da die türkische Regierung es versäumt habe, im Gegenzug guten Willen zu beweisen.

Westliche Journalisten und andere Leute, die Öcalan persönlich begegnet sind, beschreiben ihn durchweg als tyrannisch, egoman, rücksichtslos, dogmatisch und nicht besonders intelligent. Er wurde mit dem chilenischen Diktator General Augusto Pinochet und dem kambodschanischen Schlächter Pol Pot verglichen; die PKK wurde oft mit dem verrufenen »Leuchtenden Pfad« Perus gleichgesetzt. Unabhängige Menschenrechtsorganisationen haben Öcalan wiederholt angeprangert, und seine Vorgehensweise wird von vielen Menschen, darunter Kurden im Irak oder in Syrien, verabscheut.

Und doch ist Öcalan für die meisten türkischen Kurden ein Held. Er gab ihnen Identität, Stolz, Selbstachtung und Hoffnung zurück. Trotz aller Gräueltaten der PKK denken viele türkische Kurden, dass der türkische Staat noch mehr solcher Verbrechen begangen habe.

Die Verehrung der türkischen Kurden für Öcalan wird von manchen als Beweis für die gewalttätige und bösertige Natur der Kurden gewertet. Da sieht man eben, heißt es, wie die alten, grausamen Stammessitten bis in die Gegenwart weiter schwären. Man kann in

ihr aber auch einen Ausdruck der verzweifelten Lebensbedingungen der Kurden in der Türkei vor dem Bürgerkrieg sehen.

Von Istanbul nach Diyarbakir fliegt man gerade mal eine Stunde – aber die legendenumwobene türkische Hafenstadt mit ihren romantischen Moscheen, Rokoko-Palästen und kobaltblauen Wasserstraßen zu verlassen und diese ums Überleben kämpfende, überbevölkerte kurdische Stadt mit ihren klobigen Basaltmauern und grimmigen Menschenmassen zu betreten, das ist, als würde man Tourismusprospekte gegen die raue Wirklichkeit, die glänzende Geschäftswelt gegen die grausigen Folgen eines Krieges vertauschen. Oberflächlich betrachtet hat das Leben in Diyarbakir zur Normalität zurückgefunden: Traditionell gekleidete Kurden drängen sich in Bazaren und Teehäusern, moderne Kurden versammeln sich in munteren Restaurants, Büros und der neuen Buchhandlung der Stadt. Aber unter der Oberfläche klaffen offene Wunden.

Diyarbakir, die Hauptstadt der Provinz gleichen Namens, liegt am westlichen Rand der Südosttürkei auf einem Plateau, auf dem die Kurden seit Jahrhunderten riesige Schafherden hielten und kleine Landwirtschaften betrieben. Während der Osmanenherrschaft lebten in der Provinz die »grauen Leute«, kurdische und turkmenische Nomadenstämme mit insgesamt etwa 75 000 Menschen, die in Syrien überwinterten und im Sommer weiter nach Norden zogen. Daneben lebten die »schwarzen Leute«, eine ebenso große Gruppe von Nomadenstämmen. Die Provinz Diyarbakir ist eine der zwölf südöstlichen Provinzen der Türkei, die als überwiegend kurdisch bezeichnet werden, obwohl in der Region – ebenso wie im Nordirak – lange Zeit auch Armenier, Assyrer, Chaldäer, Jesiden, Araber und Türken beheimatet waren.

Diyarbakir liegt am oberen Tigris, der früher im Winter so stark zugefroren war, dass er von Kamelherden überquert werden konn-

te. Die Stadt wurde 1500v. Chr. gegründet, ihr auffallendstes Wahrzeichen ist die mittelalterliche Mauer, die ursprünglich die gesamte Stadt einfasste und von der noch viele Teile stehen. Sie wurde wohl zuerst von den Römern erbaut, die heute erhaltene Mauer ist aber byzantinisch. Sie ist sechs Kilometer lang und angeblich die zweitlängste nach der Chinesischen Mauer.

Der größte Teil von Diyarbakir breitet sich außerhalb der historischen Stadtbefestigung aus; doch in der Altstadt gibt es noch immer ein Labyrinth enger, gewundener Straßen und Gassen, an denen alte Moscheen, Kirchen und Stadthäuser stehen, die von den ältesten und ärmsten Familien der Stadt bewohnt werden. Unter einem der alten Stadttore sah ich Dutzende grauhaariger Männer versammelt, die von ihren Marktwagen Obst und Gemüse verkauften, während sich in den Teehäusern beim Bazar Hunderte anderer Männer in Anzügen oder Pluderhosen und mit Häkelmützen drängten, die auf niedrigen, vierbeinigen, stoffbezogenen Hockern saßen und etwas tranken, rauchten und tratschten.

Unter den vielen historischen Sehenswürdigkeiten der Altstadt sind zwei Moscheen am bedeutendsten, die Ulu Camii aus dem 11. Jahrhundert, die einsam auf einem rechteckigen Platz steht, und die Nebi Camii aus dem 16. Jahrhundert mit den wechselnd schwarzen und weißen Streifen, die für das alte Diyarbakir typisch sind. Denkmalgeschützte Häuser mit hübschen Innenhöfen können besichtigt werden; andere historische Gebäude werden eifrig verschönert, weil die Stadt sehnsüchtig auf bessere Zeiten wartet, in denen Touristen mit Reiseführern unter dem Arm und keine waffentragenden »Spezialeinheiten« sie aufsuchen.

Kurz nach meiner Ankunft in Diyarbakir besuchte ich Suzan Samanci, eine türkisch-kurdische Romanautorin. Suzan, eine blondhaarige Frau mit breiten Backenknochen, runden Wangen, aufmerk-

samen Augen und entgegenkommendem Lächeln, hatte vier Bücher veröffentlicht und schrieb eine Kolumne für die prokurdische Tageszeitung *Yeniden Özgür Gündem* («Neues freies Tagblatt»). Sie war geschieden, bewohnte mit ihren beiden Töchtern im Schulalter eine geräumige, moderne Wohnung in einem neueren Stadtteil. Suzan sprach kein Englisch, trotzdem gerieten wir sofort in das typische Fachsimpeln von Leuten der schreibenden Zunft über Bücher und Verlage und verständigten uns dank der Hilfe ihrer 14-jährigen Tochter, einer hoffnungsvollen künftigen Filmemacherin ...

Suzan, eine Beamtentochter, hatte ihren ersten Roman 1990 vollendet und ihn – mangels irgendwelcher Verbindungen zum Literaturbetrieb – selbst drucken lassen und in einem schlechten Verlag herausgebracht. Trotzdem wurde dieses Buch – das von den Problemen der Frauen im Südosten handelt – lebhaft diskutiert. Deshalb wurden ihre folgenden Romane von führenden türkischen Verlagen veröffentlicht. Ihre Bücher waren ins Deutsche, Italienische, Spanische und Kurdische übersetzt worden, und eine ihrer Kurzgeschichten erschien auf Englisch in einer vom Internationalen PEN herausgegebenen Sammlung mit Texten türkischer Autoren. Sie hatte türkische Literaturpreise erhalten und wurde regelmäßig zu Schriftstellerkongressen in Europa eingeladen.

Doch wie bei meinen Freunden in Istanbul kostete auch Suzans Erfolg einen hohen Preis. In ihrem Fall war es Entfremdung gewesen – sowohl von ihrem Exmann als auch von der kurdischen Gemeinschaft überhaupt. »Viele in unserer Gesellschaft missbilligen, was ich tue«, sagte sie, als sie mir *kadayif* servierte, eine köstliche Gebäckspezialität aus Diyarbakir mit Walnüssen und Pistazien. »Sie glauben, ich sollte einfach still zu Hause sitzen, Kinder haben, Gäste bewirten. Meine Nachbarn tratschen über mich, und ich habe nur wenige Menschen, mit denen ich über Bücher sprechen kann.« Normalerweise widmete sie sich vormittags dem Schrei-

ben, nachmittags las sie, und den Abend verbrachte sie mit ihren Kindern.

Obwohl Suzan niemals wegen ihrer Schriften im Gefängnis saß, wurde sie 1991 verhaftet und geschlagen, weil sie an einer Demonstration gegen die Regierung teilgenommen hatte. Vom Staatssicherheitsgericht wurde sie verurteilt, weil sie die Verwegenheit gehabt hatte, in aller Öffentlichkeit zu sagen, dass niemand völlig grundlos rebelliert.

Suzan und etliche ihrer Englisch sprechenden Freunde, die während meiner nächsten Besuche hereinschauten, informierten mich über die neuere Geschichte von Diyarbakir. Als inoffizielle Hauptstadt des türkischen Kurdistan ist die Stadt seit langem wegen ihrer widerspenstigen Politik bekannt, und nach dem Militärputsch von 1980 musste sie unverhältnismäßig drastische Einschränkungen der bürgerlichen Rechte hinnehmen. Doch das schwärzeste Kapitel der neueren Zeit begann erst mit der Ermordung von Vedat Aydin im Juli 1991. Er war ein beliebter Lehrer und Politiker gewesen und 1990 zu zehn Wochen Gefängnis verurteilt worden, weil er bei einer Zusammenkunft einer Menschenrechtsorganisation eine Rede auf Kurdisch gehalten hatte. Aydin wurde eines Abends von drei Männern, die vorgaben, Polizisten in Zivil zu sein, aus seinem Haus geholt. Drei Tage später fand man seinen Leichnam am Straßenrand mit einem Loch im Hinterkopf und gebrochenen Beinen; in seiner Brust steckten noch Kugeln.

Aydin war der vierte Menschenrechtsaktivist, der innerhalb von drei Wochen im Südosten der Türkei von Unbekannten angegriffen worden war. Überraschenderweise strömten zu seiner Beisetzung 20 000 Kurden herbei. Der Anlass wurde zu einer gewaltigen prokurdischen Demonstration, wobei der Sarg in die rot-gelb-grüne kurdische Flagge gehüllt worden war und viele PKK-Parolen erklangen. Junge Kurden warfen Steine gegen die Barrikaden, die türki-

sche Sicherheitskräfte errichtet hatten. Maskierte »Sondereinheiten« schossen daraufhin wahllos in die Menge, sie töteten sechs und verwundeten etwa 100 Menschen.

»Die Maskierten erschossen viele«, sagte Suzan. »Und danach wurden täglich Menschen festgenommen. Sie kehrten nie zurück. Viele Journalisten verschwanden, und 1993 wurden Metin Can, der Vorsitzende der Menschenrechtsorganisation, und Hasan Kaya, ein Arzt, getötet. Ihre Leichen fand man unter einer Brücke.

Viele Intellektuelle, Lehrer und Journalisten wurden ermordet. Die Täter schlugen bei Tag auf den Straßen zu, oder sie suchten ihre Opfer bei Nacht, um zwei Uhr morgens, heim. Jeden Tag wurden vielleicht acht Leute auf den Straßen von Diyarbakir getötet – und mehr, vielleicht zehn, in Batman.

Spezialeinheiten lauerten an jeder Ecke. Sie sagten, liefern Sie uns Informationen, und wir verschaffen Ihnen einen guten Job. Aber wir taten, als wären wir blind und taub. Niemand ging auf die Straße, wenn er nicht unbedingt musste. Wir gingen zur Arbeit oder zur Schule und sofort wieder zurück, mehr nicht. Eltern wiesen ihre Kinder an, sich erst genau umzusehen, wer auf der Straße war, bevor sie in die Schule gingen. Frauen warteten zu Hause, und wenn ihre Männer oder Kinder sich auch nur um fünf Minuten verspäteten, bekamen sie es mit der Angst zu tun. So ging es fünf Jahre lang, bis Ende 1995. Und auch heute noch zucken wir zusammen, wenn ein Auto plötzlich bremst oder wir Schritte hinter uns hören.

Aber heute, nach dem Krieg, sind wir stark. Krieg macht aus vielen Menschen ein Volk. Der Krieg weckte uns auf, wir lernten viel dazu. Jetzt wollen Dorfbewohner Ärzte und Juristen werden, und wir wollen unsere eigene Sprache haben.«

A. Celil Kaya war ein lebhafter Jurastudent, und wenn er lachte, hatte er Grübchen. Normalerweise trug er Jeans, Turnschuhe und

ein T-Shirt, dazu eine Jeansjacke. Er sprach ausgezeichnet Englisch, Türkisch und Kurdisch – und das war durchaus etwas Besonderes, da die meisten gebildeten jüngeren Leute in Diyarbakir ungeachtet der fast ausschließlich kurdischen Bevölkerung der Stadt kein Kurdisch sprachen. Wie auch in Istanbul war es ihnen in den Schulen gründlich ausgetrieben worden.

Celil wohnte mit seinen Schwestern in einer Hochhauswohnung am Rand der Stadt; die Eltern lebten in einer anderen Wohnung in der Nähe. Das war etwas Ungewöhnliches im türkischen Kurdistan, wo die Eltern scharf auf ihre Kinder aufpassen, vor allem auf unverheiratete Töchter. Celils Vater war Ladeninhaber, eine seiner Schwestern Lehrerin, und die andere hatte soeben ihren Universitätsabschluss in Volkskunde geschafft. Wie Aydin in Istanbul wohnten die Geschwister inmitten kurdischer Bücher und Musikaufnahmen; sie stellten eine neue Generation türkischer Kurden dar, die ihre ethnische Zugehörigkeit eher feiern als verstecken.

Bevor ich Celil traf, hatte ich alle Mühe, mich in Diyarbakir zu rechtzufinden. Nur wenige Leute in der Stadt – unter ihnen die Rechtsanwälte der *Human Rights Association* (HRA) – sprachen überhaupt Englisch. Und noch weniger Englisch sprechende Leute würde ich außerhalb von Diyarbakir antreffen, sagte man mir. Viele türkische Kurden waren Analphabeten, Englisch war kein reguläres Unterrichtsfach, und natürlich würden mir meine bescheidenen Persischkenntnisse hier auch nicht weiterhelfen.

Deshalb engagierte ich Celil als Übersetzer und Führer. Es war das erste Mal, dass ich mit einem Ganztagsdolmetscher und -führer arbeitete, und eigentlich verzichtete ich nur ungerne auf die Zufallserlebnisse, die einem das Alleinreisen beschert. Doch wäre es sehr schwierig für mich gewesen, den Südosten auf eigene Faust gründlicher zu erkunden, zumal mir weniger als drei Wochen blieben, die ich hier verbringen konnte.

An unserem ersten gemeinsamen Nachmittag führte mich Celil auf die antike Stadtmauer, um mir den Blick über die umgebende mesopotamische Ebene zu zeigen, eine grüne und braune Tischplatte, durch die der Tigris verläuft. Celil zeigte auf die Überreste der Pira-Deh – oder Zehn-Tore-Brücke – und sang ein kurdisches Volkslied von zwei Liebenden, einem armen Muslim-Jungen und der Tochter eines assyrischen Priesters, die ein heimliches Treffen unter der Pira Deh verabreden. »Unter der Brücke, wo es sehr dunkel ist, komm Suzan, schau nach mir ...«, sang Celil. Sicherlich hatte ich mir den richtigen Führer genommen.

Noch auf der Stadtmauer gab mir Celil einen kurzen Überblick über die Geschichte der türkischen Kurden. Seine Worte sind mir in Erinnerung geblieben. »13 oder 14 Millionen Kurden können nicht alle Terroristen sein«, sagte er einfach. Und wie eigentlich jeder andere türkische Kurde, mit dem ich sprach, war auch Celil entschieden gegen einen Angriff der USA auf den Irak.

Von der Stadtmauer fuhren wir zu dem von mir bisher schon am häufigsten aufgesuchten Ziel in Diyarbakir, einem Wahlkampf-Stadtteilbüro der DEHAP. Die Parlamentswahlen in der Türkei rückten näher, und die prokurdische DEHAP-Partei (Demokratische Volkspartei) hatte, wie alle Parteien in der Türkei, zahlreiche provisorische Wahlkampfbüros überall im Land eingerichtet. Wohin ich auch reiste, überall kam ich durch Straßen, über denen Tausende dreieckiger Wimpel mit Partei-Logos flatterten und auf deren Gehsteigen vor den Wahlkampfbüros Dutzende, manchmal Hunderte von Leuten auf vierbeinigen Hockern saßen, leidenschaftlich über Politik diskutierten und Tee tranken.

Bis vor kurzem war es den Kurden nicht gestattet gewesen, sich in größerer Zahl zu versammeln. Und was noch wichtiger war: Zum ersten Mal seit Jahrzehnten hatten viele Kurden das Gefühl, dass die Wahlen eine Chance hatten, korrekt durchgeführt zu werden.

Die DEHAP war eine neue Partei, die frühere Mitglieder der einstigen prokurdischen Partei HADEP (Volksdemokratische Partei) zusammen mit zwei kleinen nichtkurdischen Parteien gegründet hatten, weil kurdische Politiker befürchteten, dass die HADEP wegen des Vorwurfs, als politischer Flügel der PKK zu agieren, von den Wahlen ausgeschlossen werden könnte. Mehrere Kurden hatten mir gesagt, dass sich die DEHAP/HADEP zur PKK verhielte wie Sinn Fein zur IRA in Nordirland. Aber es lief alles gut, und ein Versuch des Generalstaatsanwalts der Türkei, die DEHAP von den Wahlen auszuschließen, wurde von den Gerichten abgewiesen.

»Willkommen, willkommen!«, riefen die Wahlkämpfer der DEHAP begeistert, wenn ich an ihrer Tür erschien, manchmal mit Celil, manchmal ohne ihn, und sofort kam jemand gelaufen und brachte Gläser mit Tee. Das große, luftige provisorische Büro war ein beliebter Treffpunkt und wimmelte stets von Leuten. Meistens ertönte traditionelle kurdische Musik aus dem Lautsprecher, und einmal war ich ganz verblüfft, als ich die vertraute Stimme von Joan Baez hörte: »We shall overcome«.

Trotz des herzlichen Willkommens im DEHAP-Büro und auch in anderen Wahlkampf büros im Südosten fühlte ich mich oft recht unbehaglich. Ich war eine Fremde und wusste nie genau, mit wem ich sprach und was er oder sie durchgemacht hatte. Während wir Höflichkeiten und politische Ansichten austauschten, empfand ich insgeheim Unbehagen, weil das, was ich sagte, auch unangebracht sein konnte.

Ich sei genau zur richtigen Zeit im türkischen Kurdistan angekommen, sagten mir die Wahlkämpfer. Nicht nur wegen der Wahlen selbst – sondern weil ich jetzt weniger von den türkischen Behörden überwacht und schikaniert würde, die mich vielleicht sogar für eine ausländische Wahlbeobachterin halten würden. Bis vor zwei Jahren waren ausländische Journalisten aus dem Südosten fern

gehalten worden, und vor neun Monaten wurde eine Engländerin nur deshalb hinausgeworfen, weil sie sich zu sehr für kurdische Angelegenheiten interessiert hatte.

Als wir vom Besuch einer Familie in das DEHAP-Büro zurückgingen, trafen wir unterwegs eine Gruppe strahlender junger Frauen, die uns das Siegeszeichen »V« (für *victory*) im Hinblick auf die bevorstehenden Wahlen zeigten. Sie kehrten von einer DEHAP-Feier zurück, trugen ihre schönsten Kleider in bunten Farben und hatten auf der Stirn kleine blaue Tattoos, zumeist geometrische Muster. Tattoos seien in vielen ländlichen Gegenden von Kurdistan noch sehr gebräuchlich und würden mit Asche und frischer Muttermilch gemacht, erklärte Celil.

Als wir uns dem Büro näherten, sahen wir auf der anderen Straßenseite ein nicht gekennzeichnetes weißes Auto (typisch für die



Auf dem Heimweg von einer DEHAP-Feier

Polizei in Zivil) und zwei stämmige Männer darin. Ich hätte sie gar nicht bemerkt, wenn die Unterhaltung rund um mich nicht jäh erstorben wäre und Celil mich nicht gewarnt hätte.

»Verstecken Sie Ihren Notizblock«, sagte er. Als ich es tat, setzte der Wagen zurück und stand halb versteckt hinter einem Hindernis.

»Sind sie wegen uns hier – oder wegen der DEHAP?«, fragte ich.

»Wegen uns, wegen der DEHAP, beides«, antwortete er. »Am besten beachtet man sie nicht.«

Wir gingen zu der nahe gelegenen Bushaltestelle, und ein Dutzend hagerer Männer aus dem Büro begleitete uns, um uns zu verabschieden. Auf einem Wiesengrundstück gegenüber der Haltestelle, sagten mir die Männer, habe man die Leiche von Musa Anter an einem Tag im September 1992 gefunden. Er war ein führender kurdischer Journalist, Buchautor und Intellektueller sowie freimütiger Befürworter der Rechte der Kurden. Der 74-Jährige wurde von einem jungen Mann in die Gegend gelockt, der vorgab, eines seiner Felder pachten zu wollen. Die türkischen Behörden schoben den Mord islamistischen Extremisten zu, unternahmen aber nichts, um das Verbrechen aufzuklären. Premierminister Suleyman Demirel bemerkte kurz darauf nach einer ganzen Serie ähnlicher rätselhafter Morde: »Die Getöteten waren keine echten Journalisten. Sie waren Militante ..., die bringen sich gegenseitig um.«

Als der Bus ankam, war das weiße Auto verschwunden. Wir sahen es nirgends mehr. Celil zuckte die Schultern: »Ein ganz normaler Tag in der Türkei.«

Ein paar Stunden westlich von Diyarbakir lagen Batman und Hasankeyf, die eine Ölstadt, in der es nach Tod roch, und Hasankeyf ein märchenhafter Bergort wie aus dem *Herrn der Ringe*. Celil und ich brachen eines Morgens in Diyarbakir auf, um beide zu besuchen, zuerst natürlich die Zauberstadt.

Wir fuhren über staubiges Land, rechts und links davon sahen wir kahle, unfruchtbare Hügel. Tierkadaver lagen am Straßenrand, und der Erdölgeruch erfüllte die Luft. Wir kamen durch eine kleine Schlucht und sahen dann den breiten, träge fließenden Tigris. In den Felswänden darüber waren lauter Höhlen zu sehen. Eine mit roten, grünen und gelben Bändern geschmückte Hochzeitskarawane kam vorbei. »Jede Hochzeit ist wie eine kleine Demonstration«, sagte Celil und grinste.

Die Höhlen wurden zahlreicher, und plötzlich sahen wir Hasankeyf: eine ganze Stadt in Hunderte von Höhlen gebaut, wie eine Bienenwabe am Berghang. Oben auf der einen Seite erhob sich ein feines, spitzes Minarett; unten im Tigris standen zwei dicke Pfeiler mit abgeflachter Spitze, zwei Klötze eigentlich, die einst eine riesige Brücke getragen hatten.

Hasankeyf ist mindestens 5000 Jahre alt – eine der ältesten Ansiedlungen in der Türkei. Ein Mosaik zahlreicher Kulturen überzieht diesen Ort: unter anderen der Assyrer, Sumerer, Römer. Die Byzantiner verwandelten die natürliche Festung in eine blühende Stadt und ergänzten die Höhlenwohnungen durch steinerne Burgen und Paläste. Später regierte eine mächtige kurdische Familie in Hasankeyf, die letzten Nachkommen von Saladin und der Aijubiden-Dynastie. Die Familienpatriarchen prägten ihre eigenen Münzen und herrschten jahrhundertlang über das umgebende Gebiet.

Celil und ich aßen am Fuß von Hasankeyf in einem reizvollen Restaurant am Fluss zu Mittag. Jeder »Tisch« war eine schwimmende Plattform, die mit Teppichen und Kissen bedeckt war. Um uns herum floss der mächtige Tigris, den ich vor vielen Monaten auf meinem Weg ins irakische Kurdistan zuerst überquert hatte. Der auf Kurdisch *Dicle* genannte Tigris wird im ganzen nördlichen Kurdistan verehrt. »Oh, du Fluss! Lass den Fluss strömen, lass den Fluss strömen ... Das ist Größe!«, heißt es in einem Volkslied.



Kurz vor Hasankeyf

Celil und ich stiegen durch einen Treppentunnel empor, der sich durch den Berg aufwärts grub und oben in einer Höhle endete. Als wir aus dieser hinaustraten, sahen wir uns von Dutzenden weiterer Höhlen umgeben, die zumeist Teil eines riesigen Freilichtmuseums waren, in dem es Teehäuser und Andenkenläden gab, obwohl einige Höhlen immer noch bewohnt waren. Oben auf einem Hügel standen die Ruinen des Großen Palastes, in dem es 400 Räume geben soll, und auf einem anderen Hügel die Ruinen der Großen Moschee, die ursprünglich als Kirche erbaut worden war. Es herrschte ein Gedränge von Touristen, einheimischen ebenso wie ausländischen.

Obwohl es schier unvorstellbar erscheint, ist Hasankeyf durch den möglichen Bau des Ilisu-Staudamms gefährdet, ein Projekt, das etwa hundert kurdische Dörfer und viel Ackerland zu überschwemmen und versenken, 30 000 Dorfbewohner heimatlos zu machen und Dutzende von archäologischen Stätten zu zerstören droht. Die

Pläne für den Damm wurden schon vor Jahrzehnten vorgestellt, aber das Projekt steckt immer noch im Planungsstadium, weil es weltweit umstritten ist. Einige ausländische Regierungen, die einmal bereit waren, das Vorhaben finanziell zu unterstützen, haben sich dank der Überzeugungsarbeit besorgter Natur- und Kulturschützer zurückgezogen.

Der Ilisu-Staudamm gehört zu dem türkischen Entwicklungsprojekt für Südostanatolien – kurz GAP –, das für sich allein schon höchst umstritten ist. Es ist ein kühner 30-Milliarden-Dollar-Plan mit dem Zweck, die Flüsse Euphrat und Tigris zur Energiegewinnung und Bewässerung zu nutzen. GAP erfordert den Bau von 22 Staudämmen und 19 Wasserkraftwerken, von denen einige bereits gebaut wurden. Türkische Politiker stellten das Projekt anfangs als etwas dar, das den Kurden nützen sollte, weil es Arbeitsplätze schaffe; doch viele Fachleute glauben, dass das Gegenteil der Fall ist, da die wenigsten Kurden über die erforderlichen Fertigkeiten verfügen und weil insgesamt mehr als 70 000 Kurden vertrieben würden. Zudem hat GAP heftigsten Protest von Syrien und Irak ausgelöst, weil deren Wasserversorgung durch die Staudämme drastisch verringert werden würde. Wasser ist nach Meinung mancher Experten in den kommenden Jahrzehnten wertvoller für den Nahen Osten als Öl und wird die Ursache künftiger großer Kriege in der Region sein.

Celil und ich wanderten durch die Bilderbuchstadt, tranken hier eine Tasse Tee, aßen dort ein Gebäckstück – eine notwendige Stärkung für Batman, wie sich herausstellte, denn dort traf mich das Grauen des gegenwärtigen Lebens im türkischen Kurdistan besonders heftig.

An und für sich bot Batman keinen besonders schlimmen Anblick, sondern wirkte eher undefinierbar. Die Stadt war größtenteils erst im letzten halben Jahrhundert erbaut worden, nachdem man in

den nahe gelegenen Bergen Öl gefunden hatte. Batman lag rund um eine Innenstadt mit breiten Durchfahrtsstraßen, an denen moderne drei- und viergeschossige Gebäude standen. An vielen Ecken sahen wir Banken und Hotels für Geschäftsleute, dazu Restaurants und Internetcafés. Doch diese Durchschnittlichkeit täuschte.

Als wir in der Stadt ankamen, gingen Celil und ich geradewegs zum Filialbüro der *Yeniden Özgür Gündem*, der prokurdischen Zeitung, um den Journalisten Nihat Çelik aufzusuchen, Celils Freund. Vor dem Gebäude hingen in einem Jeep Polizisten herum und beobachteten argwöhnisch ein DEHAP-Wahlkampfbüro nebenan, vor dem besonders viele Männer auf den üblichen Hockern saßen und Tee tranken. Über ihnen flatterten die kleinen dreieckigen Wahlkampfwimpel. Frauen waren nicht zu sehen.

Mehrere Männer kamen auf mich zu, um mich zu begrüßen. Als sie hörten, wo ich herkam, fragten sie mich, was das amerikanische Volk – nicht die US-Regierung – über das Leiden der türkischen Kurden dachte.

Vielleicht war ich zu aufrichtig.

»Wie ist es möglich, dass die amerikanische Öffentlichkeit nichts von unserem Leiden weiß?«, riefen sie empört. »Wir rufen seit 20 Jahren um Hilfe. Warum hat Amerika uns nicht gehört?«

Der Hausgang, der zum Büro der Zeitung führte, war mit mehr als einem Dutzend Schwarzweißfotos beklebt. Ich war nun schon lange genug in Kurdistan, um zu wissen, was das bedeutete.

Die Zeitung erschien seit 1991, gleich nachdem das Verbot der kurdischen Sprache aufgehoben worden war; allerdings erschien sie auf Türkisch, um eine größere Leserschaft zu erreichen. Anfänglich hieß sie einfach nur *Özgür Gündem*, wurde aber 1993 eingestellt und hatte als Nachfolger eine lange Reihe anderer Publikationen, jeweils unter anderem Namen – im Wesentlichen jedoch war es stets die gleiche Zeitung.

Von Anfang an hatte die Zeitung es sich zur Aufgabe gemacht, die von den türkischen Sicherheitskräften im Südosten begangenen Menschenrechtsverletzungen zu veröffentlichen. Sie wurde von ihren Kritikern auch als »PKK-Tageszeitung« bezeichnet, denn zeitweise brachte sie eine von Öcalan unter Pseudonym geschriebene Kolumne – und dafür bezahlte sie einen hohen Preis. Die Redaktionsbüros wurden bombardiert, die Zeitungen konfisziert, die Angestellten verhaftet, gefoltert und getötet, denn sie standen unter der Anklage, die PKK zu unterstützen. Bis April 1994 waren 17 Redakteure und Vertriebsmitarbeiter ermordet worden oder verschwunden.

Fünf der ermordeten Journalisten, darunter eine Frau, stammten aus Batman, und ihr Geist lag wie ein Sargtuch über den abgenutzten Redaktionsbüros, während Nihat, Celil und ich hier Tee tranken und miteinander sprachen. Seit dem Ende des Bürgerkriegs hatte die Zeitung ihre Berichterstattung ausgeweitet und mehr Beiträge über Kultur und soziale Themen gebracht, aber Nachrichten über Verbrechen gegen die Menschlichkeit wurden weiterhin unvermindert veröffentlicht. Die Drohungen gegen die Zeitung hatten nachgelassen, und seit Mitte der neunziger Jahre war kein Journalist mehr von unbekanntem Tätern ermordet worden. Trotzdem bewegten sich die Mitarbeiter von *Özgür Gündem* stets mit größter Vorsicht in der Stadt und wagten sich nie in menschenleere Gegenden, ebenso wenig gingen sie nach Einbruch der Dunkelheit allein aus.

Sie waren nicht die einzigen Opfer. Während des Bürgerkriegs war Batman die Hauptstadt der Morde im Südosten: Allein 1992/93 wurden 180 Zivilisten getötet. Die Täter waren oft maskierte Männer, die am helllichten Tag mordeten. Entweder durchsiebten sie ihre Opfer mit Kugeln, oder sie schlichen sich von hinten an und schossen ihnen aus nächster Nähe in den Hinterkopf. Unter den berühmtesten Opfern war Mehmet Sincar, ein kurdischer Politiker,

der an einem Samstagnachmittag im Jahr 1993 zusammen mit einem Politikerkollegen niedergeschossen wurde, als sie durch den Bazar von Batman gingen. Der Personenschutz der Polizei, der sie begleitete, war rätselhafterweise genau einen Moment vor dem Attentat verschwunden. Die Kurden waren davon überzeugt, dass der Staat hinter dem Mord steckte, während die Behörden die Hisbollah beschuldigten.

Die Hisbollah war in diesem Fall eine kleine türkische Islamisierungsgruppe, die Anfang der neunziger Jahre in Batman saß und nichts mit der bekannteren schiitischen Terrororganisation zu tun hatte, die vom Libanon aus operiert und vom Iran unterstützt wird. Damals lebte der Islamismus in der Region auf, und die religiösen Führer und Antreiber behaupteten, die PKK hätte ebenso wie die offizielle Politik versagt, weswegen der radikale Islam die einzige Antwort sei. Seltsamerweise waren von den angeblich von dieser Hisbollah bis Ende 1993 ermordeten etwa 500 Journalisten, Menschenrechtsaktivisten und Intellektuellen alle freimütig prokurdisch – und keiner der Mörder wurde je gefunden. Viele Kurden ebenso wie neutrale Beobachter glauben, dass die Hisbollah und der türkische Staat zusammenarbeiten, mit Sicherheit auf regionaler, vermutlich aber auch auf nationaler Ebene.

Die Morde hörten 1995 plötzlich auf. »Es war, als wäre ein Seil gekappt worden«, sagte ein Bewohner von Batman. »Jahrelang gab es sechs oder sieben Morde am Tag – und dann plötzlich keine mehr. Hätte ein echter ideologischer Wandel dahinter gestanden, wären die Morde langsam weniger geworden.«

Der Journalist Nihat, Celils Freund, führte uns während unseres Aufenthalts in Batman herum. Er war dreißig, trug Bart und Brille, Jeans und Militärjacke, war kenntnisreich und voller Engagement für seinen Beruf und die Sache der Kurden.

An unserem ersten Abend in Batman nahm Nihat uns in ein Teehaus mit großem Garten mit. In der schwachen gelblichen Beleuchtung saßen wir auf vierbeinigen Hockern, bestellten mehrere Runden Tee und kauften einem ambulanten Verkäufer eine Tüte gesalzener Wassermelonenkerne ab. Ich war hier die einzige Frau, und so war es auch in allen anderen Teehäusern und Restaurants, die ich in Batman aufsuchte. Die meisten Restaurants der Stadt ließen keine Frauen zu, und nach Dunkelheit entdeckte ich überhaupt nirgends Frauen. Die Atmosphäre in Batman war anders als in dem lebhaften Diyarbakir, wo ich vielen Frauen auf den Straßen begegnet war und auch junge Paare gesehen hatte, die zum Essen ausgingen – wenigstens tagsüber und in der Nähe der Universität.

Die starren Regeln, denen die Geschlechter in Batman unterworfen waren, rührten von dem geringen Alter der Stadt und dem enormen Zustrom von Flüchtlingen als Folge des Bürgerkriegs her, erklärte Nihat. Batman bestand erst 50 Jahre und hatte keine nennenswerte städtische Sozialstruktur entwickelt. Die zuwandernden Flüchtlinge hatten ihre traditionellen, patriarchalischen und rückständigen Wertvorstellungen der Stadt aufgeprägt, anstatt dass umgekehrt diese die ländlichen Zuwanderer etwas urbaner gemacht hätte, wie es normalerweise der Fall ist. Und da wegen der fehlenden sozialen Strukturen viele der Flüchtlinge aus den Dörfern in Batman kaum einen festen Halt finden konnten, gab es hier auch eine außerordentlich hohe Selbstmordrate, vor allem unter Frauen.

Obwohl genaue Zahlen nicht vorliegen, steht fest, dass Selbstmorde von Frauen im ganzen Südosten besonders häufig sind, vor allem aber in Batman. Es gab zahlreiche Gründe dafür. Viele Frauen aus Dörfern, die jetzt in Armutsvierteln zusammengepfercht lebten, waren entwurzelt, entfremdet und konnten weder den Zugang zu einer neuen Welt finden noch ihre Vergangenheit loslassen. Sie hatten kein Verhältnis zum Fernsehen, das anderen ein gewisses

Vergnügen bereitete, und sie konnten nicht mit Türkisch sprechenden Beamten in den Behörden oder mit Leuten auf der Straße reden. Ihre alten Nachbarinnen waren nicht mehr da, und es gab keinen Weg mehr, angestaute Gefühle zum Ausdruck zu bringen.

Die meisten türkischen Kurdsinnen erhängten sich oder sprangen von hohen Bauwerken, einige erschossen sich. Diese Fälle waren allerdings zweifelhaft. Es konnten auch Ehrenmorde gewesen sein, wie sie sich in der Folge der Kriegen und der Vertreibung im Südosten häuften. Experten schätzen, dass jährlich mindestens 200 Frauen und Mädchen von Mitgliedern ihrer eigenen Familien in der Türkei getötet werden. Diese Zahlen sind – wie im Irak – allerdings nicht statistisch erhärtet. Die Morde wurden oft von Minderjährigen begangen, deren Eltern sie zwangen, ihre Schwestern oder Cousinen zu töten, weil ihnen geringere Gefängnisstrafen drohten. Das dürfte sich nun aber ändern, da die Türkei ebenso wie das irakische Kurdistan im Juni 2003 Reformen verabschiedet hat, die mildere Gefängnisstrafen für Ehrenmorde nicht mehr zulassen.

Die Türkei ist ein gespaltenes Land: zwischen Türken und Kurden, zwischen Moderne und Tradition, zwischen Demokratie und Unterdrückung. Die Hälfte der Türkei ist entschlossen unterwegs ins 21. Jahrhundert, die andere ist in ihrer beengenden Feudalstruktur gefangen. Ich erlebte die Türkei in mancher Hinsicht als demokratisch – in anderer als brutale Militärdiktatur. Der Bürgerkrieg hatte alle ungunstigen Eigenschaften des Landes nach oben gespült. Vielleicht bringt jetzt der Frieden auch Hoffnung auf Wandel.

Als Celil und ich von Batman aufbrachen, brachte Nihat uns zur Bushaltestelle, nur ein kurzes Wegstück vom Stadtzentrum. Aber er verabschiedete sich nicht und ging nicht zu Fuß zurück, sondern stieg mit uns in den Bus und bat den Fahrer, ihn bei seinem Büro abzusetzen. Es war schon zehn Uhr abends. Nach Einbruch der Dunkelheit allein zurückzugehen war zu gefährlich.

Für kein Geld der Welt

Einer kurdischen Sage zufolge wuchsen Alexander dem Großen einst zwei Hörner aus der Stirn. Sie bereiteten ihm solche Schmerzen, dass er keine Stunde Schlaf mehr fand, und keiner seiner Ärzte vermochte ihm zu helfen. Eines Tages erschien ihm Gott und gab ihm den Rat, er solle in das Land der Finsternis, zum Wasser des Lebens reisen. Er befolgte den Ratschlag, kam am Meer der Finsternis vorbei und zog weiter in die Provinz Diyarbakir, wo er aus dem Tigris trank. Das Wasser linderte seine Schmerzen, doch die Hörner blieben. Er reiste weiter und gelangte zu den Quellen beim heutigen Bitlis, tief in einem schmalen Tal im Taurus, wo er sieben Tage blieb und von dem klaren, kalten Wasser trank. Am siebten Tag fiel eines seiner Hörner ab.

Er ließ seinen Schatzmeister, einen Mann namens Bedlis, kommen und befahl ihm, am Fels bei der Quelle eine uneinnehmbare Festung zu errichten. Der Schatzmeister ließ eine Zitadelle mit hohen Mauern bauen, und Astrologen sprachen magische Formeln über sie. Als Alexander von seinem Feldzug zurückkehrte, ritt er auf die inzwischen fertig gestellte Burg zu, doch Bedlis verweigerte ihm den Zutritt. Erzürnt belagerte der makedonische Kriegsherr die Festung. Vierzig Tage und Nächte tobte eine wilde Schlacht, und am 41. Tag tauchte ein Schwarm gelber Bienen, groß wie Spatzen, aus einer Höhle am Fuß der Festung auf und flog auf Alexanders Armee zu. Alle Mann flohen in Panik. Daraufhin tat Bedlis die Burgschlüssel in einen mit Edelsteinen besetzten Beutel, ging mit zahllosen Geschenken zu Alexander und fiel vor ihm auf die Knie. Er habe ge-

tan, wie sein Herr ihm befohlen, sagte er, und eine uneinnehmbare Festung gebaut, die nicht einmal die Größten aller Krieger erobern konnten. Alexander vergab ihm und benannte die Burg nach ihm.

Bitlis war ursprünglich eine armenische Stadt. Doch im Laufe des 12. Jahrhunderts zogen kurdische Nomaden in die umliegenden Berge, und 1207 wurde sie von den Aijubiden erobert. 400 Jahre später erlebte Bitlis eine Blüte und wurde zu einem bedeutenden Emirat. Im frühen 16. Jahrhundert, als die Osmanen und Safawiden um die Kontrolle über die Region kämpften, hörte der türkische Sultan auf den Rat eines edlen Staatsmanns und Gelehrten aus Bitlis, Idris Bitlisi. Bitlisi überredete den Sultan, den kurdischen Fürsten im Gegenzug für die Zahlung von Steuern und die Bereitstellung von Soldaten Teilautonomie zu gewähren. Die Stadt war auch Geburtsort eines weiteren großen kurdischen Gelehrten, Sharaf Khan Bitlisi, der 1597 die *Sharafname*, eine Geschichte der kurdischen Stämme, verfasste.

Mitte des 17. Jahrhunderts verbrachte der türkische Reisende Evliya Çelebi mehrere Monate in dem Emirat. In seiner *Seyahatnameh* beschreibt er, dass es aus mehreren Bezirken bestehe, in welchen auch die fruchtbare Mus-Ebene liege, und von einem Bündnis aus 24 Stämmen, vereint unter einem Emir, kontrolliert würde. Die Bündnismitglieder, die über Dutzende kleinerer Stämme herrschten, welche dem Emirat ihre Streitkräfte zur Verfügung stellten, seien »nicht tapfer und kriegerisch wie die anderen Kurden, sondern kultivierte und gelehrte Männer mit Henna an den Händen sowie Bärten und tiefschwarzen Augen«.

Bitlis, das als Zentrum des Handels, der Handwerkskunst und des Wissens berühmt war, besaß im 17. Jahrhundert 110 Gebetsnischen und über 1200 Werkstätten, in denen zumeist Waffen geschmiedet, Stoffe gewoben und Leder verarbeitet wurden. Auf einer

Seite erhob sich die Hauptzitadelle, die 300 Häuser umschloss, während sich darum 17 Stadtviertel mit 5000 Häusern, 70 Schulen, 20 Derwischorden, neun Karawansereien, 70 Brunnen und mindestens sieben Palästen drängten. Tausende weiterer Häuser, Sommerlauben, Obstgärten und kunstvolle Parkanlagen – in welchen »Tag und Nacht« Feste gefeiert wurden – erstreckten sich über die umliegenden Hügel.

Die Bewohner der Stadt Bitlis wurden häufig sehr alt, viele Männer gingen noch im Alter von fast hundert Jahren zu Pferde auf die Jagd. Die Frauen gingen immer verschleiert und blieben stets im Harem. »Wenn sie eine Frau auf dem Marktplatz sehen, bringen sie sie um«, schreibt Çelebi.

Celil und ich kamen an einem kühlen, schönen Herbsttag in Bitlis, etwa 350 Kilometer nordöstlich von Diyarbakir, an, stiegen aus dem modernen Bus mit Klimaanlage und gelangten auf einen heruntergekommenen Marktplatz. Klapprige Obst- und Gemüsestände säumten dunkel gepflasterte Straßen, und schmutzige Rinnsale flossen durch von Müll übersäte Gassen und unter Fußgängerbrücken hindurch. Hunderte ergrauter arbeitsloser Männer, viele mit gehäkelten Käppchen auf dem Kopf, saßen so dicht beieinander auf einfachen Hockern, dass ihre Knie, Ellenbogen und Schultern aneinander stießen. Über ihnen flatterten dreieckige Werbefahnen. Die Tage der Macht und des Wohlstands von Bitlis waren schon lange vorbei.

Mit dem Schlafsack über der Schulter wanderten Celil und ich durch eine Moschee aus dem 12. Jahrhundert und eine Karawanseerei aus dem 16. Jahrhundert, die Çelebi einst gerühmt hatte, die jetzt aber feucht und finster waren. Wir folgten einem Pfad zu den Burg ruinen hinauf. Von dort konnte ich erkennen, dass Bitlis schön gelegen ist, in ein schmales Tal gebaut wurde, ringsum umgeben von

Felsenklippen, Bergen und Pappelhainen. Doch die einstige Schönheit ist dahin. Auch von der Zitadelle war nur wenig erhalten. Nur die Stützmauern und ein paar wenige Schutzwälle standen noch, und ich konnte nicht einmal erraten, wo einst der zentrale Platz der Burg gewesen sein mochte.

Als wir von der Festung nach unten gingen, kamen wir an einem Haus vorbei, auf dessen Dach drei Männer mittleren Alters saßen und Tee tranken. Sie riefen uns nach. Das war die erste Begrüßung in Bitlis. Die Stadtbewohner schienen uns ansonsten nicht bemerkt zu haben, und keiner hatte uns in die Augen gesehen.

»Wir gehen aus Bitlis fort«, erzählten die Männer, nachdem wir ein wenig geplaudert und ein Glas Tee getrunken hatten. »Hier gibt es keine Arbeit, und es sind zu viele Dörfler hierher gezogen. Als wir jung waren, hatte Bitlis viele reiche Familien und war für seinen Honig und Tabak bekannt. Das da war auch eine Tabakfabrik.« Sie deuteten auf ein langes weißes Gebäude auf einem Hügel jenseits des Tals. »Aber inzwischen sind die meisten alten Familien fortgezogen. Die Fabrik hat zugemacht. Und die Dorfbewohner sind zu ungebildet. Die können weder lesen noch schreiben. Und wählen die *shaikhs*. In unseren Augen ist das eine Beleidigung! Früher war Bitlis für seine Gelehrsamkeit berühmt!«

»*Shaikhs?*«, fragte ich. Ich hatte gehört, dass die Gegend um Bitlis – zusammen mit Van im Osten, Hakkari im Südosten und Urfa im Südwesten – zu den am meisten von Stämmen beherrschten Regionen im türkischen Kurdistan zählt, aber dies war nun das erste Mal, dass ich etwas von *shaikhs* hörte.

»Haben Sie nicht all die politischen Parteien bemerkt?«, fragten die Männer und deuteten verächtlich auf die flutternden Werbefahnen. »Die werden alle von *shaikhs* kontrolliert – alle, bis auf die DEHAP. Die *shaikhs* sind die Ursache unserer ganzen Probleme, sie sind der Grund, warum das Industriezeitalter hier nie eingezogen ist.«

Später erfuhr ich, dass Bitlis nach der Abschaffung der kurdischen Emirate Mitte des 19. Jahrhunderts ein Zentrum fanatischer Naqshbandi-Sufi-*Shaikhs* wurde, die sowohl Leid als auch Hoffnung brachten. Vor Ende des 19. Jahrhunderts hatte Bitlis Kurden, Türken, Armenier und andere Minderheiten beherbergt, die alle friedlich nebeneinander lebten. Doch als die alte Ordnung zerbrach, führten die fanatischen Predigten der *shaikhs* zu Massakern an den Minderheiten und lösten zugleich große kurdische Revolten gegen die osmanischen Herrscher aus. Auch in den letzten Jahrzehnten übten die *shaikhs* ihren Einfluss aus, allerdings in gemäßigter Form.

»Was ist mit den *aghas*?«, fragte ich die drei Männer. »Sind die noch mächtig?«

»Ja, natürlich – *aghas*, *shaikhs*, die sind doch alle gleich«, antworteten sie. »Denen geht es doch nur um Politik und Geld.«

Zwar war ich nicht lange genug im Südosten, um die dortige Stammeskultur richtig kennen zu lernen, doch ich musste auf meiner weiteren Reise häufig an die Wörter der Männer denken. Denn sobald man Diyarbakir hinter sich lässt, insbesondere in Wahlkampfzeiten, wird einem die enge Verbindung zwischen den kurdischen *aghas* und Politikern bewusst, da viele kurdische Stammesführer tatsächlich Politiker sind, und viele leben in Ankara, am türkischen Regierungssitz. Eine solche Verbindung existierte natürlich auch im Irak, und wahrscheinlich in gewissem Maße im Iran, aber in der Türkei war sie offenkundiger, zum Teil, weil dies ein demokratischeres Land ist und Machenschaften leichter aufzudecken sind, zum Teil, weil sich viele Parteien – nicht nur zwei wie im Irak – um die Gunst der Stämme bemühen. Während meines Besuchs wurde in der türkischen Presse häufig spekuliert, welche kurdischen *aghas* sich mit welchen Parteien zusammentaten, da die Stämme, von denen einige Zehntausende Mitglieder zählen, viele

davon Analphabeten, in der Regel so wählten, wie es ihnen ihre Führer vorschrieben.

In der Vergangenheit haben sich die meisten kurdischen *aghas* bei Wahlen auf die Seite des türkischen Staates geschlagen und für Parteien der äußersten Rechten gestimmt, gegen linksgerichtete kurdisch-türkische Parteien – ein Hauptgrund, warum die DEHAP bei der Parlamentswahl 2002 nur 6,2 Prozent errang. Als Wahrer des Status quo wünschen sich die meisten *aghas* nichts weniger als eine Bedrohung ihrer Position, die dank des Dorfbewachungssystems seit Mitte der achtziger Jahre gestärkt wurde. *Aghas*, die dem Staat Dorfwachen stellten, wurden reich belohnt, außerdem errangen sie die bewaffnete Kontrolle über das Land – fast wie in früheren, unruhigeren Jahrhunderten, als die Kurden für ihr Räuberunwesen berüchtigt waren. Zwar standen die Dorfwachen offiziell unter dem Kommando des türkischen Militärs, doch in Wahrheit wurden sie von niemandem kontrolliert und konnten ungestraft handeln und gegen jeden vorgehen, von verdächtigen Guerillakämpfern bis hin zu missliebigen Stammesmitgliedern.

Doch ungeachtet der Dorfwachen haben die kurdischen Stämme in der Türkei nach Aussage des Kurden-Experten Martin van Bruinessen seit Ende des Zweiten Weltkriegs eher an Macht gewonnen als verloren. Die Türkei wurde 1946 eine auf Bezirken basierende Mehrparteiendemokratie, was bedeutete, dass die Parteien, wollten sie überleben, in den Bezirken Wurzeln schlagen mussten. Im Südosten war es dazu erforderlich, die kurdischen Stämme für sich zu gewinnen. Politiker fingen an, *aghas* im Gegenzug für Sammelstimmen Geschäftsverträge und andere Belohnungen anzubieten und Stammesführer als Kandidaten aufzustellen. Rivalisierende *aghas* schlossen und schließen sich rivalisierenden Parteien an, wechselten die Bündnisse häufig von Wahl zu Wahl, je nachdem, welche Partei welches Angebot machte.

Von Bitlis fuhren Celil und ich mit dem Bus weiter nach Osten, nach Tatvan. Das im 19. Jahrhundert erbaute Tatvan war der östlichste Haltepunkt für Züge aus Istanbul und Ankara, deren Güter hier auf Fähren verladen und nach Van, einer großen Stadt im Osten, weiter transportiert wurden.

In der lang gezogenen Stadt Tatvan gab es nicht viel zu sehen, der Vansee jedoch glitzerte im schönsten Saphirblau. Der See, 1600 Meter hoch gelegen, ist mit 3574 Quadratkilometern Fläche der zweitgrößte See im Nahen Osten. Schneebedeckte Berge flankieren ihn im Westen, Südosten und Norden, und noch weiter im Norden ragen der Große und der Kleine Berg Ararat auf. Die gesamte Region, die oft in ein außergewöhnlich silbrig weißes Licht getaucht ist, wurde durch vulkanische Aktivität geformt, wobei der Vansee entstand, als im Westen riesige Lavaströme den Wasserabfluss blockierten.

Celil und ich checkten in einem billigen Hotel ein. Trotz Tatvans Abgeschlossenheit besaß es alle modernen Annehmlichkeiten, so auch ein Internetcafé. Schließlich rief Celil Nevzat Turgut auf seinem Handy an. Nevzat war ein bekannter hiesiger Geschäftsmann, dem wir bereits angekündigt worden waren.

Schon nach einer Viertelstunde kam ein fast kahler Mann in Anzug und Krawatte und chauffierte uns zu Nevzat.

Kaum waren wir in seinem großen, aber spärlich eingerichteten Haus angekommen, das nach einem Petroleumofen und Armut roch, erzählte uns Nevzat, dass er 1980, 1990, 1993 und 1995 eine Zeit lang im Gefängnis gewesen war. Der Grund für seine Haftstrafen? Natürlich wurde er separatistischer Aktivitäten verdächtigt. 1980 war er wegen seines Einsatzes für eine Gewerkschaft eingesperrt worden und 1995 wegen seiner Mitarbeit in einer prokurdischen Partei. Aber die Inhaftierungen 1990 und 1993 seien absolut unfair gewesen und nur darauf zurückzuführen, dass ihm Cam-

pingplätze gehörten, von denen deutsche Touristen von der PKK verschleppt worden waren. »Weil ich der Besitzer sei, sagten sie, müsse ich auch PKK-Anhänger sein«, erklärte er. »Aber warum sollte ich Leute von meinem eigenen Campingplatz kidnappen?«

Nevzat hatte den Campingbetrieb längst aufgegeben und das kleine Hotel, das ihm gehörte, verpachtet, um als Chef des Einzelhandelsverbandes von Tatvan zu fungieren. Das war eine komplizierte, häufig niederschmetternde Aufgabe, weil sie verlangte, moderates Bindeglied zwischen lokalen Geschäftsleuten und den Behörden zu sein. Doch Nevzat hatte trotz seiner vielen Probleme und schwierigen Vergangenheit seine Hoffnungen und Träume für sein Volk nicht aufgegeben – ganz im Gegenteil. Er plante, für die nächste Bürgermeisterwahl zu kandidieren.

»Wäre ich Bürgermeister«, sagte er schwärmerisch, »würde ich allen Leuten Tiere schenken und sie in ihre Dörfer zurückschicken. Wäre ich Bürgermeister, würde ich Fabriken bauen, Hotels und Restaurants am See und Skigebiete. Ich würde Fische im See aussetzen, damit die Leute mehr Protein zu essen bekommen, und Kreditinstitute anlocken, damit Geschäfte aufmachen können. Ich würde die Schulen verbessern und eine Universität gründen. Ich würde einen Freizeitpark bauen. Wäre ich Bürgermeister ...«

Am folgenden Morgen gingen Celil und ich beim Touristenbüro von Tatvan vorbei. Bis Anfang der neunziger Jahre hatte der Vansee bereits einige unerschrockene Reisende, zumeist Rucksacktouristen und Campingfreunde, angelockt. Manche waren sogar auf dem Höhepunkt des Bürgerkriegs gekommen, und seit dessen Ende hat der Tourismus stetig zugenommen.

Beim Büro trafen wir Mehmet, einen großen, gebräunten Mann in einem braun-weißen Hemd, das sich eng über seinen Bauch spannte, und einem schmutzigen braunen Jackett. Er hatte schlech-

te Zähne und stand vor einem rostigen Kleinbus, der schier auseinander fiel. Doch der Schein trog. Mehmet war ein erfahrener und ehrenhafter Führer, der große Sympathie für die Fremden hegte, und sein Bus gelangte überall hin. »Beim ersten Mal ist bei mir jeder nur Passagier«, sagte Mehmet, als Celil und ich neben ihm auf dem Vordersitz Platz nahmen. »Beim zweiten Mal sind sie meine Gäste und wohnen in meinem Haus – kostenlos.«

Mehmet fuhr uns am einsamen Westufer des Vansees entlang und auf den Berg Nemrut, einen erloschenen Vulkan, dessen Lavaströme einst an der Entstehung des Sees beteiligt waren. Ganz oben, in einem weiten Krater lagen weitere Seen – ein großer tiefblauer, ein kleiner dunkelblauer, und ein dritter, schmutzig grüner. An manchen Stellen des grünen Sees brodelten heiße Quellen, während um uns herum das rote, goldene und braune Herbstlaub raschelte.

Die Hänge des Nemrut waren von schwarzem Vulkangestein bedeckt und ohne jegliches menschliches Leben. Das heißt, bis wir auf eine Gruppe junger Frauen in traditioneller Tracht trafen, die an einem Bach wuschen. Eine kümmerte sich um das Feuer unter einem großen Wasserkessel, die anderen legten Kleidungsstücke auf den Felsen zum Trocknen aus. Sie erstarrten, als sie uns erblickten, und gewannen nur langsam die Fassung wieder, als wir Hallo sagten.

Jenseits des Vulkans stand Mehments malerisches Dorf, das wie im Bilderbuch am Hang lag und weite Ausblicke auf den Vansee bot. Große Heuhaufen erhoben sich zwischen eingezäunten Gehöften. Die Häuser waren aus Lehm und Zement erbaut, und es gab eine kleine Moschee mit einem hübschen Minarett. Mehrere Frauen hockten in der Sonne, backten Brot oder wuschen, und ein Mann stand auf einer hohen, selbst gezimmerten Leiter und reparierte ein Stromkabel. Am Hang oberhalb des Dorfes grasten eine große Schafherde und ein paar Ziegen, die von jungen Frauen gemolken wurden.

Endlich bin ich in einem türkisch-kurdischen Dorf angekommen, dachte ich. Dörfer im Südosten der Türkei zu besuchen, war gar nicht so einfach. Viele Siedlungen waren im Krieg zerstört worden, und jetzt wurden die Schnellstraßen von Milizen, die Landstraßen von Dorfwachen kontrolliert. Auf dem Weg von Tatvan hierher hatte unser Bus an zwei Kontrollpunkten des Militärs anhalten müssen – sämtliche Ausweispapiere waren eingesammelt und überprüft worden –, während die Reisenden auf kleineren Straßen in der Regel ausgefragt wurden, wen sie besuchen wollten und warum. Als Ausländerin konnte ich den Leuten nur Schwierigkeiten bereiten, wenn ich in ihr Dorf kam.

»Wovor haben die Behörden eigentlich so große Angst?«, hatte ich Nihat, Celils Journalistenfreund, in Batman gefragt. Das Verbot, Dörfer zu besuchen, ergab keinen Sinn. Die Geschichte über zerstörte Dörfer kursierte nun schon seit Jahren, und ich brauchte ja in kein Dorf zu fahren, um mit Opfern zu sprechen. »Genau, es ist



Auf dem Berg Nemrut – sie heizt den Wasserkessel

völlig sinnlos«, stimmte mir Nihat zu. Aber es ist eine Möglichkeit, die Leute zu kontrollieren.«

Mehmet's Haus war klein und kühl, auf dem Boden lag ein abgetretener Teppich, und an einer Wand war Bettzeug aufgestapelt. Seine Frau und seine älteren Töchter brachten Erfrischungen – Frischkäse und Joghurt, Fladenbrot und Tee –, er aber zog ein Notizbuch hervor. Die Seiten waren voll geschrieben mit Kommentaren seiner vielen früheren Besucher – zumeist Israeli, einige Europäer und Australier, ein paar Japaner und Amerikaner. Viele hatten eine oder zwei Nächte in seinem Haus verbracht, manche waren wochenlang geblieben. »Für kein Geld der Welt«, erklärte Mehmet stolz. »Nie, niemals. Das ist immer kostenlos.«

Mehmet wollte unbedingt, dass auch wir bei ihm blieben, und war enttäuscht, als er erfuhr, dass wir andere Pläne hatten. »Nicht gegen Geld«, wiederholte er immer wieder und war erst ein wenig besänftigt, als wir versprachen, ein anderes Mal vorbeizukommen.

Wir hatten unser drittes Glas Tee beinahe ausgetrunken, als wir erfuhren, dass Mehmet's Dorf nur von außen betrachtet malerisch war. Zwar war es während des Kriegs nicht zerstört worden, doch nur noch die Hälfte seiner etwa 40 Häuser war bewohnt. Vor Jahren war auch Mehmet gedrängt worden, Wächter zu werden, aber er hatte sich in Istanbul zwei Jahre in Sicherheit gebracht und war 1994 wieder zurückgekehrt. Jetzt ignorierte er seine Dorfwachen-Nachbarn, und sie ignorierten ihn – meistens. Aber nicht immer. Gelegentlich schikanierten sie ihn oder ließen ihn verhaften und fragten, warum er so viele Fremde in das Dorf bringe und kein Geld von ihnen verlange. »Für Geld machen die alles, deshalb denken sie, Geld ist alles«, sagte er verbittert.

Die Straße zwischen Tatvan und Van führt eben am Vansee entlang. Auf der Strecke, etwa hundert Kilometer von Tatvan und fast zwei

Kilometer vom Ufer entfernt, glitzerte die felsige Akdamar-Insel, Sitz der Akdamar Kilisesi, der Kirche zum Heiligen Kreuz. Die Kirche, eine der berühmtesten historischen Sehenswürdigkeiten der Region, wurde 921 v. Chr. von den Armeniern erbaut und ist per Motorboot zu erreichen.

Akdamar Kilisesi war bekannt für ihre hervorragend erhaltenen Reliefs biblischer Szenen: Adam und Eva, Jona und der Wal, Abraham und Isaak. Und an einem der Insel gegenüberliegenden Hügel stand aus weißen Steinen groß geschrieben: »Das Vaterland kann nicht geteilt werden.«

Van ist mit 500 000 Einwohnern die größte Stadt der Region. Sie liegt ein wenig vom See entfernt und hat ein geschäftiges Zentrum, in dem sich modisch gekleidete junge Männer und Frauen in Lederjacken neben armen Dorfbewohnern und ein paar älteren, schwarz verhüllten Frauen drängten – die ersten völlig verschleierte Frauen, die ich in der Türkei sah. Celil, der zum ersten Mal in Van war, reagierte ablehnend auf die Stadt. »Es riecht nicht kurdisch«, sagte er, während ich mich an eine Warnung von Mehmet erinnerte: »In Van muss man vorsichtig sein, dort gibt es viele Polizisten in Zivil.«

Am Stadtrand, hoch auf einem Hügel, thronen die Ruinen einer riesigen, massigen Zitadelle aus dem 9. Jahrhundert v. Chr. Sie wurde erbaut, als Van Hauptstadt des Königreichs Urartu war, eines Zusammenschlusses von Stämmen, die besonders für ihre kunstvolle Metallverarbeitung bekannt waren. Das Königreich, das häufig mit seinen Nachbarn, den Assyriern, Krieg führte, zerfiel im 6. Jahrhundert v. Chr.

Celil und ich besichtigten die Zitadelle am späten Nachmittag. In Stein gehauene Stufen führten zur Festung hinauf, und auf halber Strecke fanden sich Keilinschriften, die einen König der Urartäer

rühmten. Auf der Höhe erstreckten sich zahllose Ruinen, darunter mehrere Türme und Grabkammern.

Die Ruinen, die auf der anderen Seite am Fuß der Zitadelle zu sehen waren, interessierten mich jedoch weit mehr. Ein unheimliches Gewirr von Grundmauern und Pfeilern, das sich auf vielen Hektar auf der dunklen Ebene erstreckte, waren die Ruinen der Altstadt von Van, die im Ersten Weltkrieg zerstört wurde. 1914/15 hatten armenische Guerillabanden in der Hoffnung, eine armenische Republik gründen zu können, mit den Russen kollaboriert. Dies war der Auslöser, der die nervösen Osmanen, deren Macht bereits im Schwinden war, veranlasste, die Deportation der gesamten armenischen Bevölkerung zu befehlen. Es kam zu Massakern, und einige armenische Dorfbewohner flohen nach Van, um sich mit den Stadtbewohnern im armenischen Viertel zu verschanzen. Die Osmanen belagerten mit Hilfe von Kurden die Stadt, zerstörten sie schließlich und metzelten Tausende von Zivilisten nieder. Nach der Gründung der modernen Türkei im Jahr 1923 wurde Van etwa fünf Kilometer weiter östlich völlig neu errichtet.

Vielleicht war es diese tragische Vergangenheit, nicht der kurdisch-türkische Kampf der letzten Jahre, die Van eine so seltsame Atmosphäre verlieh. Es war eine künstliche Stadt, quasi über Nacht erbaut, der jene Menschen fehlten, die sie einst mit Leben erfüllt hatten. Die Armenier hatten seit dem 6. Jahrhundert v. Chr. in Van gelebt. Das Land gehörte ihnen ebenso wie den Kurden.

In der südöstlichsten Ecke der Türkei, nur wenige Stunden Fahrt von den Grenzen zum Irak und Iran entfernt, liegt die Stadt Hakkari. Sie ist von einigen der höchsten Berge des Landes umschlossen und angeblich eine der schönsten Städte Kurdistans. Außerdem hieß es, sie sei schwierig zu besuchen. An der 210 Kilometer langen Straße zwischen Van und Hakkari reihten sich die Kontrollpunkte

des Militärs, und in der Stadt selbst, so wurde behauptet, würden Besucher in der Regel gleich bei ihrer Ankunft von der Polizei abgefangen und bis zu ihrer Abreise durch die Stadt eskortiert.

Nichtsdestotrotz brachen Celil und ich am Abend mit dem Bus nach Hakkari auf. Nach einer Stunde Fahrt über kurvenreiche Straßen kamen wir unter den unheimlichen weißen Schutzwällen der Burg Hosap vorbei, die 1643 von einem kurdischen *agha* erbaut worden war. Die isoliert auf einem Felsen stehende Zitadelle war von Flutlicht angestrahlt, als wolle sie an die noch immer vorhandene Macht der Stämme erinnern.

Ich hatte mir Sorgen wegen der militärischen Kontrollpunkte gemacht, doch die erzwungenen Stopps – fünf insgesamt – verliefen ohne Zwischenfall, waren aber zeitraubend. Milizen bestiegen den Bus und sammelten Personalausweise und meinen Reisepass ein. Mal kontrollierten sie alle, mal nur ein paar wenige, mal überprüften sie Namenslisten, mal durchsuchten sie Gepäckräume, mal nahmen sie mich besonders unter die Lupe, mal ignorierten sie mich. Doch jedes Mal, wenn sie in den Bus stiegen, wurde es mucksmäuschenstill.

Als ich mir die Milizen ansah, bemerkte ich, wie jung diese Burschen waren – knapp unter oder über zwanzig. Viele waren wohl nervös, wenn nicht gar verängstigt, hier im unruhigen Feindesland zu sein. Sowohl die Türken als auch die Kurden hatten im Bürgerkrieg viele tausend Opfer zu beklagen, und der seit drei Jahren geltende Frieden war noch immer unsicher.

»Der sieht ja entsetzlich aus«, sagte Celil und meinte einen Milizionär, einen stämmigen, muskulösen jungen Mann mit bläulichen Bartschatten auf den Wangen und einem grimmig angespannten Kiefer. Aber ich war nicht Celils Meinung und hatte wegen seines schwierigen Jobs eher Mitleid mit dem jungen Mann.

Als wir in Hakkari ausstiegen, war es 22 Uhr, und es waren keine Polizisten zu sehen. Doch sie wüssten, dass wir hier waren, versi-

cherte mir Celil. Die Wachen an den Kontrollpunkten hätten gewiss angerufen. Die öden Straßen waren schlecht beleuchtet, staubig und leer, zu allen Seiten ragten dunkle Berge auf, darüber wölbte sich der schwarze, mit Sternen gesprenkelte Himmel. Celil und ich eilten in eines der beiden Hotels der Stadt, in dessen ansonsten menschenleerer Lobby ein verschlafener Portier saß, der sein Bestes tat, uns willkommen zu heißen.

Am folgenden Morgen hatte der Portier noch immer Dienst, ebenso zwei Polizisten, die vor dem Hotel postiert waren, und weitere auf der anderen Straßenseite. Sie musterten Celil und mich, als wir ins Freie traten, machten aber keine Anstalten, uns zu folgen.

Das Zentrum von Hakkari besteht aus einer kurzen Hauptstraße, die von heruntergekommenen Geschäften gesäumt ist, von welchen viele geschlossen waren. Hie und da wurden Neubauten hochgezogen, und am Stadtrand erhob sich ein großes Reiterstandbild von Atatürk, neben dem türkische Flaggen wehten. Daneben stand ein Schild: »Glücklich, wer sich Türke nennen kann«. Hakkaris Bevölkerung hat sich im letzten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts, als vertriebene Dorfbewohner in die Stadt strömten, auf über 100 000 verdreifacht, doch nach 22 Uhr waren die meisten seiner Straßen menschenleer.

Weil wir nicht so recht wussten, wo wir sonst hingehen sollten, schauten Celil und ich beim Wahlkampfbüro der DEHAP vorbei, das sich in einer großen Halle befand, in der ein paar Männer in weiten Anzügen mit langen Jacken hin und her eilten. Mehmet, ein kleiner Mann mit Alkoholfahne, begrüßte uns auf Englisch, einer Sprache, die er sich selbst beigebracht hatte, als er in den achtziger Jahren sieben Jahre im Gefängnis saß. Er war einst ein erfolgreicher Geschäftsmann gewesen, dem ein Buchladen und ein Restaurant gehört hatten, später arbeitete er als Kletterführer für Touristen, doch die Haft, viel Pech und der Krieg hatten alles zunichte gemacht.

Aber er hatte noch seine junge, schöne Frau, die wir kennen lernen sollten. Genau genommen seien sie und der Rest der Familie im Begriff, auf eine Hochzeit zu gehen, das heißt, eine Braut in einem nahen Dorf für die Hochzeit am folgenden Tag abzuholen. Ob wir Lust hätten, mitzufahren?

Und so kam es, dass Mehmet, seine Frau Medya, ihr zehn Jahre alter Sohn, eine Verwandte, Celil und ich Hakkari eine Stunde später in einem Taxi verließen. Ich bezahlte es, was Mehmet sehr peinlich war. »Es tut mir Leid«, sagte er wieder und wieder, »aber Sie sehen ja, wie es ist, wir haben keine Arbeit und kein Geld.«

Wir fuhren in hohem Tempo die Bergstraße hinunter, und die Hänge der nahen Berge schienen zum Greifen nahe. Die Baumkronen waren schneebedeckt, doch unten im Tal des Zab war noch alles grün. Wir kamen an einen Kontrollpunkt, wo eines der vordersten Autos anhielt und bezahlte, deshalb konnte der Rest der Kolonne unbehelligt durchfahren.

Medya war tatsächlich jung und schön – ich hatte so meine Zweifel gehabt – und schien auf der Fahrt vor Aufregung ganz aus dem Häuschen zu sein. Wir waren im Begriff, die Braut abzuholen! Morgen würde eine Hochzeit stattfinden! Medya, die groß und schlank war, grüne Augen und kastanienbraune Haare hatte, trug ein zweiteiliges Gewand, dessen Unterkleid leuchtend violett war, während das Übergewand aus schwarzem, dunkelrotem und grünem Samt bestand. Sie hatte fünf oder sechs Goldketten um den Hals, einen silbernen Gürtel um die Taille und hatte sich mit Lippenstift und Mascara geschminkt. Alle paar Minuten lehnte sie sich aus dem Autofenster, johlte und machte das Victory-Zeichen.

Sie war nicht die Einzige. In den Autos vor und hinter uns taten Frauen das Gleiche und ließen Taschentücher aus den Fenstern flattern. Wir waren Teil einer Kolonne von 14 Fahrzeugen, die ein mit einer nach hinten gerichteten Videokamera ausgerüsteter Toyota-

Kombi anführte, und viele der Autos waren mit Bändern im vertrauten Rot, Gelb und Grün geschmückt. »Verstehst du jetzt, was ich meine? Jede Hochzeit ist eine kleine Demonstration«, sagte Celil, als die Leute am Straßenrand das Victory-Zeichen erwiderten. Er stupste mich an. Einer der Männer, die das »V« gemacht hatten, war ein bewaffneter Dorfwächter. Viele Dorfwächter, die häufig gegen ihren Willen zu diesem Dienst gedrängt werden, unterstützen insgeheim die nationalistische Kurdenbewegung.

Wir folgten etwa 20 Kilometer dem Fluss Zab, dann bogen wir auf eine unbefestigte Straße ab, auf der sich Autos stauten. Nachdem wir geparkt hatten, schlossen wir uns einer Menschenchar an, die auf ein einfaches Haus an einem rauschenden Bach zuströmte, wo Musik vom Tonband lief und Frauen tanzten. Wie Medya trugen alle lange dunkelfarbige Kleider, sie hielten sich an den Händen, verneigten und drehten sich, während die Männer, in langweiliger westlicher Kleidung, zusahen.

Medya und ich tanzten eine Weile mit – den *saypah*, den ich aus dem Irak und Iran kannte –, dann machte ich Fotos. Mit einem Schlag änderte sich die Musik, und einige Leute rannten zu ihren Autos. Gleich würde die Braut herauskommen! Sie wollten bereit sein, sich der Autokolonne anzuschließen. Andere warteten, bis eine Frau, gehüllt in ein gelb, rot und grün gefärbtes Tuch, die Stufen hinunter und zu einem bereitstehenden Hochzeitsauto geleitet wurde. Die Braut war komplett verhüllt und würde dies auch bleiben, bis sie sich in Hakkari in reiner Frauengesellschaft befand. Und auch dann würde sie nicht lächeln, da kurdische Bräute nicht den Eindruck vermitteln sollen, als seien sie darauf erpicht zu heiraten.

Wir fuhren den gleichen Weg zurück, und es wurde wieder viel gesungen, gelacht, geklatscht, Victory-Zeichen gemacht und aus dem Fenster gelehnt. Medya war sogar noch aufgedrehter als zuvor, und ich fürchtete mehrere Male, sie könnte während der Fahrt aus

dem Auto fallen. Aber wir gelangten heil ans Ziel und gingen zum Mittagessen ins Haus des Bräutigams. Als wir ankamen, lag bereits eine Unmenge von Schuhen vor der Tür, und ein Junge war gerade dabei, sie so zu stellen, dass ihre Spitzen nach vorn zeigten, wenn die Gäste das Haus verließen.

Am Nachmittag wurden Celil und ich im Wahlkampfbüro der DEHAP, in der jetzt großer Betrieb herrschte, von einer Gruppe Männer und Frauen bedrängt, die alle begierig waren, uns ihre Geschichte zu erzählen. In einer Ecke des Raums bildeten wir einen großen Stuhlkreis, und alle fingen gleichzeitig zu reden an. Sie hatten so viel zu erzählen, und so wenige hatten ihnen bisher zugehört, denn nur selten kamen Fremde nach Hakkari. Von Trauer und Mangelernährung gezeichnete Gesichter mit eingefallenen Wangen und tief liegenden Augen umgaben mich.

Die Geschichten der Dorfbewohner ähnelten anderen, die ich gehört hatte. »Früher, da ist es uns ganz gut gegangen«, sagte ein Mann aus dem Dorf Kavalkoy. »Selbst die ärmsten Familien hatten hundert Schafe, genug zum Leben. Wir haben unseren eigenen Joghurt und Käse hergestellt und nur Zucker und Kleidung in der Stadt gekauft. Aber jetzt sind 90 Prozent von uns arbeitslos, und wir haben nichts.«

Mehr als die meisten anderen, mit denen ich gesprochen hatte, litten die Dorfbewohner aus der Gegend um Hakkari unter dem Verlust ihrer Herden. Viehherden, seit Jahrhunderten die wirtschaftliche Grundlage der Kurden, waren in dieser Region, die sich nicht für den Ackerbau eignete, besonders wichtig. Doch die Milizen hatten den Dorfbewohnern ihre Tiere entweder einfach gestohlen oder sie gezwungen, diese billig zu verkaufen. »Wir haben sie überstürzt verkauft, weil wir um unser Leben fürchteten«, sagte ein Mann aus einem Dorf bei Çukurca. »Und manchmal sind die Käufer aus dem Westen gekommen und haben mit ungültigen Schecks bezahlt.«

Später erfuhr ich, dass es 1984 in der Provinz Hakkari fünf Millionen Stück Vieh gegeben habe, Ende der neunziger seien es weniger als eine halbe Million gewesen. Mit Tierzucht wurden 1970 12,3 Prozent des Bruttosozialprodukts der Türkei erwirtschaftet, 1997 waren es nur noch 2,2 Prozent gewesen.

Aufgrund der kritischen Lage unweit der Grenzen zum Iran und Irak sei Hakkari außerdem Ziel besonders gründlicher Überwachung und Sicherheitsmaßnahmen. Laut Aussage der Dorfbewohner war die Stadt von Stacheldraht, Minen und Wachtürmen umgeben, von welchen Milizen jede Bewegung verfolgten und mit Wärmebildkameras beobachteten, ob sich größere Menschengruppen versammelten. »Noch vor Beginn des Wahlkampfs vor sechs Wochen konnten wir uns nicht zu einer so großen Gruppe wie hier versammeln«, erklärte ein Mitglied der DEHAP. »Fünf oder mehr Leute galten schon als illegal. Und für Hochzeitsfeiern mussten die Leute eine Genehmigung einholen.«

Doch auch der Wahlkampf erwies sich als höchst schwierig. Milizen hielten DEHAP-Mitglieder davon ab, übers Land zu reisen und Wahlkampf zu machen, und Dorfbewohner wurden eingeschüchtert, sie müssten gegen die kurdische Partei stimmen. Ein Bericht des in London ansässigen *Kurdish Human Rights Project* schätzte später, dass in der Region Hakkari sage und schreibe 25 000 Menschen an der Stimmabgabe gehindert wurden.

Doch diese Praktiken entsprächen nicht der Regierungspolitik, erzählte mir ein junger kurdischer Journalist aus Hakkari ein paar Tage später in Istanbul. »Hakkari ist weit von der Zentralregierung und von Wahlbeobachtern entfernt. In Hakkari machen die Milizen und Dorfwachen die Gesetze.«

Die Kurden in der Völkerfamilie

Als ich mich Anfang 2002 mit den Kurden zu beschäftigen begann, wusste kaum ein Amerikaner, um wen es da ging. Ein Jahr später hatte sich das grundlegend geändert. Jeder, der den Krieg im Irak ein wenig verfolgte, wusste, dass die irakischen Kurden die treuesten Freunde der Amerikaner waren, den US-Truppen *Peshmerga*-Milizen zur Seite stellten und die Besatzungssoldaten mit großer Freude begrüßten – im Gegensatz zu den Arabern, deren Haltung weit ambivalenter war. Ihr Gebiet war in den Monaten der eskalierenden Gewalt nach dem offiziellen Kriegsende die einzig sichere Region im Irak. Kurdische Soldaten, die in anderen Landesteilen stationiert waren, nahmen Diensturlaub und zogen ins irakische Kurdistan.

Jeder Amerikaner, der diesen Krieg ein wenig aufmerksamer beobachtete, wusste auch, dass es zwischen der Türkei und den Kurden offene Fragen gibt. Am 1. März 2003 stimmte das türkische Parlament gegen die Entsendung von Truppen zur Invasion in den Irak – ein mutiger und demokratischer Akt (über 90 Prozent der Türken waren gegen diesen Krieg), der die Vereinigten Staaten erzürnte, die fest mit dieser Unterstützung gerechnet hatten. Einer der Haupteinwände der Türkei gegen den Krieg war die Befürchtung, er könnte die türkischen Kurden ermuntern, für mehr Autonomie zu kämpfen und sich vielleicht mit den irakischen Kurden zusammenzutun, um den Versuch zu unternehmen, ein separates, unabhängiges Kurdistan zu schaffen.

Sosehr ich auch von der Notwendigkeit der Entmachtung des Baath-Regimes überzeugt war, so sehr war ich gegen diesen Krieg,

beziehungsweise gegen die Art, wie dabei vorgegangen wurde. Ich glaubte, die amerikanisch-britische Allianz hätte ihn nicht allein führen müssen, wäre man diplomatischer gewesen und hätte man sich mehr Zeit gelassen. Dann hätte der Sturz Saddam Husseins von einer größeren Koalition, wenn nicht gar von den Vereinten Nationen, vorangetrieben werden können. Ich fürchte, dass die USA einen kurzfristigen Sieg auf Kosten einer langfristigen Niederlage der ganzen Welt errungen haben, einer Vertiefung der schon jetzt tragischen Kluft zwischen Ost und West, die noch jahrzehntelang Auswirkungen haben wird. Ich konnte mir selbst im günstigsten Fall – der schnellen Bildung einer starken Demokratie im Irak – nicht vorstellen, wie dies eine grundlegende Änderung in der Region herbeiführen und andere despotische Regimes veranlassen sollte, dem Beispiel zu folgen. Außerdem bezweifelte ich Amerikas langfristiges Engagement für das irakische Volk und war über die offenkundig fehlende Planung für die Nachkriegszeit entsetzt, die sich besonders an der unzureichenden Zahl der Soldaten im Land zeigte und unnötig viele Menschenleben und Zerstörung kostete.

Nachdem die Kämpfe vorüber waren, erübrigten sich meine Bedenken. Saddam Hussein war gestürzt! Es war kein besseres Ergebnis denkbar. Ich freute mich riesig für alle Iraker und insbesondere für meine irakisch-kurdischen Freunde. Ich hatte mit eigenen Augen gesehen, wie sie unter seiner Herrschaft leben mussten.

Alle meine Bekannten im irakischen Kurdistan hatten den Krieg gut überstanden. Meine Gastfamilie in Dohuk, Majed und Huda, bekam ein weiteres Kind, einen Sohn, und Zobayda, die Schwester, die mir während meines Aufenthalts am meisten geholfen hatte, studierte inzwischen in Frankreich – beides Ereignisse, zu denen es auch ohne Krieg gekommen wäre, die aber dennoch Ausdruck des neuen Optimismus zu sein schienen. Yousif, der Cousin aus San Diego, wurde von der US-Armee als Übersetzer angestellt, während

seine Schwester Fatma geheiratet hatte und mit ihrem Mann in die USA gezogen war. Amin unterrichtete wieder an der Kunstakademie, und mein streng überwachter Dolmetscher Bayan erhielt eine Anstellung bei einer Minenräumfirma. Dr. Shawkat, der mir so viel über Kurdistan erzählt hatte, war inzwischen PR-Berater von Mosul, einer weit größeren Stadt als Dohuk und Schauplatz des Schusswechsels Ende Juli 2003, bei dem die beiden Söhne Saddam Husseins getötet wurden.

Auch jenen Menschen, die ich am Gouverneurssitz von Erbil und Sulaymaniyah kennen gelernt hatte, ging es gut. Dr. Adil Karem Fatah, der Arzt aus Halabscha, der gezwungen war, nach Damaskus zu fliehen, war wieder im Irak. Jetzt hatte er keinen Grund mehr, Asyl zu beantragen, er wollte in seinem Heimatland sein und seinem Volk helfen. Nizar Ghafur Agha Said, der kurdisch-amerikanische Geschäftsmann, der mir in Sulaymaniyah gedolmetscht hatte, arbeitete als regionaler Berater und Dolmetscher für die amerikanische Zivilverwaltung. Die Rozhbayanis, eine meiner Gastfamilien in Erbil – die Mutter Parlamentarierin, der Vater Verleger –, waren in ihre Heimatstadt Kirkuk zurückgekehrt. Viele Beobachter hatten geglaubt, Kirkuk würde nach Kriegsende Schauplatz eines Blutbads werden, und Kurden und Araber würden – ebenso wie die türkische Armee, da sich ihr nun einmal die Chance bot – erbittert um die Kontrolle über diese Ölstadt kämpfen. Die Kurden würden jene gnadenlos angreifen, die sich während des »Arabisierungsprogramms« der Baath-Partei in ihren Häusern niedergelassen hatten, meinten die Experten. Doch trotz einiger ethnischer Spannungen und einzelner hässlicher Zwischenfälle war es bis Herbst 2003 nicht dazu gekommen. Die Kurdenführer hatten ihre Anhänger aufgefordert, Zurückhaltung zu wahren und Besitzfragen vor Gericht, nicht mit Waffen, zu klären, und die meisten Leute hatten sich daran gehalten.

Von allen meinen Bekannten im irakischen Kurdistan war Nesreen Mustafa Siddeek Berwari, die in Erbil lebende Ministerin für Wiederaufbau und Entwicklung, die mir während meines Aufenthalts so viel geholfen hatte, diejenige, deren Leben sich nach dem Krieg besonders dramatisch veränderte. Anfang September 2003 ernannte der irakische Regierungsrat, der im Juli zuvor einberufen worden war, um die USA bei der Verwaltung des Nachkriegs-Irak zu unterstützen, Nesreen zur Ministerin für Gemeindefragen und öffentlichen Dienst, ein Ministerium mit 45 000 Angestellten. Nesreen, die einzige Frau im Kabinett, ist für Städteplanung, Umwelt und, was zunächst am wichtigsten war, die Trinkwasserversorgung verantwortlich. Es war ihre Aufgabe, dafür zu sorgen, dass das Trinkwasser wieder floss. Schon wenige Tage nach ihrer Ernennung traf sie mit Zivilverwalter Bremer und Präsident Bush zusammen.

Nesreen war eine von vier kurdischen Ministern im irakischen Kabinett, während im 25-köpfigen irakischen Regierungsrat fünf Kurden saßen – Zahlen, die für die Kurden im Irak eigentlich Gutes verhießen. Zu den anderen Ressorts unter der Leitung von Kurden gehörte das überaus wichtige Außenministerium und das Ministerium für die Ausarbeitung der neuen Verfassung. Im Herbst 2003 sah es zumindest so aus, als erhielten die irakischen Kurden endlich ihre Chance und hätten einen wesentlichen und beträchtlichen Anteil an dem, was in ihrem Land in naher Zukunft geschah. Sie waren nach Kriegsende dank ihrer Unterstützung der Vereinigten Staaten im Vergleich zu anderen Irakern in einer besonders guten Position. Außerdem war die kurdische Region wirtschaftlich und organisatorisch in besserer Verfassung als der Rest des Landes, da sie in letzter Zeit erheblich weniger von UN-Sanktionen und der Baath-Herrschaft betroffen gewesen war.

Beeindruckend war auch, dass es der KDP und der PUK gelang, zusammenzuarbeiten. Zwar hielten hinter den Kulissen die Span-

nungen weiter an, doch jede Partei eröffnete noch vor Kriegsausbruch im Territorium der anderen Büros, und Massoud Barzani und Jalal Talabani traten der Welt als vereinte Front entgegen und gaben im Bemühen, die kurdischen Interessen voranzutreiben, gemeinsame Erklärungen heraus.

Dennoch kam ich nicht umhin, das Ende der halbautonomen Zone zu bedauern. Diese Zone war zwar in vieler Hinsicht keine gute Sache gewesen: Die Kurden hatten in Angst gelebt, und die Vereinten Nationen hatten zu viel Macht besessen. Dennoch hatten die Kurden in diesen quasi unabhängigen Jahren ihre eigene Flagge, ihr eigenes Geld und ihre eigenen Milizen besessen und hatten sich, und nur sich, in einem einzigartigen, interessanten und insgesamt recht erfolgreichen Experiment registriert. Jetzt wurde ihnen befohlen, sowohl die irakische als auch die kurdische Flagge zu hissen, ihre Währung galt nicht mehr, ihre *peshmerga* sollten sich in die nationale Armee eingliedern, und sie sollten mit anderen die Regierung eines neuen, multi-ethnischen Irak teilen. Für die Kurden waren die Zeiten vorbei, als sie an Kontrollpunkten Zölle eintrieben, Öl aus dem von Baath beherrschten Irak in die Türkei schmuggelten und aus dem Topf von *Oil for Food* großzügig bedient wurden. In Zukunft würden sie mit anderen Teilen des Irak um die nationalen Ressourcen wetteifern und mit dem von Bagdad vorgegebenen Etat auskommen müssen. Arabische Touristen strömten bereits in die kurdische Region, und wieder hörte man auf den Straßen die arabische Sprache, die während meines Besuchs noch gemieden wurde und die viele jüngere Kurden nicht verstehen. Das magische Reich war bereits wieder im Schwinden begriffen.

Solche Veränderungen sind natürlich unausweichlich, wenn man einen neuen Irak schaffen will. Für die Iraker allgemein waren die nach dem Krieg eskalierende Gewalt und die zunehmende Präsenz islamistischer Extremisten im Land weit beunruhigender. Doch für

die irakischen Kurden war die Vorstellung besonders alarmierend, dass vielleicht kein wirklich föderalistisches System eingerichtet würde und kurdische Interessen von den arabischen Nationalisten übergeben werden könnten, die sich für eine starke Zentralregierung einsetzten. Wieder kam die problematische Frage der Entsendung türkischer Truppen in den Irak auf die Tagesordnung. Und wieder waren die Kurden eindeutig dagegen – ebenso wie die Araber, die ihre eigenen schrecklichen Erinnerungen an die Osmanen hatten. Doch bis zur letzten Minute, als die Türkei den Plan schließlich fallen ließ und sagte, sie würde nur dann Truppen in den Irak entsenden, wenn dieser sie darum ersuche, schienen die Amerikaner und Türken die Sache unter sich auszumachen. Hier ging es um die große Politik, bei der man die Position eines kleinen Verbündeten wie die Kurden nicht zu berücksichtigen brauchte, schienen die Amerikaner zu sagen. Ein Hinweis auf die zukünftige US-Politik in dieser Region?

Es wird letztendlich Jahre dauern, bis die ganze Irak-Frage gelöst ist. Die Bildung einer Nation ist ein langer und mühsamer Prozess, und neben den USA werden viele fremde Mächte – Iran, Türkei, Syrien, Saudi-Arabien, Russland und Frankreich – versuchen, sowohl politisch als auch wirtschaftlich Einfluss auf die junge Nation zu nehmen. Es könnte noch immer zu großen ethnischen Auseinandersetzungen kommen, und Extremisten könnten hier dauerhaft Fuß fassen – dann würden die Besatzungstruppen wahrscheinlich weit länger bleiben müssen als ursprünglich angenommen. Trotz meiner großen Sorgen hinsichtlich der langfristigen Auswirkungen des Krieges war ich, wenn auch unter Vorbehalt, optimistisch für die Zukunft der irakischen Kurden – falls die Gewalt eingedämmt werden könnte, falls die USA Kurs hielten und falls eine starke Föderation geschaffen würde. Es gab sowohl positive als auch negative Entwicklungen, und noch war alles offen. Die Übernahme

der Regierungsautorität im Irak durch eine neue irakische Regierung am 28. Juni 2004 sollte ein entscheidender Schritt sein – allen Sabotageversuchen arabisch-islamistischer Terroristen zum Trotz.

Zwar waren 2003 die Augen der Welt hauptsächlich auf den Irak gerichtet, doch auch in der Türkei fanden dramatische Veränderungen statt – Veränderungen, die eine ebenso große Auswirkung auf die Zukunft der Kurden im Irak haben konnten. Die überraschende Wahl der Gerechtigkeitspartei (AKP) im November 2002 unter der Führung von Recep Tayyip Erdogan, inzwischen Premierminister der Türkei, führte schon bald zu einer Reihe wichtiger Reformen. Der Aufstieg der AKP, einer proeuropäisch eingestellten, moderat islamistischen Partei, wies sowohl auf die Abkehr von den türkischen Politikern alten Stils mit ihrer häufig bedingungslosen Unterstützung der USA hin als auch auf die Übernahme demokratischer westlicher Werte durch muslimische Traditionalisten. Manche hatten Sorgen, die AKP könnte insgeheim ein islamistisches Programm verfolgen, doch sie wies diese Anwürfe zurück und legte im Jahr 2003 den Schwerpunkt tatsächlich auf Reformen, nicht auf die Religion.

Im Herbst 2003 hatte das türkische Parlament vier Gesetzespakete verabschiedet, die eine Verbesserung der türkischen Demokratie zum Ziel hatten, um sich bessere Chancen für eine Aufnahme in die Europäische Union zu verschaffen. Die ersten beiden Pakete, im Januar eingebracht, erschwerten es, politische Parteien zu verbieten, Parteimitglieder vor Gericht zu stellen und unbestraft zu foltern und zu misshandeln. Außerdem räumten sie der Presse größere Freiheit ein und ermöglichten die Wiederaufnahme von Gerichtsverfahren, die der Europäische Menschenrechtsgerichtshof kritisiert hatte. Die ersten wieder aufgerollten Fälle waren jene der am längsten inhaftierten politischen Gefangenen der Türkei: Hatip

Dicle, Orhan Dogan, Selim Sadak und Leyla Zana – Letztere ist die einzige Frau, die den Sacharow-Preis gewonnen hatte, und zwar 1995. Alle vier waren kurdische Parlamentsmitglieder und saßen seit 1994 wegen angeblicher Verbindungen zur PKK im Gefängnis. Die Beweise gegen sie waren dürftig gewesen und basierten hauptsächlich darauf, dass sie bei der Vereidigungszeremonie die verbotenen kurdischen Farben getragen und ihren Eid auf Kurdisch geleistet hatten.

Im Juli verabschiedete das türkische Parlament zwei weitere Reformpakete. Das eine hob den berüchtigten Artikel 8 des Antiterror-Gesetzes auf, jenen, der genutzt wurde, um Hunderte von Schriftstellern und andere gewaltfreie Regimekritiker zu langen Haftstrafen zu verurteilen, nur weil sie die Kurdenpolitik der Regierung angeprangert hatten. Und das zweite und bedeutendste der Reformpakete dämmte die Macht des türkischen Militärs massiv ein, indem der Nationale Sicherheitsrat zu einem rein beratenden Gremium herabgestuft wurde. Der Rat, der zu gleichen Teilen aus hohen Militärs und hochrangigen Politikern bestand, dessen Vorsitz aber ein Viersternegeneral innehatte, hatte bis dahin das Recht gehabt, in die Regierungsgeschäfte einzugreifen, wann immer er der Meinung war, die zivile Regierung verlöre die Kontrolle. Jetzt entzog das Parlament dem Rat diese Macht und beschloss, dass der Rat von einem Zivilisten geleitet werden könne und der bis dahin geheime Militäretat der parlamentarischen Kontrolle unterstellt werden solle. Noch wenige Jahre zuvor hätten solche Reformen das Militär veranlassen können, die Macht zu ergreifen, doch die breite Zustimmung für mehr Demokratie in der Türkei hatte diese Gefahr inzwischen gemindert.

Für die Republik markierten diese Reformpakete einen großen Schritt, der ihr auch das Recht eröffnete, Ende 2004 in Beitrittsverhandlungen mit der Europäischen Union einzutreten. Dennoch

blieb und bleibt die Frage nach der Umsetzung der Reformen. »Man kann Gesetze erlassen, so viele man will«, sagte Sezgin Tanrikulu, Anwalt für Menschenrechte, in einem Interview nach der Verabschiedung der Reformen. »Die Gerichte und Gesetzeshüter werden sie am Ende anwenden, wie es ihnen passt.«

Und Tanrikulu sollte 2003 tatsächlich Recht behalten. Die Wiederaufnahme des Verfahrens gegen Leyla Zana und ihre drei Kollegen, die im Frühjahr begann, kam im Schnecken tempo voran, und die Gefangenen wie auch Beobachter beklagten sich über neue Misshandlungen. Im Herbst war über den Fall noch immer nicht entschieden, obwohl aus türkischen Gefängnissen üblicherweise weit gefährlichere Kriminelle nach kürzerer Haftzeit entlassen werden. Leyla Zana wurde inzwischen freigelassen.

Kurdische Sprachkurse wurden erst über ein Jahr nach Verabschiedung des Gesetzes angeboten, und dann auch nur in einer Stadt, da Interessenten unzählige bürokratische Hindernisse zu überwinden hatten, bevor sie die Genehmigung zur Unterrichterteilung erhielten. Staatliche Einwände waren zum Beispiel, die Eingangstüren seien zu schmal, bis hin zu dem Vorwurf, es hingen zu wenige Bilder von Atatürk in den vorgesehenen Klassenräumen. Kindern kurdische Namen zu geben, war bis zum September verboten. Als dies dann zugelassen wurde, durften die Namen jedoch bestimmte Buchstaben nicht enthalten – »q«, »x« und »w«, Buchstaben, die im kurdischen Alphabet, aber nicht im türkischen vorkommen. Selbst die wenigen kurdischen Rundfunk- und Fernsehsendungen, die im Juli 2002 vom Parlament genehmigt wurden, gab es noch nicht, und angeblich kam es weiterhin zu Folter und Menschenrechtsverletzungen. Mittlerweile sind aber im staatlichen Rundfunk Sendungen in kurdischer Sprache vorgesehen.

Warum können die Türken nicht einfach lockerer werden?, überlegte ich mir, als ich von dieser Blockade las. Auf dem Höhepunkt

des kurdisch-türkischen Bürgerkriegs hatten die Türken vielleicht eine gewisse Berechtigung für ihr brutales Vorgehen gehabt, doch die PKK/KADEK hatte Mitte der neunziger Jahre aufgehört, nach Unabhängigkeit zu streben, als sie ihr Augenmerk auf gleiche Bürgerrechte konzentrierte, und nach 1999 war es zu keinen größeren Feindseligkeiten mehr gekommen. Die Weigerung der lokalen türkischen Behörden, so einfache Reformen wie kurdische Sprachkurse zuzulassen, kam mir wie eine Paranoia vor. Ebenso die allgemeine türkische Reaktion auf den Irak-Krieg, als viele Türken ihre übertriebene Furcht zum Ausdruck brachten, die irakischen und türkischen Kurden könnten sich zusammentun und für ein unabhängiges Kurdistan kämpfen. Jeder, der sich eine Weile in der Region aufgehalten hatte, wusste, dass diese Vorstellung weit hergeholt ist. Die irakischen Kurden hatten – mit den USA an ihrer Seite – viel zu viel zu verlieren, während die türkischen Kurden zu erschöpft waren, um einen neuen Krieg anzuzetteln. Darüber hinaus waren sich die PKK/KADEK und die irakischen Kurden noch immer spinnefeind.

Die vom türkischen Parlament im Juli verabschiedeten Reformen enthielten auch ein Amnestieangebot an einfache PKK/KADEK-Guerillakämpfer. Das Angebot sollte einen Neubeginn signalisieren, doch stattdessen verstärkte es die Feindseligkeiten. Die Rebellen hatten den Eindruck, die Amnestie sei heuchlerisch, da sie PKK/KADEK-Führer nicht einschloss und nur jenen verminderte Haftstrafen zusicherte, die andere, noch auf freiem Fuß befindliche Kämpfer denunzierten. Daraufhin kündigte die KADEK den seit vier Jahren geltenden einseitigen Waffenstillstand mit der Begründung auf, Ankara habe nicht wie sie guten Willen gezeigt. Die Rebellengruppe fügte jedoch hinzu, dass das Ende des Waffenstillstands nicht gleich Krieg bedeute, und in den folgenden Monaten kam es nur zu vereinzelt Gefechten.

Da die Amnestie fehlgeschlagen war, stellte sich noch immer die Frage, was mit den 5000 PKK/KADEK-Rebellen zu tun sei, die sich im Nordirak versteckt hielten. Unter der Führung von Osman Öcalan, Abdullah Öcalans Bruder, hatte sich die Rebellengruppe seit 1999 zurückgehalten und friedlich gegeben, ließ jedoch wissen, dass sie den Kampf nicht aufgebe. Die Türkei wünschte, dass die Vereinigten Staaten im Gegenzug für die Bereitstellung friedenssichernder Truppen die Guerillakämpfer vertreiben sollte; doch noch bevor dieser Vorschlag aufgegeben wurde, weil die Chancen, dass die USA die Rebellen ernsthaft verfolgten, gering waren, war die Lage im Irak bereits instabil genug. Außerdem schien die KADEK die amerikanisch-britische Präsenz in der Region zu begrüßen. Osman Öcalan teilte Journalisten mit, er wolle mit dem Westen kooperieren, um einen demokratischen Irak aufzubauen, und habe keine Einwände, dass türkische Truppen auf ihrem Weg zu friedenssichernden Einsätzen das irakische Kurdistan durchquerten.

Am Ende war das Urteil über die Reformen in der Türkei wie das Urteil über den Krieg im Irak noch immer offen. Beide Länder standen an einem historischen Wendepunkt, und es waren Veränderungen im Gange, die für die Kurden enorme Auswirkungen haben konnten. Obwohl sich die Situation in der Türkei ebenso wie im Irak noch immer ganz unterschiedlich entwickeln konnte – das Militär konnte eingreifen, die Umsetzung der Reformen konnte zu lange dauern, die Türkei konnte wieder einen Rückzieher machen –, war ich im Hinblick auf die Zukunft der türkischen Kurden vorsichtig optimistisch. Anders als der Irak besaß die Türkei bereits eine funktionierende Demokratie, so repressiv sie in mancher Hinsicht auch war, und hatte den ernsthaften Wunsch, in Sachen Reformen den Standards der Europäischen Union zu entsprechen. Korruption und Machtmissbrauch waren weit verbreitet, doch sowohl Türken als auch Kurden wollten, dass sich das änderte.

Selbstverständlich gab es noch jede Menge Risiken. Sollten der Irak beispielsweise auseinander fallen, die irakischen Kurden sich von den irakischen Arabern abspalten und die Türkei in Panik geraten ...? Alles war möglich.

Unmittelbar vor, während und nach dem Irak-Krieg erhielt ich von meinen Freunden in der Türkei besorgte E-Mails. Saddam Hussein könnte den Südosten angreifen, maskierte »Spezialeinheiten« seien wieder auf den Straßen. Doch während des Krieges und danach wurden die E-Mails beruhigend banal. Anfang Oktober schrieb mein Dolmetscher Celil: »Inzwischen fragen sich die Leute in Diyarbakir, wie es Öcalan wohl gesundheitlich geht ... Aber gestern gab es in Batman ein Festival, und Ciwan Haco, der bekannteste kurdische Rocksänger (der jetzt in Schweden lebt), ist nach 23 Jahren wieder in Batman aufgetreten, und alle sind hingefahren. Es war fantastisch.«

Meine kurdischen Freunde in Iran und Syrien waren ebenfalls mit ihrem Alltagsleben beschäftigt. Ich erhielt aus keinem der beiden Länder Berichte über vermehrte Repressionen oder irgendwelche anderen – guten oder schlechten – Folgen des Krieges. Die Ereignisse im Irak und in der Türkei hatten hinter den Kulissen zweifellos bereits Auswirkungen auf das iranische und syrische Kurdistan – iranische Politiker seien nervös, las ich –, doch im Alltagsleben hatte sich nichts geändert.

Ich dachte wieder an die vielen Fragen, die ich am Beginn meiner Reisen hatte. Wie schafften die Kurden die Balance zwischen Alt und Neu? Indem sie zwei Schritte vor, einen zurück machten. Waren sie sich noch immer selbst ihr ärgster Feind? Manchmal. Hatten sie sich neu erfunden? Ja.

Die Frage nach einem unabhängigen kurdischen Staat bleibt unbeantwortet. Die meisten Kurden in Irak, Türkei, Iran und Syrien

sprechen heute nicht über Unabhängigkeit, sondern vielmehr über gleiche Bürgerrechte und die Notwendigkeit, föderalistische Staaten einzurichten. Dennoch schwirren – wie könnte es auch anders sein? – in vielen Köpfen Träume von absoluter Unabhängigkeit herum, wobei einige es lediglich als Traum betrachten, während andere föderalistische Staaten als ersten Schritt hin zum größeren Ziel sehen.

Der kurdischen Unabhängigkeit stehen viele enorme Hindernisse im Wege. Keines ihrer Länder würde sie ohne heftigen Kampf in die Unabhängigkeit entlassen, was angesichts der Art und Weise, wie die Kurden von ihren jeweiligen Landsleuten misshandelt und gering geschätzt werden, absurd wirkt. Nach 80 Jahren der Trennung durch internationale Grenzen haben sich die Kurden zudem beträchtlich voneinander entfremdet – weil jede Gruppe einige Charakteristika ihrer Nation übernahm, da sie am Bildungssystem, der Kultur und Geschichte ihres Landes teilhatte. Die Kluft zwischen den iranischen Kurden und jenen im Irak, in Syrien und der Türkei reicht noch viel weiter zurück: auf die Osmanen, die Safawiden und die Ardalanen. Eine große Zahl von Kurden, insbesondere in der Türkei, sind gut in die Gesellschaft integriert, leben nicht mehr in vorwiegend kurdischen Vierteln und sprechen oft kein Kurdisch mehr. Außerdem haben die Kurden kein starkes Militär, keine ausreichenden finanziellen und wirtschaftlichen Mittel, nicht die nötige Organisation und Bildung und, was vielleicht am wichtigsten ist, keine vereinte pankurdische Führung. Die Kurden bleiben so ein in vielen Bereichen zersplittertes Volk – zerrissen zwischen Ländern, Regionen, politischen Parteien, Clans, Familien, Dialekten, Zukunftsaussichten, dem Alten und dem Neuen.

Und dennoch! Die moderne Technik hat in Verbindung mit der Unterdrückung alles verändert. Mittels Satellitenkommunikation und Internet haben die Kurden ihre eigenen Fernsehshows, Radio-

sendungen, Zeitungen und Websites, die theoretisch jedem Kurden überall auf der Welt zugänglich sind. Hunderttausende Kurden leben, durch die Politik aus ihrer Heimat vertrieben, in Europa oder den USA, wo sie eine immer höhere Ausbildung genießen und an Macht und Einfluss gewinnen. Die Kurden mögen zwar keinen eigenen Staat haben, doch sie besitzen einen internationalen Cyberspace-Staat und ein rasch wachsendes Gefühl nationaler Identität, das vielleicht zu einer pankurdischen Vereinigung führen könnte. Ich glaube, dass die Zeit des bewaffneten kurdischen Konflikts, zumindest in absehbarer Zukunft, vorüber ist – die irakischen *peshmerga* sind nicht mehr das, was sie einmal waren, während die türkischen und iranischen Kurden kriegsmüde sind. Außerdem ist es ein kluges, pragmatisches, fleißiges und immer anpassungsfähigeres Volk, das weiß, dass es mehr als einen Weg gibt, einen Krieg zu gewinnen.

Ich dachte an meine letzte Station in Kurdistan zurück – Dogubayazit in der Türkei, am nördlichen Rand des Kurdengebiets gelegen. Celil und ich waren von Hakkari über Van zurückgereist, am Ostufer des Vansees entlang, dann über ein trockenes braunes Hochplateau, das von einer hellblauen Himmelskuppel überwölbt war. An unserer Strecke lag Caldiran, Schauplatz der Schlacht von 1514, durch die die Grenze zwischen dem Osmanischen und dem Safawidischen Reich gezogen und das Kurdengebiet geteilt wurde. Çaldiran mit seinen vorwiegend aus Beton gebauten Wohnblocks mit Wellblechdächern wirkte vernachlässigt und heruntergekommen. Ich fragte mich, wie viele der Bürger überhaupt etwas von der folgenschweren Schlacht wussten, die einst hier stattgefunden hatte.

Die Landschaft veränderte sich, als wir auf Dogubayazit zufuhren. Ein Bergkamm nach dem anderen tauchte auf, jeder in einem

anderen Braunton, übersät mit riesigen Erhebungen gehärteter schwarzer Lava. Auf der rötlichen Erde zwischen diesen Hügeln wuchs grünes Gras, an dem sich Schafe gütlich taten. In der Ferne erhoben sich unscharf die kegelförmigen, schneebedeckten Gipfel des Großen und Kleinen Berges Ararat.

Dogubayazit, 30 Kilometer vom Iran entfernt, ist eine Grenzstadt mit ein paar schlammigen, von kleinen Geschäften, einem oder zwei Internetcafés und vielen schlecht geführten Hotels für Geschäftsleute gesäumten Straßen. Die Gendarmen behaupteten, die Stadt sei noch vor einem Jahr von Dorfbewohnern mit Handkarren und Tieren und einer erstaunlichen Zahl an Touristen bevölkert gewesen. Israelis, Europäer und Japaner waren in der Stadt, um sich den Berg Ararat und den Ishak-Pasha-Palast anzusehen, der spektakulär auf einem roten Felsen thront und sich wie ein Traumschloss gegen den Himmel abhebt. Seine Silhouette beherrschen ein spitzes gestreiftes Minarett und eine Kuppel, die mich an die Kappen erinnerte, die viele türkische Kurden trugen.

Die Fahrt zum Ishak Pasha führte uns an einem riesigen Militärstützpunkt vorbei, in dem unzählige Panzer und Lastwagen aufgereiht standen, dann eine steile rote Straße hinauf, die sich bald zwischen den Hügeln hindurchschlängelte. Als wir beim Palast ankamen, traten wir durch einen hohen Torbogen und gelangten in einen hübschen Hof, in dem ein junger britischer Künstler Skizzen anfertigte. Wir wanderten durch zahllose leere Räume, an Fenstern vorbei, die jeweils eine atemberaubende Sicht auf die dunstige Ebene und den in der Ferne glitzernden Berg Ararat boten. Aus einem Lautsprecher drang eine melancholische kurdische Melodie, von einer *dengej* gesungen. »Mutter, Mutter, heute ist Samstag; komm, wasch mir die Haare und flechte sie«, übersetzte Celil. »La-wike Metini, mein Liebster, wird kommen und Vater um meine Hand bitten, und sollte er sie verweigern, wird er mich entführen.«

Jenseits der Burg standen eine Moschee und das Grabmal von Ahmad-i Khani (etwa 1650–1706), des berühmtesten kurdischen Dichters. Khani, der wahrscheinlich aus Hakkari stammte, ist vor allem dank seines langen Gedichts *Mem u Zin*, eine von ihm in Versform gebrachte berühmte kurdische Volkssage, bekannt. *Mem u Zin*, das von den Kurden als Nationalepos betrachtet wird, erzählt die Geschichte des schönen Mem vom Stamm der Alan und von Zin vom Stamm der Bohtan, die sich ineinander verlieben. Doch Zin ist bereits einem anderen versprochen, und ihr Vater, der Emir der Boh-tan, hat einen niederträchtigen Minister namens Beko, der die beiden Liebenden zu trennen versucht. Beko schlägt dem Emir und Mem ein Schachspiel vor; sollte Mem gewinnen, kann er Zin haben, verliert er, wird er ins Gefängnis geworfen. Mem willigt ein und hat die Partie schon fast gewonnen, da lenkt Beko ihn ab. Mem wird in den Kerker geworfen. Als er freigelassen wird, stirbt er unerwartet. Zin besucht sein Grab, stirbt an gebrochenem Herzen und wird neben ihm bestattet. Mems guter Freund Qeretajdin, der auf der Jagd gewesen war, kehrt in die Stadt zurück und geht zusammen mit dem Emir und Beko zum Friedhof. Die Gräber werden geöffnet, und man findet Mem und Zin in liebevoller Umarmung. Beko streckt den Kopf vor, um lüstern hinzusehen, da enthauptet ihn Qeretajdin. Ein Tropfen Blut fällt zwischen die Liebenden, und ein Dornbusch wächst zwischen ihnen empor, trennt Mem und Zin sogar noch im Tod. Wann immer der Busch zurückgeschnitten wird, wächst er wieder nach.

In Khanis *Mem und Zin* geht es um weit mehr als nur unglückliche Liebe. Khani, der in einer Epoche großer Stammeskongflikte lebte, in der das Kurdengebiet von Osmanen und Safawiden geteilt wurde, war der Erste, der die Sehnsucht der Kurden nach Selbstbestimmung schriftlich zum Ausdruck brachte – ein Jahrhundert, bevor die Französische Revolution das Konzept des Nationalstaates

entwickelte. Die Gelehrten interpretieren Mem und Zin als die beiden zwischen Osmanen und Persern aufgespaltenen Teile Kurdistans. Beko versinnbildlicht die Uneinigkeit zwischen den Kurden, die sie weiterhin trennt. So viele mächtige äußere Feinde die Kurden auch haben, der gefährlichste lauert im Inneren.

Khani, der eine Nation entwarf, noch bevor der Begriff überhaupt erfunden war, beginnt sein Gedicht mit einer ausführlichen Einleitung, in der er Gott preist und über die Stellung berichtet, die die Kurden unter den Nationen einnehmen. Dann fährt er mit Worten fort, die heute noch ebenso aufmerksam aufgenommen werden wie vor 300 Jahren:

Seht! Unser Unglück hat seinen Höhepunkt erreicht!

Glaubt ihr, dass es besser wird?

Oder wird es bis ans Ende der Zeit so bleiben?

Ist es möglich, frage ich mich, dass auch für uns
ein Stern am Firmament aufgehen wird?

Quellen- und Literaturhinweise

»Grundlegende Informationen verdanke ich vor allem den Werken von zwei führenden Experten auf dem Gebiet Kurdischer Studien, David McDowall und Martin van Bruinessen. *After Such Knowledge, What Forgiveness?* von Jonathan Randal und *When Worlds Collide: The Kurdish Diaspora from the Inside Out*, eine unveröffentlichte Dissertation von Diane E. King, enthalten ebenfalls wichtige Informationen für die Kapitel über den Iran, während *Atatürk's Children: Turkey and the Kurds* von Jonathan Rugman und Roger Hutchings sowie *Turkey's Kurdish Question* von Henri J. Barkey und Graham E. Fuller viele Fakten für die Türkei-Kapitel lieferten. *The Kurds: State and Minority in Turkey, Iraq and Iran* von James Ciment, Michael M. Gunter's Bücher über den Irak und die Türkei, Veröffentlichungen von Human Rights Watch und die Internet-Artikel des Washington Kurdish Institute waren mir ebenfalls besonders nützlich und hilfreich.« (Ch. B.)

Im Einzelnen sei auf folgende Quellen verwiesen:

Amnesty International, *Iraq. Human Rights Abuses in Iraqi Kurdistan Since 1991*, New York 1995

Barkey, Henri J. und Graham E. Fuller, *Turkey's Kurdish Question*, Lanham, MD 1998

Bird, Isabella, *Journeys in Persia and Kurdistan*, Bd. I und II. Neuauflage London 1988; Originalveröffentlichung 1891

Bulloch, John und Harvey Morris, *No Friends But the Mountains: The Tragic History of the Kurds*, New York 1992

- Chaliand, Gerard (Hrsg.), *A People Without a Country. The Kurds and Kurdistan*, New York 1993
- Ciment, James, *The Kurds. State and Minority in Turkey, Iraq and Iran*, New York 1996
- Encyclopedia of Islam*, Bd. I–II, Leiden 1960 ff.
- Fromkin, David, *A Peace to End All Peace: The Fall of the Ottoman Empire and the Creation of the Modern Middle East*, New York 1989
- Gunter, Michael M., *The Kurds and the Future of Turkey*, New York 1997
- Gunter, Michael M., *The Kurds of Iraq: Tragedy and Hope*, New York 1992
- Hamilton, A.M., *Road Through Kurdistan*, London 1937
- Human Rights Watch, *Syria. The Silenced Kurds*, New York 1996
- Human Rights Watch, *Weapons Transfers and Violations of the Laws of War in Turkey*, New York 1995
- Human Rights Watch/Middle East, *Iraq's Crime of Genocide. The Anfal Campaign Against the Kurds*, New Haven, CT 1995
- Human Rights Watch und Physicians for Human Rights, *The Anfal Campaign in Iraqi Kurdistan. Destruction of Korremé*, New York 1993
- Izady, Mehrdad R., *The Kurds. A Concise Handbook*, Washington, D.C. 1992
- King, Diane E., *When Worlds Collide: The Kurdish Diaspora From the Inside Out*, Dissertation, Washington State University 2000
- Laizer, Sheri, *Martyrs, Traitors and Patriots. Kurdistan After the Gulf War*, Atlantic Highlands, NJ 1996
- Layard, Austen Henry, *Nineveh and Its Remains*, New York 1849
- Layard, Austen Henry, *Discoveries Among the Ruins of Nineveh and Babylon*, New York 1853

- Makiya, Kanan, *The Republic of Fear. The Politics of Modern Iraq*, Berkeley, CA 1998
- Makiya, Kanan, *Cruelty and Silence. War, Tyranny, Uprising and the Moslem World*, New York 1993
- Meiselas, Susan, *Kurdistan: In the Shadow of History*, New York 1997
- McDowall, David, *The Kurds. A Nation Denied*, London 1992
- McDowall, David, *The Kurds of Syria*, London 1998
- McDowall, David, *A Modern History of the Kurds*, New York 1997
- Pope, Hugh und Nicole, *Turkey Unveiled. A History of Modern Turkey*, Woodstock, NY 1998
- Randal, Jonathan C., *After Such Knowledge, What Forgiveness? My Encounters With Kurdistan*, Boulder, CO 1999
- Rugman, Jonathan und Roger Hutchins, *Ataturk's Children. Turkey and the Kurds*, London 1996
- Soane, Ely Bannister, *To Mesopotamia and Kurdistan in Disguise*, London 1926
- van Bruinessen, Martin, *Agha, Sheikh and State. The Social and Political Structures of Kurdistan*, Atlantic Highlands, NJ 1992
- van Bruinessen, Martin und Hendrik Boeschoten, *Evliya Celebi in Diyarbekir*, New York 1988

Deutschsprachige Veröffentlichungen:

- Alafi, Mohammad H., *Es schneit im Zagros-Gebirge. Ein Leben in Kurdistan*, Frankfurt/ Main 1998
- Aziz, Namo, *Kurdistan. Menschen, Geschichte, Kultur*, Nürnberg 1992
- Berger, Andreas, *Der Krieg in Türkei-Kurdistan*, Göttingen 1998
- Hinz-Karadeniz, Heidi und Stoodt, Rainer (Hrsg.), *Kurdistan. Politische Perspektiven in einem geteilten Land*, Gießen 2001

- Kieser, Hans-Lukas, *Kurdistan und Europa*, Zürich 1997
- Kohl, Engelbert, *Kurdistan*, Graz 2001
- Kren, Karin, *Kurdologie, Kurdistan und die Kurden in der deutschsprachigen Literatur*, Kommentierte Bibliographie. Münster 2000
- Nirumand, Bahman, *Die kurdische Tragödie*. Reinbek 1991
- Scholl-Latour, Peter, *Allahs Schatten über Atatürk*, München 2001
- Selby, Bettina, *Ararat!*, München 2004
- van Bruinessen, Martin, *Agha, Scheich und Staat. Politik und Gesellschaft Kurdistans*, 2. Auflage. Berlin 2003
- Winter, Bernhard/Haukari e.V. (Hrsg.), *Irakisch-Kurdistan: Untergehen im sicheren Hafen*, Frankfurt/Main 2002

Danksagung

Ohne die Hilfe vieler Kurden und Experten hätte ich dieses Buch nicht schreiben können. Sie öffneten mir ihre Häuser und ließen mich an ihrem Leben teilhaben, schenkten mir ihre Zeit und ihr Wissen.

Für die Irak-Kapitel bin ich Nesreen Mustafa Siddeek Berwari zu Dank verpflichtet, die mir das Leben in Kurdistan erschloss und mich in Erbil beherbergte, sowie Diane E. King für wichtige Ratschläge und das Lesen des Manuskripts. Ebenso danke ich meinen Gastgebern in Dohuk, Majed Sayyed Saleh und seiner Familie, die mir auf vielfältige Weise halfen, und Carole A. O'Leary, die mich mit der Situation der irakischen Kurden vertraut machte und auch das Manuskript las. Auch Shayee Khanaka war eine hilfreiche Leserin – danke.

Vielen irakischen Kurdenfamilien, die mich beherbergten, schulde ich Dank, so der Familie Shamdeen in Zakho, Muhsen Saleh Abdul Aziz und seiner Familie in Amadia, Kamerin Khairy Beg und seiner Familie in Baadri, Yassim Muhammad Wossou und seiner Familie in Erbil, der Familie Rozhbayani in Erbil, den Studenten der Universität Salahuddin in Erbil, Guergis Yalda und seiner Familie in Diana und der Familie von Hamin Kak Amin Bilbas in Raniya.

Viel verdanke ich all den irakischen Kurden, die keine Mühe scheuten, um mich als Führer und Dolmetscher zu unterstützen. In Dohuk halfen mir Dr. Shawkat Bamarni, Dilovan Muhammad Amin, Dr. Saadi Namaste Bamarni, Bayan Ahmed, Yousif Chamsayidi, Zerrin Ibrahim, Dr. Khairy, Herr Fadhil und Dr. Jasim Elias Murad; Amin sprang auch nach meiner Heimkehr bei Recherchen ein.

In Zahko vermittelte mir Nazira Shamdeen tiefere Einblicke in ihre Welt und Kultur. In Erbil halfen mir Fawzi Hariri, Rezan Yousif, Hozak Zahir, Himdad Abdul-Qahhar, Othman Rashad Mufti und Yonadam Kanna bei der Erkundung der Stadt, in Barzan Dr. Abdullah Loqman und Saleh Mahmoud Barzani. In Sulaymaniyah waren Nizar Ghafur Agha Said und Dildar Majeed Kittani vorzügliche Übersetzer. Safwat Rashid Sidqi, Dr. Fouad Baban, Rewaz Faiq und Yousif Hassan Hussein zeigten mir Teile von Kurdistan, die ich sonst nie gesehen hätte. In Halabscha und Sulaymaniyah nahm sich Dr. Adil Karem Fatah Zeit, um mir bei Interviews behilflich zu sein. Als Übersetzer halfen mir Khalid Muhammad Hassan Sharafani in Sumel, Hickmat Mustafa Mahmoud in Amadia, Imad Salman in Chamsaida, Janet Iskail in Diana und Ayub Nuri in Sulaymaniyah.

Bevor ich nach Irak und Syrien aufbrach, halfen mir viele Fachleute mit Rat und Ermutigungen: Michael Rubin, Omar Sheikhmous, Vertreter der KDP und PUK in den USA und in Damaskus, Mike Amitay, Deirdre Russo, Joost Hilterman, Dr. Ali Sindi, Kathy Fuad und David Hirst. Nach meiner Heimkehr waren das Washington Kurdish Institute sowie Stafford Clarry und Ann Mirani großartige Helfer, die mir neue Berichte über den Irak-Krieg, seine Folgen und die Entwicklungen in der Region sandten.

Den iranischen Teil betreffend danke ich Soleyman Soltanian in Teheran für Rat und Gastfreundschaft – und seinem Sohn Babak, der uns bekannt machte. Ich danke den Familien Bahri, Forat und Najafi, die mich in Mahabad, Sanandaj und Kermanschah beherbergten, und Hiwa Soufye, der mir die kurdische Kultur dichterisch erschloss. Hasham Salami machte mich mit der kurdischen Folklore vertraut, sein Sohn Siamand Salami mit der Musik der Ahl al-haqiqah, und Mehrdad Izady beriet mich vor der Reise. Jaleh Rewaz war eine reizende Gastgeberin in Urumieh, Nasreen Jaferi und Rojeen Shafai waren kundige Führer und Gastgeber in Mahabad,

die Organisatoren der Greenway-Konferenz begleiteten mich in Sanandaj.

Für den türkischen Teil bin ich Kani Xulam zu Dank verpflichtet, der Kontakte herstellte und Fragen beantwortete, und der Familie Sevinc in Istanbul, die meine Recherchen unterstützte. Ich danke auch Henri Barkey, der das Türkei-Kapitel des Manuskripts las. A. Celil Kaya, Sedef Esirgenc und Hivda Ustebay halfen als Dolmetscher; Suzan Samanci danke ich für ihre Begleitung und Gastfreundschaft; Kevin McKiernan, Sennacherib Daniel, Jordan Bell und Gregory Scarborough berieten mich vor meinem Aufbruch. Auch den Kurdologen Martin van Bruinessen und David McDowall und ihren umfassenden Werken verdanke ich viele Informationen.

Und ich danke meinen Lektorinnen: Wendy Hubbert für ihre Begeisterung, Nancy Miller für ihr Verständnis und ihre Freundschaft, Dana Isaacson für behutsame Straffungen und Korrekturen. Besonderer Dank meiner Agentin Neeti Madan für ihr Vertrauen in dieses Buchprojekt und Jerry Brown für seine Unterstützung bei allen Arbeiten bis zur Veröffentlichung!

Hinweis

Aus politischen Rücksichten und zum Schutz einiger Personen habe ich in diesem Buch Namen und Details geändert. Da es keine standardisierte Transkription kurdischer, persischer oder arabischer Namen gibt, wurden die gebräuchlichsten, einfachsten und der Aussprache gemäßen Schreibungen gewählt. Eigennamen von Personen habe ich nach deren besonderen Wünschen transkribiert.



REISEN · MENSCHEN · ABENTEUER

»Ich kann dieses brillante, aufrüttelnde Porträt von Menschen, die so schreckliche Verbrechen erleiden mussten und die diese noch mit bemerkenswertem Mut und Haltung und unerschütterlicher Hoffnung ertragen haben, nicht nachdrücklich genug empfehlen.«

Noam Chomsky, Professor für Linguistik, politischer Analytiker

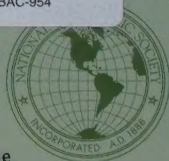
»... eindringliche und bildstarke Schilderungen von Natur und Menschen ... kenntnisreiche Exkurse in die kriegेरische Welt der Kurden ...«

Frankfurter Allgemeine



342-BAC-954

S... DIE WELT.



www.nationalgeographic.de

www.frederking-thaler.de

Die NATIONAL GEOGRAPHIC SOCIETY ist in Washington, D. C., als gemeinnützige Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaft und Bildung eingetragen. Seit 1888 hat die Gesellschaft mehr als 7000 Expeditionen und Forschungsprojekte unterstützt und damit entscheidend zum heutigen Stand unserer Kenntnisse über die Erde, die Meere und den Himmel beigetragen.

ISBN 3-89405-275-9

€ 12,00 [D]



9 783894 052751

WG 2364